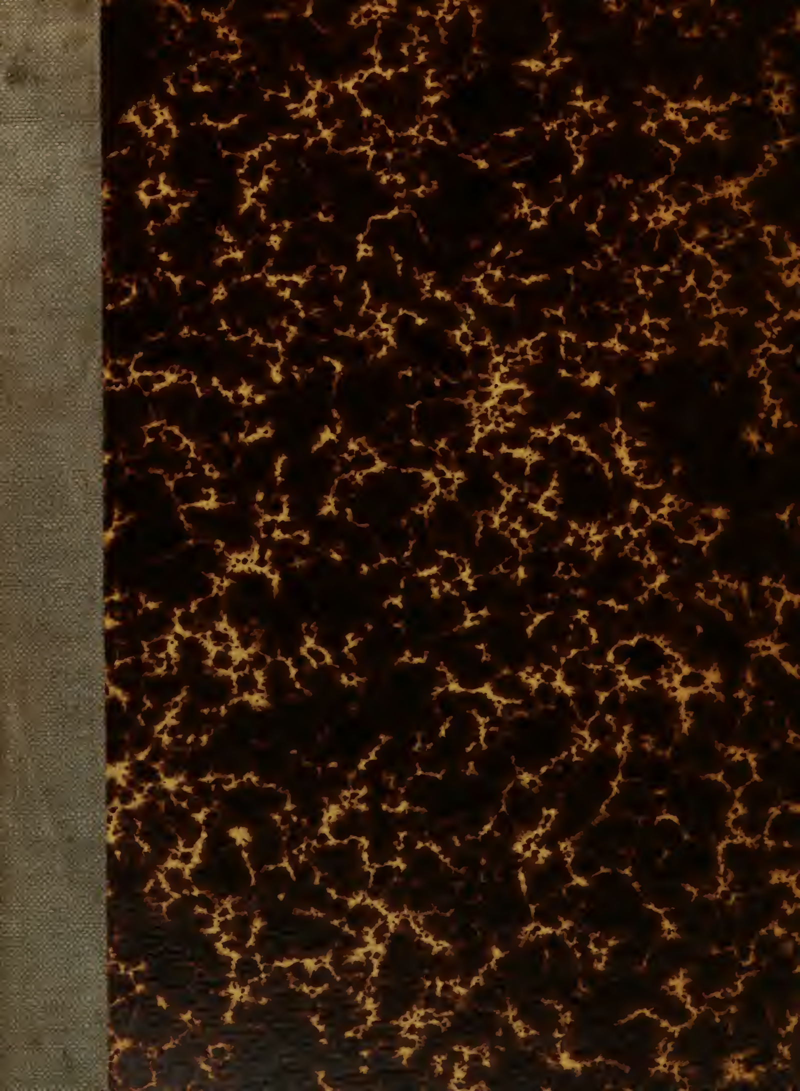








Das Ideal und die Gegenwart.

Von

Adolf Bernhard Marx.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

Berlepsch, A. H., Die Alpen in Natur= und Lebensbildern. Dritte Auflage. **Für den Reisegebrauch redigirt.** Mit 6 Illustrationen in Holzschnitt. 8. eleg. geb. 1 Thlr.

Andreä, Wilhelm, Die Sturmvögel. Cultur= und sittengeschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Andree, Dr. Richard, Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Reisen in Schottland. Mitteloctav=Format. eleg. broch. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New=York. Roman. 8. broch. 1½ Thlr.

Ati-Kambang, Auf fremder Erde. Roman. 5 Theile in 3 Bänden. 8. broch. 5½ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein edles Frauenherz. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4¼ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Tzarogy. Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Reiseskizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd=Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3½ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Brachvogel, A. E., Beaumarchais. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. 1. bis 4. Band. 8. broch. à Band 1½ Thlr.

Das Ideal und die Gegenwart.

Das Ideal und die Gegenwart.

Von

Adolf Bernhard Marx.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

Im letzten Lebensjahre des Autors ist dieses Werk entstanden. In schwerer, leidenvoller Zeit hat er es diktirt, nachdem schon vier Jahre zuvor nervöse Augenschwäche alles selbständige Arbeiten unmöglich gemacht.

Die Vorbereitungen zur Musikwissenschaft waren eben vollendet und hatten sich allmälig so erweitert und bei jahrelangem Sammeln so bereichert, daß der Stoff das beabsichtigte Werk zu einer allgemeinen Kunstgeschichte umgestaltete. Die vielen Mappen mit den Tausenden der Excerpte, der hingeworfenen einzelnen und stellenweis mehr ausgeführten Gedanken lagen in schönster Ordnung für den Beginn der Ausführung bereit, als ganz plötzlich die Augen versagten.

Dieser furchtbare Schlag traf zuerst wahrhaft betäubend, aber der Gedanke, den Marx in seinem Gluck und Beethoven ausgesprochen, und der so fest wie ein Glaubenssatz in ihm wurzelte, „daß der Mensch nicht eher aus dem Leben scheiden könne, bis seine geistige Laufbahn sich erfüllt habe," wurde ihm trostreich. Er mußte die Kunstgeschichte und die Geschichte der Musik schreiben, und dazu, so hoffte er, würde das Augenlicht wiederkehren.

In dieser Zeit des Zuwartens, der ihm auferlegten Unthätigkeit, arbeitete sein Geist unablässig weiter, und oft entzückten ihn Resultate — vielleicht durch früheres Denken angeregt —, die ihm ganz plötzlich, scheinbar unvermittelt vor die Seele traten, die dann diktirt und zum Material der genannten Werke gelegt wurden.

So beschäftigte ihn unablässig die auffallende Erscheinung unserer Zeit, die sich so vorwiegend dem Realismus ergeben. In der Kunst war dies eine feststehende, auf thatsächlicher Erfahrung beruhende Ueberzeugung bei ihm. Nun forschte er in andern Richtungen, und fand fast allenthalben sichtbare Uebereinstimmung. Das Leben Jesu von David Strauß gab

den letzten Anstoß zu dem vorliegenden Buche, nachdem er dem Ideal und der Abwendung davon in den verschiedenen im Werke besprochenen Richtungen nachgeforscht.

Sobald das Buch in seiner jetzigen Gestalt vollendet war, wurde es zurückgelegt, um der Kunstgeschichte passend und mit Auswahl einverleibt zu werden.

Am 17. Mai 1866 schied der Verfasser aus dem Leben, nachdem er bei besonderem Anlaß verschiedene Male geäußert: „Sollte ich früher abberufen werden, als ich geglaubt, so war es nicht meine Aufgabe, diese Werke zu schreiben.“

Von dem glücklich geführten Kriege und dem Aufschwunge unserer auswärtigen Politik hat er somit keine Kenntniß mehr erlangt; er würde wohl Bezug darauf genommen haben in der „Idealität im Gebiete der Politik,“ hätte vielleicht auch Hoffnung für die Kunst in späterer Zeit daran geknüpft.

Sein letztes Schaffen glich mehr einem Schauen; kein Hilfsmittel von außen her stand ihm zu Gebote, rein aus dem Geiste spann er den Faden, wovon die kurze, schlagende Darstellung das beredteste Zeugniß

giebt. Sein edler Geist fand nur Befriedigung und Ruhe, wenn er die zuströmenden Gedanken schriftlich niedergelegt hatte; jetzt treten sie hinaus in das Leben, und er hat die letzte Ruhe gefunden.

Berlin, am 24. Dezember 1866.

Therese Marx.

Vorwort.

Johannes, der Evangelist, da sein Ende nahe herbeigekommen war und die Seinen sich weinend um sein Lager versammelt hatten, sprach zu ihnen die Worte: „Ihr Kindlein, liebet euch untereinander!", Und selbige Worte wiederholte er unablässig, und sprach kein anderes mehr. So berichtet die uralte Legende. Und die Worte sind das Testament des Johannes benannt worden. Man hat dabei nicht an irgend ein weltliches Vermächtniß zu denken. Auch war, was Johannes zu den Seinen gesprochen, durchaus nicht ein neues Testament nach jenem zweiten, dessen Botschaft er mit den Andern auf sich genommen; es war nur ein Wiederhall aus jenem, es sprach durchaus nichts Neues aus. Aber es war eines jener Worte, die immer wieder neu sind und neu bleiben vermöge des Sinnes, der durch sie wirket. So bringt

der Schwung mächtiger Feierglocken immer wieder denselbigen die Seelen gefangen nehmenden Hall; jeder Hall ist nichts als die Wiederholung seines Vorgängers. Aber nicht der einzelne Hall bedeutet, die Pulsschläge des mächtigen Getöns alle mit einander, sie sind der Strom, der durch die Lüfte brauset und die Seelen mit sich dahin trägt zu Gedanken der Ewigkeit.

Was ich aus derzeitiger Gefängniß meines leiblichen Auges meinen deutschen Brüdern zuzurufen begehre, das ebenfalls ist durchaus nichts Neues; wer und wie Viele einen Theil von dem, was ich zu sagen vorhabe, vor mir ausgesprochen, — ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß es ein Gedanke ist, den zu denken wir Deutschen, und alle Menschen miteinander, die ihn zu fassen tüchtig und bereit sind, zu denken nicht ablassen dürfen, wenn es in uns und um uns Licht werden und Licht bleiben soll. Nicht mich höret! — wer bin ich? Höret in mir den Zuruf vorangegangener und wie vieler nachfolgender Zeugen der Wahrheit, welche die Herzen von uns allen beweget.

Geschrieben am 15. Mai 1865.

Adolf Bernhard Marx.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

Das Walten der Idealität.

Zweites Buch.

Hinausschreiten des Ideals in das Leben.

Einleitung.

I.

Das Reich des geistigen Friedens.

Als Gott, — so erzählt die Sage der Hebräer, und Aehnliches die Sagen anderer Völker, — als Gott die Welt erschaffen und ihre Vesten durch die umschließenden Wasser ausgebreitet hatte mit dem anmuthvollen Wechsel der Höhen und Gründe, und als er die schattigen Wälder und saftigen Wiesen, Erde und Wasser und die durchsichtige Luft mit unzählbarem Lebendigen angefüllt hatte, das jegliches der Geschöpfe nach seiner Weise lebe und des Lebens sich freue, da schuf er zuletzt den Menschen. Er schuf ihn, damit Ein Wesen alles Erschaffenen bewußt sei, während alle andern nur ein dämmerndes Ahnen in sich hegten und träumerisch, wenn auch oft in gewaltiger Kraft, von gewaltthätiger Begier dahingerissen, ihr Dasein vor sich hinlebten. Er hob ihm das Haupt aufwärts, daß er mit Auge und Geist weithin Alles überschaue und mit seinem Geiste beherrsche.

So stehen nun wir zu geistiger Herrschaft Bestimmte inmitten dieser Welt, deren Weiten unser Fuß nicht durchmißt, deren Geschöpfe uns bald an Kraft, an Schnelligkeit überlegen, bald durch die Gunst der Elemente, in denen sie leben, unserm Herannahen entrückt sind. So stehen wir, und nur Einer Kraft sind wir stets sicher, nur Eine gewährt uns gegen die Unermeßlichkeit und Uebermacht, die um uns her lagert, Sieg und Herrschaft, ja die Möglichkeit des Daseins und Bestehens. Es ist die Macht des Geistes, des über die Schranke unsers kleinen Ich aus Selbstbewußtsein zum Weltbewußtsein erhobenen Gedankens. So weit unser Gedanke reicht, so weit sind wir und herrschen wir. Nicht mehr schreckt uns, gegenüber unserm kleinen Selbst, die Weite und unermeßliche Vielheit, in die wir gestellt sind. Wir wissen sie zu begreifen, und damit greifen wir hinein in's volle Leben und durchherrschen es, und es ist unser Eigen — dem Geiste nach.

Das Reich der Sinne.

Wundersame Fäden hat der Geist aus unserm Innern hinübergesponnen in alles Dasein, das, leiblich von uns geschieden, uns umgiebt. Es sind die Sinne. Der Sinn des Geschmacks nimmt einen Theil des Stoffs, den er erkunden will, an sich; — der Geruch hat sein Genügen schon an der Ausathmung, an der Atmosphäre des ihn auf sich ziehenden Gegenstandes, — das Gefühl wendet seine Forschung an die Außenseite, an ihre Sprödigkeit oder Nach-

giebigkeit, an ihre Glätte oder Rauheit, an den Grad ihrer Erwärmung, — das Gehör nimmt die Schwingungen in sich auf, welche von außen erregten oder innerlich beseelten Körpern aus ihrem Innern entspringen und durch die Luft oder andere vermittelnde Stufe ihm zugetragen werden. Das Auge ist Spiegel und Bote der Welt worden, so weit sie sich im Lichte, in Licht- und Schattenwechsel und dem Zauberspiel der Farben kundgeben mag. Alle andern Geschöpfe haben mehr oder weniger ihren Theil an diesem Rüstzeug der Sinnenwelt, das wir hier überblickt haben. Ja, mehr als eins ist uns bald in diesem, bald in jenem Sinn überlegen. Nur das weit über unser Ich hinausfassende Bewußtsein, — diese Geistesmacht, die sich zum Weltbewußtsein emporzuringen erweckt ist, die alle aus den Sinnen ihr zuströmende Kunde in Erinnerung festzuhalten, geistig zu deuten, zu verknüpfen und damit zu vervielfältigen weiß, nur sie ist unser Eigen, — nur dies weite Bewußtsein ist Ursprung und Gewähr unserer Herrschaft.

Blicken wir noch einmal zurück auf die Thätigkeit der verschiedenen Sinne, so finden wir zwei derselben auf körperliche Theilnahme an dem Stoffe hingewiesen, den sie erkunden sollen; der Geschmack nimmt unmittelbar Stofftheile in sich auf, der Geruch hat an solchen Genügen, die sich schon vom Körper losgelöst haben und die Atmosphäre desselben bilden; der dritte Sinn, das Gefühl, bedarf keines Annehmens, sondern blos der Betastung seines Gegenstandes. Schon

hier werden wir eines Fortschritts vom Gröber-Körperlichen zum allmäligen Fernbleiben vom Stoffe gewahr.

Der nächste Sinn, das Gehör, hält sich vom Stoffe ganz frei, nur die bald mechanische, bald lebendige Bewegung, die in demselben vorgeht, wird er inne. Der letzte Sinn endlich, das Auge, faßt seinen Gegenstand blos dadurch, daß es seine Gestalt, wie sie durch Licht und Schatten sich zu erkennen giebt, und seine Stofflichkeit, wie sie sich in Gestaltung und Farbe kennzeichnet, von der Umgebung unterscheidet und als ein Eigenes und Selbständiges faßt.

Die neuere Physik hat auch in Licht und Farbe das Produkt elastischer Schwingungen (wie in den dem Gehör erfaßbaren Schallschwingungen) erkannt, nur ungleich schnellerer Schwingungen, die erst lange nach den dem Ohr faßlichen wirksam werden. Für uns ist diese Ermittelung hier vorerst noch nicht weiter verwendbar. Wir mögen sie festhalten oder bei Seite lassen, so viel ist klar, daß die Reihenfolge der Sinne, vom stoffigsten bis zu dem der Bewegung dem Lebendigen am nächsten zugeeigneten, in stetiger Folge fortschreitet. Eine letzte Bemerkung ist für das später zu Erwägende hier an den Sinn des Gesichts zu knüpfen.

Während nämlich alle andern Sinne, je nach der Gebundenheit an den Stoff, beschränkt erscheinen auf den jedesmaligen Gegenstand ihrer Erforschung, — der Geschmack an die Substanz, von der er körperliche Theile an sich nimmt, — der Geruch an die Atmosphäre, von welcher er einen Theil in sich aufnimmt, — das Gefühl an denjenigen Theil der

Oberfläche, mit dem es in Berührung tritt, — das Gehör endlich auf die Schwingungen, welche von einem bestimmten Körper aus es erreichen und seine Aufmerksamkeit ganz oder vorherrschend auf sich ziehen: hat der Gesichtssinn die besondere Macht vor ihnen voraus, eine Mehrzahl, ja eine große Menge einzelner Erscheinungen in Einem Blicke oder doch in blitzschneller Folge, die als ein einziger Moment sich geltend macht, zusammenzufassen. Wir schauen die weit erstreckte Landschaft mit ihrem Wechsel von Höhen und Tiefen, von Forsten und den krönenden Felsen, von Wiesen und Wasserspiegeln und dem Alles überwölbenden Himmel und Wolkenzuge, dazu die da- und dorthin verstreuten, ruhenden oder sich bewegenden Geschöpfe als ein einiges Bild. Mag das Auge von einer Einzelheit dieses Bildes zur andern schweifen, das Bewußtsein nimmt die vielfache Botschaft des Sinnes sofort als einen einigen Anblick auf. Diese Erfahrung zeigt uns das Auge als den vorzugsweis zusammenfassenden, das Einzelne in der Idee zusammengehöriger Theile eines höhern Ganzen auffassenden, universalen Sinn.

Am nächsten steht ihm das Ohr; es faßt neben dem einzelnen Tone, dem es sich zuwendet, das Schallmaaß (Stärke und Schwäche), dazu die Klangweise, in welche der Ton gehüllt hervortritt, — dazu den Sprachlaut, welcher (im Gesange) sich dem Ton- und Klangwesen vermählt. Ja, mit nicht großer Uebung vermag das Ohr verschiedene gleichzeitig erschallende Töne als Einheit (Harmonie, Akkord) zusammen zu fassen und verschiedene in Eins zusammenschmelzende Klang-

weisen (etwa verschiedner Instrumente) ebensowohl als ein neues Klangwesen zu begreifen, wie dasselbe in seine Elemente wieder aufzulösen. So steht das Ohr am nächsten dem Auge. Aber wie weit entfernt bleibt es mit alledem, was man hier noch erwähnen könnte, hinter der zusammenfassenden Macht des Auges zurück! Die Sprache selber giebt davon Zeugniß. Sobald sie ein geistig Erkennendes, Zusammenfassendes, Herrschendes bezeichnen will, bedient sie sich nur solcher Gleichnisse (Blick, Schauen u. s. w.), die vom Gesichtssinn hergenommen sind.

Das Ineinandergehen unsers Ich mit der Welt.

Der Mensch, jeder Mensch fühlt und weiß sich als ein besonderes, von der umgebenden Welt gesondertes Wesen. Gleichwohl sind wir mit dieser Welt nicht blos örtlich und stofflich in engster Verbindung, insofern wir unsere Stelle innerhalb ihrer einnehmen und aus den Stoffen gebildet sind und uns erhalten, welche sie darbietet. Weit merkwürdiger und für die nachfolgenden Untersuchungen entscheidend sind die Beziehungen, welche sich zwischen unserm Geist und der Außenwelt knüpfen. Die erste Reihe dieser Beziehungen erkennen wir mit Hülfe der Sinnenwelt, von welcher soeben Einiges erwähnt worden.

Andere Beziehungen scheinen sich mittels der Kraft der Elektrizität und des Magnetismus zu knüpfen. Wir sagen: scheinen, — weil allerdings diese Beziehungen nach ihrer Art und Ausdehnung noch nicht durchaus festgestellt sind. Die

Elektrizität erweist sich als eine das Nervensystem im Allgemeinen erregende und steigernde Kraft; dem Magnetismus wird sogar die Erweckung eigenthümlicher geistiger Zustände und Thätigkeiten beigemessen.

Wohl müssen wir gelten lassen, daß beide Beziehungen zwischen uns und der Außenwelt noch keineswegs außer Zweifel gestellt sind. Die Elektrizität wird jetzt, wie schon früher, als besonderes Heilverfahren verwendet; mit welchem Grade der Sicherheit? haben die Heilkundigen zu erwägen. Jedenfalls ist der Einfluß elektrischer Spannung der Atmosphäre auf unser Nervensystem durch Beobachtungen, die Jeder an sich selber wiederholen kann, festgestellt. Und umgekehrt scheinen die tiefsten Erregungen der Seele (z. B. durch Liebe und andere übermächtig gewordene Leidenschaften) etwas von der Natur der Elektrizität an sich zu haben oder im Innern zu erwecken. Die Vorstellungen, daß Zorn oder Liebe „im Auge funkeln," daß der Anblick der Geliebten den Liebenden, das Erscheinen und die Rede des Helden die Krieger, das Volk „elektrisiren," scheinen keineswegs bloße Gleichnißrede zu sein.

Was den Magnetismus betrifft, so muß zugegeben werden, daß in seiner verhältnißmäßig noch jungen Anwendung und Beobachtung vielfache Täuschung — absichtliche und blos auf Irrthum beruhende — untergelaufen ist. Neben den unglaubwürdigen Thatsachen stehen aber wiederum deren sattsam fest (so weit überhaupt das Zeugniß zahlreicher und unverdächtiger Beobachter Geltung fordert), welche für das

Dasein magnetischer Einflüsse auf die Seele sprechen; um so mehr, da vielfache Zeugnisse aus älterer und ältester Zeit auf Vorgänge hindeuten, — Heilungen durch Auflegen der Hände, Einschläferungen und Erweckungen, Weissagungen nach vorgängiger Betäubung durch einschläfernde Erddünste, wie z. B. bei der delphischen Priesterin, — welche durchaus nicht ohne Weiteres als Erdichtungen abgelehnt werden können und ihre natürliche Erklärung in magnetischen Einflüssen finden würden.

Eine neue Reihe von Beziehungen dürfte man als die sympathischen bezeichnen. Nehmen wir mit Auge oder Ohr (besonders dem letztern) Zeichen tiefen, vielleicht tödtlichen Leids an irgend einem Geschöpfe wahr, sei dasselbe auch ein nicht-menschliches, sei es auch örtlich weit von uns ferne: so weckt dies Wahrnehmen unmittelbar eine Mitleidenschaft in uns, welche sich sogar durch ein eigenthümliches sinnliches Gefühl zu erkennen giebt, — ganz unterschieden von jenem Mitgefühl, das, auf rein-geistiger Vorstellung oder besonderer Neigung beruhend, eine durchaus oder vornehmlich und ursprünglich geistige Natur an sich trägt. Sehr begreiflich ist dieses engste Band zwischen uns und andern lebenden Geschöpfen gewoben; denn wenn wir im engsten Begriff Menschen sind, und damit von allem sonstigen Leben wesentlich unterschieden: so gehören wir doch dem weitern Umkreise des Lebens ungleich näher zu, als der unbelebten Welt. Ja, diese Sympathie scheint eine wechselseitige zu sein, — wenigstens könnte die Schonung und Scheu mancher Thierklassen —

z. B. des Löwen — gegenüber dem Menschen, so lange sie nicht durch dringendes Bedürfniß oder drohenden Angriff gereizt sind, dahin gedeutet werden; wie auch aus dem Auge größerer Seegeschöpfe, z. B. der Robben, ein eigenthümlicher, gleichsam um Mitgefühl flehender Blick dem Menschenauge begegnet. Genug, mancherlei innige Beziehungen weben sich zwischen uns und allem Lebendigen. Ja, in zarter besaiteten Wesen (man lese darüber die unvergleichliche Sakuntala des Kalidasa) spinnen sich die Fäden dieser Sympathie hinüber zu den duftigen Kindern der Pflanzenwelt; Sakuntala begrüßt die Blumen als ihre Schwestern, und das keineswegs in spieliger Gleichnißrede.

Fassen wir, was von diesen Beziehungen der Außenwelt auf unser Inneres Glauben finden mag, mit jenen Beziehungen zusammen, in welchen von unserm Innern heraus unsere Seele sich mit dem Außen setzt: so erblicken wir nun erst mit einiger Vollständigkeit den Zusammenhang, in welchem sich, unbeschadet unserer selbständigen Geschlossenheit, unser Ich mit der umgebenden Welt befindet. Außenwelt und Ich, sie *unterscheiden* sich, sind von einander losgelöst, aber sie sind nicht *geschieden* und entfremdet, oder gar feindlich einander entgegengestellt.

Die Sagen aller Völker berichten von einem Eden, von Gärten der Hesperiden, — oder wie sie sonst die friedensselige Stätte benennen, welche den Menschen hat werden und emporwachsen sehen. Diese Stätte, — das Paradies oder der Garten Gottes genannt, setzen die Sagen in den Anbe-

ginn unsers Geschlechtes; Menschen und alles Gethier lebten im Frieden bei einander. Sie mußten hinaus! Die Frucht vom Baume der Erkenntniß (so erzählt die hebräische Sage) störte sie auf aus dem Kinderfrieden, und Cherubim mit dem Flammenschwerte wehrten die Rückkehr.

Verschlossen, verschwunden sind diese Stätten uranfänglichen Friedens. Aber im Geiste des Menschen, und nur da, thut sich eine neue Friedensstätte auf, sobald wir unsere liebevolle Einheit mit der Welt erkennen und bewahren. Die Frucht, die erste Frucht vom Baume der Erkenntniß, — sprechen wir, uns frei gebend von der bildlichen Form der Sage: der Anfang der Erkenntniß hat uns den Frieden der Unbewußtheit und Unzurechnungsfähigkeit genommen. Der Fortschritt zu den Höhen der Erkenntniß führt den Frieden in den klar schauenden Geist zurück, soweit dem Menschen Frieden beschieden und erträglich ist; denn eben der Wechsel von Emporringen und Ruhe, von Kampf und Frieden ist seines Lebens Bestimmung. So ist Erkenntniß dem Speer des Achilles vergleichbar, der Wunden schlug, aber auch heilte. Friedenstörerin ist die beginnende Erkenntniß, Friedenbringerin die zum Gipfel emporsteigende.

Die Bethätigung des Geistes.

Wie knüpft sich nun die eigene Thätigkeit des Geistes an die Botschaft, welche die Sinne ihm bringen? Der Geist ist es, der in jedem Menschen lebende Geist, welcher sich seinen Körper auferbaut und in demselben die Sinnesorgane ge-

bildet hat, geeignet, jedes in seiner Weise, mit der Außenwelt in Beziehung zu treten. Wie und wie weit ein allgemeiner, der Welt gemeinsamer Geist mitgewirkt, ist weiter nicht zu erörtern; wir dürfen dabei beruhen, die Sinne als Schöpfungen und Werkzeuge unseres Geistes zu betrachten.

Das Nächste nun, was dem Geiste zu thun obliegt, ist: sich der Botschaft, welche die Sinne von außen bringen, bewußt zu werden und dieses Bewußtsein kürzere oder längere Zeit in Erinnerung festzuhalten. Wir werden uns bewußt, daß das Auge dies oder jenes geschaut, das Ohr dies oder ein Anderes vernommen; unser Bewußtsein sagt uns: es ist geschaut und nicht gehört oder gefühlt worden; es ist dies Eine und kein Anderes wahrgenommen worden. Hiermit erst ist die Wahrnehmung unser eigen, lebt in der Erinnerung, als Theil unsers Innern, unsers geistigen Selbst fort. Daß der Antheil des Geistes, und nicht das Ereigniß innerhalb des Sinnenwerkzeuges, das Wesentliche ist, — daß nicht das Sinnenwerkzeug und seine Erfahrniß, sondern der Geist das Entscheidende, die Hauptsache ist, dafür giebt es sogar innerhalb der Sinnenwelt ein eigenthümliches Zeugniß, — und zwar in demjenigen Sinne, welcher die Grenze bildet zwischen den der Körperwelt unmittelbar anhängigen Sinnen und den von dieser Körperwelt sich loslösenden und von körperlicher Vermischung freigewordenen, dem Reiche des Geistes sich öffnenden. Der Sinn des Geruchs ist es, auf den wir hier deuten; sein eigentliches Geschäft ist, wie schon oben gesagt, von dem Stoffe seines Gegenstandes Kunde

zu hinterbringen, die er nicht vom Körper selbst, sondern von der Atmosphäre entnimmt, welche jener Körper aus sich und um sich her gebildet. Dies ist es, was der Geist zunächst wahrnimmt.

Allein häufig ist schon etwas Eigenthümliches beobachtet worden. Man hat bemerkt, daß ein bestimmter Geruch plötzlich die Erinnerung auf irgend ein, vielleicht weit entlegenes Erlebniß weckt, das nun plötzlich mit allen Umständen, mit der Oertlichkeit, in welcher es sich zugetragen, vor uns steht. Nicht jedem Sinne wohnt die Kraft bei, zu solcher Erinnerung den Anstoß zu geben, — nicht dem stöffigern Geschmackssinne, aber ebensowenig dem geistesnähern Sinne des Ohrs und Auges. Diese scheinen zu klare Kunde zu bringen, als daß noch Nebenvorstellungen Platz greifen könnten; der andere der stoffigen Sinne scheint dafür allzu nahe dem Stoffe, gleichsam von ihm beschwert und gebunden zu sein.

Die nächste Thätigkeit, welche dem Geist aus der Thätigkeit der Sinne erwächst, ist Unterscheidung, Unterscheidung einer sinnlichen Wahrnehmung von andern, und hiermit auch eines sinnlichen Gegenstandes von andern; — ich unterscheide den dumpfen Klang vom hellen, das dumpfe und tief ertönende Stöhnen und Brüllen, das vom Stier, vom Löwen ausgeht, von der hochtönenden, hier scharf gefaßten, dort sanft sich einschmeichelnden Stimme des Adlers, der Nachtigall. Der besondere Schall, den mein Ohr vernimmt, wird meinem Bewußtsein zum Zeugniß für die verschiedenen Geschöpfe, denen der Schall zugehört. Noch deutlicher und

schneller verwandelt sich, was das Auge wahrnimmt, in Kunde und Bewußtsein von dem angeschauten Gegenstande. Gott zeigte (so spricht die hebräische Sage) dem Menschen alle Geschöpfe der Erde, daß er sie nenne. Das Anschauen gab ihm ihre Erkenntniß.

Die Auffassung des Einzelnen ist ein hochwichtiges Geschäft des Geistes, der hiermit in die unendliche Vielheit der ihn umgebenden Welt eindringt und die Möglichkeit gewinnt, ihren Inhalt zu fassen, — aber nur in der Vereinzelung. Ein Einzelnes nach dem andern erkennen, erfassen wir. Aber jede dieser Auffassungen erfolgt mit Ausschließung alles sonstigen uns Gegenüberstehenden, dessen Dasein uns gleichwohl mehr oder weniger klar bewußt ist. Die Thätigkeit unsers Geistes, Einzelnes, eines nach dem andern, aufzufassen, ist eine absolut nöthige, der erste Schritt zur Erkenntniß und zur Durchdringung jedes Einzelnen mit unserer Einsicht. Allein Befriedigung, Frieden — gewährt sie uns nicht; das Bewußtsein der unendlich vielen Einzelheiten, die wir abgelehnt, einstweilen ausgeschlossen haben, um uns jener einen zuzuwenden, stört den Frieden. In diesem Sinne, und allein in ihm, ist die alte Sage zu fassen, daß die erste Frucht, welche das Aelterpaar der Menschheit vom Baume der Erkenntniß gepflückt, dasselbe und das ganze Geschlecht der Menschen aus dem Paradies und seinem Urfrieden verbannt habe. Auch jene Voraussicht, daß der Mensch nun trachten müsse, zu werden „als unser einer" (Gott spricht es), ist eine durchaus gegründete, nur mit der gewaltigen Energie der Ursagen ausge-

sprochene. Nicht Gott gleich (müssen wir Heruntergemäßigte das Wort auslegen) konnte der Mensch zu werden sich unterfangen; nur getrieben war er und bleibt er, in der Erweiterung seiner Erkenntniß zum Erfassen alles Geschaffenen in seiner Einheit den Frieden wieder zu gewinnen, den Frieden zwischen sich und der übrigen Welt wieder herzustellen. Nirgends auf Erden, nicht auf dieser Flur, nicht auf jenen „Inseln der Seligen," ist der Friede des Paradieses wieder zu finden; nur in unserm Geiste kann ihm nachgetrachtet werden. Und vermögen wir ihn hier nicht zu gewinnen, so spiegelt uns das Bedürfniß nach ihm ein neues Leben nach diesem jetzigen vor, das uns gewähre, was das jetzige unerfüllt läßt.

Die Erkenntniß des Einzelnen gewährt nicht Frieden, denn sie nimmt das Einzelne heraus aus dem Zusammenhang mit allem Uebrigen, sie setzt Spaltung, Zwiespalt an die Stelle der ursprünglich vorhandenen Einheit.

Was die Erkenntniß des Einzelnen, um zur Einheit zurück zu gelangen, zunächst erringt, ist der Gattungsbegriff. Die einzelne Palme, die einzelne Eiche erweitern wir zu dem Begriff Eiche oder Palme, die Arten aller verschiedenen Bäume fließen zusammen in den höhern Gattungsbegriff Baum und weiterhin in den noch umfassendern der Pflanzenwelt! Allein je umfänglicher die Gattungsbegriffe werden, desto ferner treten sie der bestimmten Abgeschlossenheit, in welcher jedes Dasein vor unsere Sinne tritt; die Gattungsbegriffe sind nicht die Dinge selbst, wie sie vor uns

leiben und leben, sie sind ihre entlebten Schemen, sie haben kein persönliches Verhältniß zu uns, wir denken sie, aber wir lieben sie nicht, sie sind nicht Bedürfniß für unsere Seele, die unbewegt, antheillos nach ihnen hinschaut.

Und welche Befriedigung vermöchte überhaupt das Einzelne, oder die einzelne Gattung, der nach Frieden dürstenden Seele zu gewähren? Alles Einzelne ist einseitig und mangelhaft; das erweist jedes danebentretende andere Wesen; der Löwe ist stark, aber er vermag sich nicht himmelwärts aufzuschwingen gleich dem Adler, gleich der schwachen Lerche; der Mensch ist geistig begabt, aber die Gliederkraft des Löwen, die Schwingen des Adlers besitzt er nicht.

Diese naheliegenden Vorstellungen haben von uralters her die Völker, und bis in unsere Zeiten die Dichter bewogen, Kräfte und die entsprechenden Glieder verschiedener Geschöpfe zu einem einigen Wesen zu verschmelzen, oder die entscheidenden Glieder über die Natur hinausgreifend zu vervielfältigen. So sind die vielköpfigen, vielarmigen Göttergebilde der Inder (in Cerberus und der Hydra im Briareus der Griechen u. s. w. fortlebend) entstanden, so die geflügelten Menschengestalten, als die Genien, Cherubim des Morgenlandes, denen sich von weitem das Flügelroß der Hellenen anschließt. Alle dergleichen Vorstellungen bieten sich auch heute noch den Dichtern und Bildkünstlern als Allegorien dar.

Allein auch hier sucht der Geist vergebens Befriedigung. All' diese Geschöpfe, sie haben kein Leben in der Wirklichkeit,

nur in der Vorstellung; und darum können Sie uns nicht mit der Wirklichkeit, mit der wirklichen Welt in Einklang und Frieden bringen. Ja, nur allzu bald werden wir inne, daß diese aus verschiedenen Naturreichen zusammengezwängten Geschöpfe in sich selber unmöglich oder unheilvoll wären; das Flügelpaar neben den Armen, — die Vervielfältigung der Glieder — wie sie auch Statt hätte — würde ein Glied durch das andere hemmen, die Roßmenschen — Centauren der Griechen — die hunds- oder sperberköpfigen Menschengestalten ägyptischer Gottheiten trügen zwiespältige Natur an sich, Unmöglichkeit oder Elend des Daseins. Wieder muß ausgesprochen werden: das Einzelne, ja, das Nebeneinander aller Einzelheiten, es bringt den Frieden nicht zurück.

Wo denn ist dieser Frieden zu finden? —

Jeder von uns, will er sich nur besinnen auf die Bedingungen des Friedens im Geiste, findet die Antwort schon in seinem Innern bereit in den Worten des deutschen Dichters:

„Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände!“

So hat der Weise, dem man so oft Irreligiosität zum Vorwurf macht, gesprochen. Wie man auch die Idee der Gottheit fasse, ja, möge man sie selbst abzulehnen versuchen, Frieden ist nur zu finden in der Idee der innigsten Zusammengehörigkeit, der Einheit alles Erschaffenen und in der Anschauung alles Einzelnen im Sinn und Lichte des einigen Ganzen.

II.

Idealität und Realität, die Pole geistigen Lebens.

Scheidung und Gegensatz, sie sind die beiden Thätigkeiten, mit denen die Arbeit des Denkens beginnt. Zusammenstellung und Vereinigung des Gleichartigen ist der nächste Schritt in der Bewegung des Gedankens; Zusammenfassen des in Gegensätze Geschiedenen zu einer höhern Einheit, das ist der weitere Fortschritt. Licht und Finster, — Leben und Tod, — Geist und Körper, — Gott und Welt sind solche Gegensätze, durch die hindurch der Geist des Menschen vorwärts strebt. Aber sogleich wird man, — der sichernden Ergründung ahnungsvoll vorgreifend, — inne: daß jeder Gegensatz sein Gegenüber unbedingt fordert. Eine Gottheit ohne die Welt, durch die und an der sie sich offenbare, ist uns eben so undenkbar, als von jeher die Menschen — alle Völker aller Zeiten — nicht vermocht haben, die Welt anzuschauen, ohne auf den Gedanken hingedrängt zu werden von einem Weltschöpfer und Weltlenker, mögen sie ihn Gottheit oder wie sonst benannt und sich sein Wesen und seine Thätigkeit in dieser oder jener Weise vorstellig gemacht haben.

Einen dieser tief begründeten und weithin ausgreifenden Gegensätze betrifft die Form, in der wir uns die Dinge um uns her zum Bewußtsein bringen und unsere Stellung zu ihnen nehmen. Hier treten uns die Begriffe Realität und Idealität entgegen. Mit Realität bezeichnen wir bekanntlich die Dinge, wie sie in Wirklichkeit uns gegenüberstehen, wie wir sie sinnlich wahrnehmen, oder aus dem reflexionslosen Berichte über sie, also ohne Beimischung eigener oder fremder Gedanken, uns vorstellen. Fassen wir nun nach dieser realen Vorstellung unser Verhältniß zu den Dingen, so bewegen wir uns, sagt man, auf realem Boden.

Ist es denn aber möglich, daß wir irgend einen Gegenstand unmittelbar und ausschließlich aus dem Zeugniß der Sinne, oder eines fremden Berichtenden in unser Bewußtsein hineinnehmen, ohne daß unser Geist von dem Seinigen hinzuthue? Ist nicht schon das Erkennen, das Unterscheiden eines Dinges von dem andern an die Bedingung geknüpft, daß demselben ein Begriff vom Wesen des Dinges vorausgehe, der als Fingerzeig bei der Erkenntniß des sinnlich Wahrgenommenen oder von außen Berichteten hülfreich sei? Solche Begriffe, die dem Erkennen als nothwendige Bedingung vorausgehen, oder aus den vorhandenen sinnlichen Wahrnehmungen sich ergeben, können mehr oder weniger tief auf das Wesen der Dinge eindringen, oder aber dieser Tiefe fern bleiben und sich an äußerlichen, zufälligen Merkmalen genügen lassen. Hiermit ist dann bedingt, daß wir statt des Wesens nur den unbestimmten Schein vor uns haben und erfassen.

Das Wesen aber jedes Dinges wird, indem unser Geist es sich vorstellt, zu einem Vorbild des Dinges, zu der Idee dessen, was in der schwankenden Sinnenvorstellung, oder in der von außen kommenden, eben so unaufgeklärten und unverbürgten Berichtung uns zugekommen ist.

Wieder tritt uns die Untrennbarkeit der Gegensätze vor Augen, deren jeder den andern fordert. Bericht und sinnliche Wahrnehmung konnten nicht in uns eingehen ohne Mitthätigkeit unsers Geistes und Beimischung vom Seinigen. Aber ebenso ist das Erstehen der Urbilder, die Schöpfung der Idee nicht denkbar ohne jene sinnlichen oder erfahrungsmäßigen Vorbilder, welche den Geist anregen zur Schöpfung der Idee. Alle dergleichen Gegensätze sind eben nur Pole, Ausgangspunkte derselben Linie, um die sich die Thätigkeit des Geistes, gleich dem Erdball um seine Axe, schwingt. Der Pole keiner kann hinweggedacht werden; jeder ist des andern nothwendiger Gegensatz, beide finden ihr Dasein und ihre Rechtfertigung in der Einheit der Axe.

Bestimmen wir vor weiterm Fortschritt das Wesen von Realität und Idealität genauer.

Realität (das Wort ist bekanntlich römischen Ursprungs und hat in res seine Wurzel, weiset also auf „die Sache, das Ding selbst" hin) scheint nach der Wortbedeutung das Ding selbst zu erfassen, mithin die höchste Bestimmtheit und Sicherheit zu gewähren. Allein bald werden wir inne, daß dem keineswegs so ist. Jeder Bericht kann auf Irrthum beruhen, trügerisch sein. Aber auch das Zeugniß der eigenen Sinne

ist vielfältig ein täuschendes, mehr auf den Schein als auf das Sein gegründetes. Ein Gemälde spiegelt unserm Auge Höhen und Tiefen vor, die in Wirklichkeit, auf der Tafel oder Leinwand, gar nicht vorhanden sind. Die Entfernung läßt unserm Auge die Gegenstände, je ferner, desto kleiner erscheinen. Die Erde bietet uns statt ihrer Kugelgestalt den Anblick einer Fläche: sie dünkt uns still zu stehen, während die Sonne im Aufgang und Untergang sich um sie zu bewegen scheint; — es hat bekanntlich einer Reihe von Jahrhunderten bedurft, bevor die Sternkunde sich und uns eines Bessern belehrt hat. Hiermit ist die Nothwendigkeit, bei dem Sinnenzeugniß sich nicht zu beruhigen, von einer andern Seite erwiesen.

Aber auch die geistige Vorstellung, das Gedankenbild, das wir uns von einem Gegenstande geschaffen, es bedarf, um ein richtiges und vollständiges zu werden, fortgesetzter Prüfung und Vertiefung. Denn bei dem Trachten nach der Erhebung des sinnlich Erfahrenen in unser Bewußtsein können bald wesentliche Züge des zu Erfassenden uns entgehen, bald können unwesentliche sich unserm Gedankenbilde als wesentliche einmischen; oder wir können unvermerkt dahin gerathen, an die Stelle des Sachgehörigen Vorstellungen und Voraussetzungen einfließen zu lassen, die nicht jenem, sondern unserer eigenen Persönlichkeit angehören. Die Fragen aber: was sachgehörig oder sachfremd (substantiell und accidentiell), was dem Wesen der Sache angehörig oder nur Uebertragung unseres Eigenen auf die Sache (objectiv oder subjectiv) ist,

fordern in jedem einzelnen Falle scharfe Prüfung. Wir wollen nichts Sachgehöriges verlieren, nichts Fremdes verwirrend dem Bilde der Sache beimischen; wir können die Mitthätigkeit unsers Geistes nicht aufgeben und entbehren, dürfen aber Rein-Persönliches nicht unterschieben, wo es sich um den bestimmten Gegenstand handelt, nicht um unser Persönliches, wo unser Geist nur das Werkzeug sein soll zur Erfassung des Gegenstandes in Wissen und Erkenntniß. Nicht mein Geist, nicht dein Geist ist das Maß der Dinge, sondern die allen Menschen gemeinsame Vernunft.

Bis hierher hatten wir es nur mit der Auffassung des sinnlich uns Gegenüberstehenden, des sachlich Vorhandenen, so wie es vorhanden ist, zu thun. Ich schaue dies Roß, diesen Baum; mein Geist hält das Geschaute in einem Gedankenbilde fest. Alsbald ist der Geist zu einem Fortschritte über das in Wirklichkeit Geschaute bereit. An den Wirklichkeiten gleicher Art — an dieser Reihe mehrerer Rosse, mehrerer Bäume — zeigen sich Abweichungen, zeigen sich Mängel, die gleichwohl den Begriff der Art, um welche es sich handelt, nicht aufheben. Dies verstümmelte oder schwerfällige, oder schwächliche Roß, dieser verkrüppelte Baum, sie hören nicht auf, Roß, Baum zu sein. Aber die Mangelhaftigkeit wünschen wir beseitigt; wir machen uns im Geiste die Vorstellung jener Gegenstände, befreit von den Mängeln, ausgerüstet mit allen Vorzügen, welche der Art eigen sein können.

Hiermit haben wir den Boden der Idealität betreten. Wir haben im Geiste ein Bild geschaffen, — nicht von irgend

einem individuellen, endlichen und damit stets unvollkommenen Gegenstande, sondern von der Art desselben, wie sie fehler- und mangellos sein sollte. Wir haben, was wir an einzelnen Gegenständen derselben Art sinnlich erschaut hatten, idealisirt, in einem Idealbilde, in Vollkommenheit zu schauen getrachtet.

Ein letzter Schritt bleibt auf dieser Bahn zu thun. Er führt zu jenen Vorstellungen, auf die wir zwar von sinnlichen Wahrnehmungen hingewiesen sein mögen, die aber selbst außerhalb der Sinnenwelt rein-geistige Existenzen, — nur für den Geist bestehend, bald reiner Gedanke sind, bald in unserm Geiste Gestalt annehmen nach Art der Gedankenbilder, die wir uns von den sinnlichen Gegenständen machen. Diese Uebertragung des Rein-Geistigen in den Schein des Sinnlichen ist entweder die Folge lebhaftester Theilnahme und Erregung, oder sie ist unabweisliche Nothwendigkeit, weil wir unsern Gedanken gar nicht anders fassen und darstellen können, als unter Mitbetheiligung unsers ganzen Ich, der sinnlichen wie der geistigen Seite desselben.

Wenn dem Mose die Stimme seines Gottes, den er durchaus als einen Geist auffaßt, in den Donnern des Sinai — also sinnlich — erschallt; wenn Gott ihm vorüberschreitet und Mose Saphirglanz unter seinen Fußsohlen schaut,*)

*) — Mose, Aaron und die siebenzig Aeltesten waren auf den Berg gestiegen, — „und sahen den Gott Israels. Unter seinen Füßen war es wie ein schöner Saphir, und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist.“

wenn dem Ezechiel der Herr erscheint, von den Wunderbildern des Adlers, des Löwen, des Engels, des Stiers getragen, — wenn Platon, um zu verdeutlichen, wie die menschliche Seele zu der Anschauung der Ideale gelangt, annimmt: die Seelen der Menschen seien von den Wohnsitzen der Götter zur Erde hinabgesandt, strebten zu Wagen — aber mit ungleichem Gespann (das eine Roß edler, geistiger Natur, das andere sinnlicher) sich dem Feierzuge der Götter wieder anzuschließen und seien dabei des ewig Wahren und Guten erinnerlich, das sie einst dort oben geschaut, und zu dem sie wieder zurückberufen würden: so sind das Alles Vorstellungen rein-geistigen Inhalts, aber umkleidet mit der Lebendigkeit und Anschaubarkeit des sinnlich Vorhandenen, weil die Verkündenden nicht anders gekonnt.

Was hier der Vorstellungsweise an Schärfe des Begriffs und Reinheit des Gedankens abzugehen scheint, das gewinnt sie überreich an der Mitbetheiligung aller menschlichen Kräfte. Ja, jene Einbuße ist nur eine scheinbare, wenn sich herausstellt, daß die lebendige Darstellung des Gedankens in gar keiner andern Weise möglich gewesen.

Für Anschauungen dieser Art wollen wir den Namen der Urbilder oder Ideale vorbehalten. Man gestatte diese Abweichung von der bisher üblichen Anwendung des Wortes, unter dem man auch die zuletzt erwähnten, gleichsam gereinigten Bilder des sinnlich Vorhandenen versteht. Was hier Urbild heißt, das bezeichnet Vorstellungen, welche für das ganze Reich des Geistes bestimmend sind, die Grundgedanken

alles Daseins und Lebens. Solche Urbilder heißen von dem vornehmsten Anreger des Gedankens her, Plato, Ideale. Eigenthümlich ist es, daß das geistesfreieste Volk des Alterthums, die Hellenen, den Namen Idee aus seiner Sprache gespendet hat, wie das thatfertigste Volk, die Römer, den Namen der Realität (wie schon bemerkt) veranlaßt haben.

Wie aber gelangt der Menschengeist zu diesen Idealen, welche wir als höchste Stufe der Erkenntniß, als den Ausdruck der dem Ewigen zugewandten Vernunft zu erkennen haben? —

Die Arbeit des Verstandes um ein immer nur beschränktes und bedingtes Zeichen und Maß für die Dinge, diese Arbeit ist uns höchst wichtig, ja, sie ist die unerläßliche Zurüstung zu der höhern Aufgabe. Aber der Verstand, auf das Beschränkte und Endliche gewiesen und daran gebunden, vermag nicht selber den Aufschwung zum Unendlichen und Ewigen zu erwirken. Wir können uns nicht herandenken zu jenen Urbildern, nicht zu ihnen hinaufklimmen; die Urbilder sind nicht das oberste Glied einer, wenn auch noch so fein und weit gesponnenen logischen Schlußkette: sie treten als Erscheinungen, Geistern gleich, unvermittelt und unvorhergesehen — also auch unbedingt und unvermeidlich, vor unsern Geist. Da sind sie, jetzt schauen wir sie, die wir einen Augenblick zuvor nicht geschaut, kaum geahnet. Darum eben tragen sie mit höchstem Rechte den Namen Ideal, oder Urbild, denn wir schauen sie im Geiste und rein im Geiste. Viel mögen wir über Entstehen und Gang der Dinge nach-

gedacht haben, — die Idee Gottheit ist eine unmittelbare Anschauung des Geistes; viel muß der Künstler in sich aufgenommen und durchgearbeitet haben; die Idee seines Werks ist unmittelbares, gar nicht weiter vermitteltes und vermittelbares Erzeugniß seines Geistes; die Vorarbeiten haben nur den Boden bereitet.

Wo ist uns dies bezeugt?

Der Künstler, der wahre und schöpferische, findet in seinem Leben und Schaffen das Bewußtsein davon in seiner Brust; und nicht Wenige haben deß in bestimmten Worten Zeugniß gegeben. So Raphael, wenn er aussagt, er folge einer gewissen Idee, einem ihm erscheinenden Urbilde; so die Dichter der Alten und die sich ihnen anschließenden der christlichen Zeit, wenn sie ihre Dichtung mit der Anrufung der Musen beginnen und damit den Ursprung des Gedichtes aus der Höhe, als einen gottheitlich gegebenen bezeichnen.

Aber auch die Nichtkünstler finden unmittelbar im eigenen Bewußtsein deß Zeugniß. Wenn Goethe, in ganz später Zeit neue Mythen dichtend, in seinem Faust zu den geheimnißvoll raum- und zeitlos webenden Müttern hinabführt, — Niemand wird meinen, er habe das herausgedacht und herausgeklügelt, Niemand wird Entlehnung oder Anknüpfung an irgend ein zuvor Ersonnenes nachweisen können oder muthmaßen, Niemand wird in der wunderbaren Dichtung von den Müttern (und in vielem Gleichartigen) eine bloße Allegorie oder sonst eines der müssigen Spiele des Dichterhandwerks zu finden sich erdreisten. Goethe hat die Müt-

ter vor sich emporsteigen sehen aus geheimnißvoll bergender Nacht; da — waren sie; in ihrer Erscheinung trat ihm ungesucht und ungewollt das Urbild jenes ewig webenden, ewig gebärenden, ewig behütenden Schaffens der endlichen Geschicke vor das geistige Auge. So wird auch Niemand, zu dem die Kunst gesprochen, Beethovens neunter Symphonie gegenüber wähnen, der Tondichter habe die Idee des Werkes ersonnen und erarbeitet. Der Genius Tondichtung trat riesengroß und riesenmächtig vor ihn, und das Werk war geschaffen.

Und nun! wenn wir in den ältesten Urkunden von Mose lesen: er habe den Herrn „im feurigen Dornbusch" geschaut, und weiterhin: in den Donnern des Sinai habe der Herr zu ihm gesprochen und die schweren steinernen Tafeln ihm aus den Wolken gereicht, — und wenn von Christus berichtet wird: der Versucher und darauf die Engel seien in der Wüste zu ihm getreten, ihn zu verlocken und den Geprüften zu feiern: werden wir die beiden Gottgesandten und dazu alle Propheten für spielige Gleichnißmacher halten, oder etwa für Volksbetrüger? vermag so geringes und nichtiges Gebahren solche unermeßliche Wirkungen und Folgen hervorzubringen? sie alle haben geschaut in ihrem Geiste, was ihr Mund ausgesagt.

Fassen wir das bisher Entwickelte in einem Ueberblicke zusammen: so wird sich die Unterscheidung der beiden Pole (Idealität und Realität), zugleich aber die Nothwendigkeit des einen für den andern, ihre Zusammengehörigkeit klar herausstellen. Menschliche Erkenntniß kann nicht anders be-

ginnen, als an dem zu erkennenden Gegenstande in realer Auffassung; sie kann nicht in uns wurzeln und sich vollenden als im weitern oder engern Sinne des Worts, in der Idealität. Es ist wohl angemerkt worden, daß in dem Fortschritt unserer Betrachtung der Name Idealität zuerst im uneigentlichen Sinne auf alle Gedankenbilder ausgedehnt worden, die wir zum Maß und zur Erkenntniß der sinnlich erscheinenden Dinge geschaffen haben, und daß diese Gedankenbilder bald mehr, bald weniger entsprechend, dem eigentlichen Ideal bald näher, bald ferner stehend sind. Wo aber ist hier eine scharfe Grenzlinie zu ziehen? In allen geistigen Dingen sind nicht mechanisch scharfe Grenzlinien, sondern nur Mittelpunkte zu setzen, von denen aus das Leben und Wesen der Dinge sich in weiter und weiter gezogenen konzentrischen Kreisen ergießt.

Abermals werden wir inne, wie die beiden Gegensätze, welche wir als Pole einer einigen Axe bezeichnen, nicht von einander ablassen können, sondern immerdar einander zustreben kraft ihrer unaufhebbaren Einheit. Zuerst trachtet unser Verstand nach irgend welchen gedanklichen Merkmalen, die zur Erkenntniß und Bezeichnung der Dinge gereichen sollen. Durch sie hindurch nähert er sich Schritt für Schritt der vollkommen befriedigenden und sichernden Vernunfterkenntniß, dem Ideal, dem aus der allgemeinsamen Vernunft geschaffenen und von ihr als ihr Eigen anzuerkennenden Urbild der Dinge.

Erreicht er es? und wenn: wird er es festhalten? — In unablässigem Wechsel der Pole wird sich, gleichviel wann

und wie, Ablassen, Abfall vom erlangten Ideal ergeben, ebenfalls Schritt für Schritt den Weg zurückmessend, der in entgegengesetzter Wendung hinaufgeführt hatte zum Ideal. In verschiedenen Zeitmomenten waltet die eine oder andere Aneignungsform vor. Aber auch einzelne Menschen, Völker und Zeiten sind vorzugsweise bald dem einen, bald dem andern Pole zugeneigt.

In den Deutschen, im ganzen deutschen Volke, in der überwiegenden Mehrzahl der Zeitabschnitte, die es durchlebt hat, herrscht die Neigung zur Idealität vor.

Die Briten haben bis zu ihrem Shakespeare, bis zu ihrer höchst großen und höchst nüchternen Königin Elisabeth die Richtung ihres Stammvolkes, der Deutschen, festgehalten. Von dem Moment errungener Seeherrschaft und der Verdrängung Hollands aus der Reihe der politisch wirkenden Nationen hat England seine Idealität eingebüßt (Byron war der Scheidegruß des sinkenden schönen Gestirns) und ist, wie es scheint, unwiderruflich dem Realismus hingegeben; sein Handel und seine Politik ziehen es auf die Bahn seines Vorgängers Bataviens.

Seine in Ungerechtigkeit und Kurzsichtigkeit einst hinausgestoßenen Söhne, die dann die nordamerikanischen Freistaaten auferbaut und gefestet, haben sich vor allem an die ferne Scholle, die jetzt als der freieste Staat der Welt dasteht, anklammern und damit unter der harten Arbeit der Staaten- und Culturgründung zunächst dem handfesten und thatsichern Realismus widmen müssen. Erst die letzten Jahre

haben im Riesenkampf um die Einheit, — das heißt um die Erhaltung der Republik und zuletzt durch die mit Strömen Bluts, mit grenzenloser Opferfreudigkeit und tapferster Ausdauer errungene Befreiung des Landes vom Verbrechen der Sklaverei, den ersten entscheidenden Schritt zu den Zielen idealen Lebens gebracht.

Und zuletzt unsere glänzenden Nachbarn im Westen, in denen sich das Blut der Gallier mit dem ihrer Ueberwinder, der Römer, und mit beiden Nationalitäten der deutsche Stamm der Freien (Franken) gemischt hat, immer von neuem zeigt ihr Leben das hochherzigste, freudigste Ringen nach der idealen Seite, und immer wieder im Ermatten das Zurücksinken von dem erschauten, von dem schon ergriffenen Ideal in den Schein einer Verwirklichung, welchen der feurig emporstrebende Geist des Volks immer mehr zu befriedigen und festzuhalten vermag.

Wie lösen wir dies unablässig sich wiederholende Räthsel? Welches ist denn dieses Urbild, das im unablässigen Wechsel die leichtblütigen Franken aufregt, emporwirbelt und wieder sinken läßt? Davon später. Näher liegt uns Deutschen vorerst die Frage: welche Stelle unsere Vorneigung zur Idealität uns selber in der Wirklichkeit der Dinge zugewiesen hat? Die Vorneigung ist nicht zu verkennen; sie zeigt sich in dem Einzelnen, in unsern Dichtern, — man vergleiche sie nur mit den französischen, italienischen oder den alten römischen. Aber auch in unserer Geschichte; wir waren es, welche sich niemals den Römern unterworfen, niemals Geist und Sprache

gegen die fremden Eingedrungenen dahingegeben; wir waren es, welche dem heranschreitenden Christenthum nächstverwandte Stimmung und Gesinnung entgegengetragen, welche die Reformation aus unserm Schooße geboren, mit aufrichtiger, unvermischt reiner Hingebung festgehalten und in vieljährigem Kampfe behauptet haben.

Ist uns nun hiermit der andere Pol, mit ihm unser Anrecht an die Dinge der Welt entfallen? Sind wir wirklich, wie man uns oft höhnend zuruft, hohle Schwärmer ohne That und Errungenschaft. —

Schon vor der nähern Untersuchung muß man mit nein! antworten; ein Pol setzt den andern voraus, sein zeitweiliges Vorwiegen zieht das des andern als nothwendige Folge nach. Auch unsere Geschichte, von den Kämpfen gegen die Römer, von den Kreuzzügen und Römerzügen bis auf die Befreiungskriege, giebt davon Zeugniß; nicht weniger das Emporkommen unsers Handels (die deutsche Handelsmarine ist die dritte der Welt, nur Britannien und Nordamerika stehen kraft der unermeßlichen Vorgunst ihrer Lage und Verhältnisse voran) und unserer Industrie, trotz der Verkommenheit und Unfruchtbarkeit unserer politischen Lage. Man forsche nur in Britannien und Nordamerika genauer nach, und man wird erstaunen, welchen gewichtigen vollen Antheil an Unternehmungen aller Art die Deutschen dort haben!

Zuletzt sei das Zeugniß eines Einzelnen unvergessen, eines Einzelnen, aber er ist der größte Menschenkenner und Maler der Volkscharaktere, unter anderen der treffendste Zeich-

ner der alten Römer, er ohne nennenswerthe Vorbildung. Es ist Shakespeare. Er nennt die Deutschen „die hastigen", thatschnellen. Wer ihn, den „Stern der Sterne" kennt, der weiß, daß jedes seiner Bezeichnungsworte die Bemessenheit und Zuverlässigkeit eines Rechtspruches hat.

Nun! Aufgeben des einen Pols gegen den andern ist ein Unding! Versäumniß des einen um des andern willen ist Gefahr! Trachten wir, in gerechter und weisheitvoller Waage den einen um den andern zu wuchten! Die Wagschale des einen, die Idealität, weise uns das nimmer zu vergessende, nimmer aufzugebende Ziel für unsere That, das heißt für unser Leben! Dann werfen wir unsere Kraft in die andere Schale, die der Realität, um zu verwirklichen, was der Geist uns gewiesen.

Ein Letztes ist absichtlich bis hierher bei Seite gelassen worden, weil es besondere Achtsamkeit fordert und in das Innere unsers Gegenstandes hineinführt: der Gegenstand, an den ideale und reale Betrachtung sich zu wenden hat. Es ist klar, daß verschiedene Persönlichkeiten (auch Völker dürfen als solche gelten) und Zeiten sich wechselnd bald an einem, bald an einem andern Gegenstande in der Form der Idealität oder Realität bethätigen, daß also in derselben Persönlichkeit oder derselben Zeit reale und ideale Bethätigung — nämlich verschiedenen Gegenständen zugewendet — neben einander Statt finden können. Ja, es kann nicht übersehen werden, daß einzelne Gegenstände sich der einen Auffassungsweise mehr eröffnen, der andern mehr oder weniger unzugänglich erwei=

sen. Liegt uns nun ob zu untersuchen, welche Zeiten oder Persönlichkeiten sich der Idealität erschlossen, oder vielleicht allzu weit hingegeben haben: so kann dies nicht befriedigend geschehen, als mit sorgfältiger Unterscheidung der Gegenstände dieser Hinneigung.

Gewiß reicht die Macht der Idealität viel weiter in die verschiedenen Richtwege geistigen Lebens hinein, als man gemeiniglich annimmt. Auf hundert Pfaden begegnen wir jener Form des geistigen sich Bemächtigens, welche man als unmittelbares Für-„wahr“-Erkennen anzusprechen hat. Der Glaube ist die vornehmste dieser Formen, die allem Beweis voraneilende Hypothese, die Vorahnung Bakon's von Wissenschaften (oder wissenschaftlichen Strebungen), welche noch gar nicht vorhanden waren, als er sie vorausbezeichnete, treten (gleichviel, ob sich das Einzelne haltbar und wichtig bewiesen) jenem erst genannten Moment zur Seite.

Auf das Alles einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wir haben es vornehmlich mit drei Momenten zu thun: mit Religion, Politik und Kunst. In ein viertes Gebiet, das der Wissenschaft, können wir nur flüchtige Blicke senden; theils, weil dies Gebiet allzu umfassend ist, theils, weil uns für die weitverzweigte Aufgabe bald da, bald dort ausreichende Vorbildung und Einsicht fehlt. Dennoch fordert unsere Aufgabe gebieterisch, auch hier nicht zu schweigen, sondern ein schüchternes Wort zu wagen.

Erstes Buch.

Das Walten der Idealität.

Idealität im Gebiete der Religion.

Wie der Baumeister festen Grund sucht oder schafft, sein Haus sicherzustellen, so findet sich der Geist des Menschen getrieben überall, auf festen Grund, auf den Urgrund des Gegenstandes hinzudringen, der ihn beschäftigt. Der Mathematiker steigt zu seinen Axiomen hinab, zu Sätzen, die ihm unmittelbar, ohne weitern Beweis, für wahr gelten und die ihm die Grundlage seiner Lehrsätze bieten. Der Philosoph trachtet ebenso auf den Urgrund der Dinge zu kommen.

In unermeßlich machtvollerer Weise haben die Völker den Urgrund der Dinge zu finden, und auf ihn ihr Bewußtsein und die Grundgesetze ihres Lebens und Handelns aufzuerbauen getrachtet. Für keine Richtung des Lebens ist eine andere Feste, als in solchem Urgrunde zu finden. Die Gesetze der Moral und des Rechts ebensowohl, wie das Bedürfniß des Gemüths, sich gesichert, beruhigt, getröstet zu fühlen,

können nur in dem Urgrund der Dinge Bestätigung und Gewähr finden. Oder könnten wir etwa auf jenem landläufigen Satze: „Was du nicht willst, daß der Andere dir thue, das thue du ihm nicht!" stehen? Wenn Ich nicht stehle, nicht morde: ist das mir Gewähr, daß ein Anderer mich nicht beraube, mich nicht ermorde?

Die Schöpfungsgeschichte des Volkes Israel sagt aus: Gott habe den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen. Mag das die Gottnähe des Menschen, oder was sonst bedeuten: der Satz gewährt, ja fordert seine Umkehrung: der Mensch hat sich die Idee seines Gottes nach dem eigenen Bilde geschaffen. Ueberall zeigt uns die Geschichte das Bild der Gottheit, gemäß dem Bewußtsein, das jedes Volk in sich getragen. Dies ist so zutreffend, daß die Entwickelung der Menschheit durch die verschiedenen Zeiten und Völker sich an den Urbildern aufweisen läßt, die nacheinander von der Gottheit als dem Urgrund des Lebens und Bewußtseins emporgestiegen sind, und ebenso bestimmt zeigen sich von einem Volk und einer Zeit zur andern die Fortschritte, welche das Gottbewußtsein, das heißt aber das Bewußtsein der Menschheit von ihr selber Schritt für Schritt gethan hat.

Das Kosmische als Göttliches.

Zuerst scheint das Bedürfniß, irgendwo ein Ewiges und Unwandelbares zu schauen, an dessen Vorbilde die flüchtig vorübergewehten Menschengeschlechter einen Halt auch für sich

finden, das Auge der Menschen zu den Sternbildern des Himmels, zu Mond und Sonne emporgehoben zu haben.

Diesem Vorgange begegnen wir bei den in einzelnen Stämmen umherwandernden, mit Jagd und Viehzucht beschäftigten Arabern. Jeder der Stämme hatte, scheint es, seinen besondern Stern erkoren, zu dem er Blick und Gedanken emporrichtete. Gleiches ist ohne Zweifel in frühester Zeit bei jenen Völkern geschehn, welche von den Hochebenen Asiens sich in die unermeßlich weiten Triften ergossen und zu den semitischen Großreichen (Babylon u. s. w.) zusammenflossen. Ueber unbegrenzte Ebenen, einer unerschöpflichen Fülle von Nahrung für Menschen und Heerden, über weit umher verstreute Palmwälder mit ihrer labenden Frucht und dem erquicklichen Schatten schweifte das Auge; Befriedigung fand das Gemüth in diesem gesicherten unwandelbaren Dasein, dem Arbeit noch zu wenig Noth war, um zu lasten. Die Natur gab aus vollen Händen, was Bedürfniß und Erquickung für das Leben war. Peinigte dann die Glut der steigenden Sonne, zogen verwüstende Stürme, drohende Wetterwolken heran, so war es wieder die Naturgewalt, der man sich beugen mußte. So wuchsen die Schaaren der Menschen, so die nährenden Heerden heran, bis sie, gleich den Früchten und den Fruchtbäumen, selber niedersanken zur letzten Ruhe und zum Vergehen. Bleibend, über allem Wechsel hoch erhaben, fand das Menschenauge nur die Sterne des Himmels. An ihnen haftete die Betrachtung, sie erschienen als das Bleibende, Ewige, als lenkende Mächte der Natur.

Bereits zeigt sich aber auch ein Fortschritt innerhalb dieses Naturdienstes, der auf eine spätere und höhere Entwickelung hindeutet. Aus der unzählbaren Menge der Gestirne sondert schon der Araber den „Herrn des Himmels" ab, den „Herrn in der Höhe". Er ist es, der die Wetterwolken niedersendet, der den Donner rollen, die Blitze leuchten läßt, vor dem der Sturm daherfährt. Ihm gegenüber steht ihnen die Mutter Erde; sie empfinden ihre mildere Macht als die allempfangende, allgebärende, Alles nährende. Sie stellten sie sich in weiblicher Gestalt vor und gedenken ihrer im sanften Mondesschimmer der Nächte. Himmel und Erde, sie sind vergeistigte Gestalten, aber sie hören nicht auf Naturwesen zu sein.

Gleiches Beginnen zeigt sich in der Urzeit Indiens. Die Urbewohner dieser weiten Länderstrecken sind dunkelfarbig, wenngleich von den Negern Afrika's unterschieden. In frühester Zeit bringen Stämme des weißen (kaukasischen) Urvolks der Arier aus ihren Stammsitzen im nachmaligen Persien in Indien ein, — wie es denn für alle Zeit die Bestimmung dieser überreich und verlockend ausgestatteten Länderstrecken zu sein scheint, gleich der griechischen „Helena vielumworben" von jedem kräftigern Stamme begehrt und erobert zu werden. Die Arier drangen ein und unterwarfen jene dunkelfarbigen Urbewohner. Hiermit war der Anfang gemacht der Theilung des Volks in unabänderliche Kasten; Natur und Eroberung hatten die unverrückbare Grenze gezogen zwischen Siegern und Unterworfenen. Aber auch der

weiße Stamm gliederte sich nach den Beschäftigungen, die jeder Volkstheil von den Vätern erlernt und überkommen hatte, zu unabänderlichen Kasten. Denn unter der Glut der Sonne war nur so viel Arbeitskraft und Selbstbestimmung aufzubringen, um in dem Geleise fortzuschreiten, in welches ein Jeglicher sich gestellt und gefördert fand. Zudem spendete die Natur überreiche Gaben, um Allen, Jedem auf seinem Pfade, das Leben leicht und lind zu gestalten.

Auch hier wandte sich der Sinn der Urbewohner zu der allbegabenden Natur, als ihrer Gottheit. Sie erhoben ihr Gemüth zur hellen Luft, zum wehenden Winde. Obenan stand ihnen Indra, der Großarmige, der Herr des Himmels. Zunächst hatte er die widrigen Dämonen zu besiegen, schadenbringende Naturgewalten: die finstere Wetterwolke, den harten Fels, der die labenden Quellen grausam verschließt.

Erst später steigt die Gestalt Brahma's auf. Er hat die Welt — nicht erschaffen als etwas außer ihm Seiendes; sie ist aus ihm hervorgegangen. Zuerst traten die alten Gottheiten der Natur hervor; so ist denn Er der Herr der Natur. Nach ihnen traten hervor die heiligen, reinen Menschen, die Kasten nach ihrer Ordnung, dann die Thiere, die Pflanzen, die unorganischen Stoffe. Bemerkenswerth ist der entgegengesetzte Gang dieses Mythos von der Anschauung, welche die Bibel von der Weltschöpfung giebt. Im Brahmaismus waltet unabänderliche Bestimmung aller Geschicke, nach welcher die Geschöpfe in Rangordnung treten. Der unabänderliche Beschluß duldet sich gegenüber keine Selbstbestimmung, keine

Freiheit sittlicher Entfaltung. Es ist bezeichnend, daß die Rangordnung von oben nach unten schreitet, ganz gegen die Naturwahrheit und Nothwendigkeit, welche das Niedere dem Höhern als dessen Grundlage und Vorbedingung vorausgehen läßt. Diesen Weg nimmt die biblische Sage; zuerst bereitet sie die Stätte für Pflanzen und Thiere, dann, nachdem Alles, dessen er bedarf, geschaffen, tritt der Mensch hervor und empfängt, Zug für Zug, die Gebote von oben und die Freiheit sittlicher Entfaltung.

So tritt auch hier die Gottesidee als Naturdienst hervor: aber schon zeigen sich Ahnungen eines geistigen Urgrunds im Brahma, der die Natur aus sich hervorgehen läßt, also vor und über ihr besteht. Auch die Seelen der Menschen sind nicht der Natur zugehörig, sondern ursprünglich von dem göttlichen Wesen, Theile desselben, entsandt, um hienieden sterbliche Leiber zu bewohnen. Nach dem Tode derselben beziehen sie andere Leiber der Menschen und Thiere. Sie sinken, wenn sie sich verunreinigt, zu niedrigern Stufen des Daseins herab, erheben sich durch Läuterung zu höhern, bis sie, durchaus gereinigt, in das Urwesen eingehen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß auch die Religion Brahma's (etwa 1000 v. Chr.) einen Strafort für die abgefallenen Seelen mit mannigfaltigen Qualen schildert.

Wenden wir uns noch einmal zu jenen weiten Geländen zurück, die sich von der Veste Asiens nach Europa ablagern und deren Völker ihren Blick anbetend zu den Gestirnen erhoben. Was war es, das ihren Blick hinauf lenkte

zu den Gestirnen? ihr Licht war der Bote, den sie hinabsandten zu den Menschen; dieses Licht vielleicht nur die Spannung des Aethers zwischen dem Gestirn und unserm Erdball, — erschien ihnen als die Seele, gleichsam der Geist des Sterns. So faßten denn die Parsen das Licht, von den Körpern gelöst, die es aussandten, — sie faßten das reine Licht, das reine Feuer als das Göttliche. Der Fortschritt war so groß, wie hoch der Standpunkt dieser Europa-Nächsten über dem der Heerdenvölker. Denn die Flamme geht noch aus vom körperlichen Stoffe, lebt von ihm, ist noch Körperlichkeit, — aber schon entschwebende. Abgesonderte, gefestetere Cultur und das Bewußtsein davon, sammelte sich um die gottgleich hinauswehende Flamme und erhielt sich an ihr.

Das Lebendige als Göttliches.

Ein nächster, unermeßlich weiter Fortschritt tritt fern von da, an den Gestaden des Nils hervor. Alle jene kosmischen Bälle, zu denen die Andacht der schweifenden Araber, der Babylonier emporschaute, sie können ja nicht eigenes Leben, eigenen Geist offenbaren; sie sind nur die Stätte, welche Leben — Lebendiges trägt. Das Lebendige beschreitet sie, beherrscht ihre Oberfläche und verleiht ihr Bedeutung und Charakter. Die Aegypter, ursprünglich wohl aus Asien herübergekommen, und gleichfalls die Naturmächte verehrend, die sie im Menschenbilde darstellten, fanden sich auf dem schma-

len Erdsaum zusammengedrängt, der sein Dasein, seine Erhaltung und Bewohnbarkeit dem heiligen Strome verdankt; hüben und drüben hält der Tod das Land und seine Bewohner gefangen, östlich das lebenlose, sonnverbrannte Felsgestein, westlich das Grab der Wüste.

So drängte die Stätte selbst, so jeder Blick, den diese Alten von ihrer heilvollen Scholle hinaussandten nach rechts und links, auf den Alles überwältigenden, Alles in sich fassenden Gegensatz von Leben und Tod hin. Wie sie sich angeklammert haben, angstvoll an das Leben! noch über den Tod hinaus rangen sie, den Schein wenigstens des Lebens zu erhalten. Endlos erstreckte sich die Todtenstadt, unabsehbar die Kette der Felsgrotten, in denen steinerne und darin wieder hölzerne Särge und schützende Binden den Leichnam in kunstreicher, kostbarer Balsamirung auf Jahrtausende hinaus gegen die herantastende Verwesung vertheidigten. Und prunkvoll thürmten die Könige neben den Gräbern des Volks ihre Pyramiden, einzig, um den Leichnam in geheimnißvollen Gängen und Grabkammern unberührt zu erhalten, vielleicht auch mit ihm den hohlen Nachruhm. Höchst bezeichnend nannte das Volk diese Grabstätten seine Wohnungen, die Häuser aber, in denen sie das Leben hinbrachten, Herbergen; denn in diesen, war ihre Meinung, weilten sie nur die kurze Spanne Zeit, die man Leben nenne, in jenen aber brachten sie die ungemessene Zeit nach dem Tode hin.

Das Lebendige, gleichviel in welcher Gestalt, und als

schreckender Gegensatz der Tod, darin mußte dies Volk das Göttliche schauen. Ihnen war die Menschengestalt heilig, denn sie lebte; aber auch die Thiergestalt und die Mischung beider war ihnen heilig, und nicht blos die Gestalt der nützlichen, friedlichen Thiere, das Rind, der Ibis, sondern auch der schädigenden, das Krokodil, — denn sie alle lebten und zeigten die Macht des Lebens, das Thun.

Der treibende Grundgedanke ist einfach, aber gewaltig; die Menschen, welche ihn geboren, nicht mehr losgebend. Noch etwas Besonderes muß den Blick des Aegypters mit Staunen und Theilnahme am Thierleben festgehalten haben. Dem Thiere ist sein Instinkt unfehlbare und zugleich unwandelbare Leuchte. Das Volk aber der Aegypter, in unveränderliche Grenzen geschlossen, mit seinem Leben von den unwandelbaren Ueberschwemmungen des Nil abhängig, überall unverrückbarer Regelung unterworfen und gewohnt, mußte die eigene Sinnesart in der Bestimmung des Thiers vorgebildet finden. In ewiger Wiederholung haben diese Uralten ihre Gottheiten in endlosen Bildern festgehalten, bis fremde Kultur ihnen ihre Eigenthümlichkeit und damit ihr Volksdasein entzogen.

Das Menschliche als Göttliches.

Wie aber mag alles Geschöpf neben dem Menschen bestehen, dem allein der Blick aufgehoben ist über die Fläche der Erde, der allein das Ganze überschaut, erkannt hat



(I. Mos. 2, 19.) und beherrscht? So läutert sich abermals das Gottesbewußtsein. Allein in sich selber kann der Mensch das Göttliche schauen; allein in sich selber, das heißt in dem beherrschenden Menschenbewußtsein, das ihn über die anderen Geschöpfe erhöht. Dieser Fortschritt vollzieht sich in den Hellenen. Sie selber göttergleich, schauen die Gottheit im Menschenbilde und nur in ihm. Aber wie Vieles vereint sich unter dem einen Gedanken: Mensch! Er ist der berufene Herrscher über die Erdenwelt; er waltet als Zeus durch den Himmel und seine Wolkenlag r, als Poseidon durch die Wüste der Meere, als Ais über die verhüllte Tiefe, in deren Dunkel alles Leben hinabsinkt. Der Reiz seiner Jugend, die Macht seiner Körperkraft, sie vergöttlichen sich in der zarten Hebe, im unwiderstehlichen Herakles. Die weise Vorsicht in Pallas Athene erscheinend, der nach unablässigem Kampf dürstende, tosende Ares, der lichtvolle Seher Appolon, Dionysos, der erneutes Leben in die Adern gießt und den Geist: sie alle, und wie die Anderen heißen, sind Bilder des einen herrschenden Geschöpfes: Mensch, oder der einzelnen Eigenschaften und Bethätigungen desselben. Es ist, Alles zusammengenommen, der Geist des Menschen, den die Hellenen in diesen zahllosen Verkörperungen zu fassen trachteten.

Sie alle, diese kosmischen, kreatürlichen, menschheitlichen Gebilde des zu dem Göttlichen sich emporringenden Bewußtseins, sind vorübergegangen!

„Eurer Götter alt' Gemenge
Ist längst vorbei."

(Goethe.)

Sind sie nun nichtig gewesen, oder vernichtet? —

Kein Spötter Lukian, kein klügelnder Sophist hat sie zu besiegen, zu vernichten die Macht gehabt; nur hat sich das Gottesbewußtsein selber durch sie und über sie hinaus zu geläutertem Schauen erhoben.

Rückblick.

Vor weiterem Fortschritt scheint es gerathen, zweierlei zu bemerken, damit Niemand in Erwartungen sich getäuscht finde, die weder haben angeregt werden sollen, noch hier ihre Befriedigung finden können.

Zuerst ist es keineswegs hier auf eine auch nur einigermaßen vollständige Ueberschauung des ganzen Gebiets abgesehen, das wir betreten haben. Nicht alle Urbilder, welche die Menschen vom Göttlichen gewonnen, und nicht alle Wandlungen, welche diese Bilder erfahren haben, hier aufzuweisen, war geboten. Es genügt, auf einige der hervorragendsten Gipfel hinzudeuten, welche sich über die Berghöhen und Thäler erheben.

Sodann war nichts Anders die Aufgabe als: den Fortschritt zu bezeichnen, welchen die Idee des Göttlichen im Entwickelungsgange der gesammten Menschheit gemacht, gleichviel, wo die einzelnen Momente des Fortschritts hervortraten. Die bisher bezeichneten Momente knüpfen sich an das westliche Tiefland Asiens, an Indien, an Aegypten, an Griechenland. Es soll damit keineswegs ausgesprochen

sein, daß diese Völkerschaften in irgend einer Gemeinsamkeit ihrer geistigen Arbeit gestanden, daß die eine von der andern entlehnt und gleichsam inhalt- und theilnahmlos geharret, bis dieses die Vorarbeit gethan und ihm überliefert habe. Jedes Volk arbeitet in und für sich von Grund aus, dieweil es lebt; denn diese Arbeit seines Geistes ist ja die Blüthe seines Lebens; jedes Volk, wie jeder Baum, treibt seine eigene Blüthe aus dem Mark seines Lebens hervor und zeitigt sie zur Frucht; es kann nicht ein Baum die Blüthe tragen und der andere die Frucht dieser Blüthe bringen. Wohl aber muß dem Betrachtenden freistehen, die einzelnen Phasen der Entwickelung, wo sie ihm vor Augen treten, aufzuweisen. Die Blätterfülle da, die Blüthenpracht dort, die schwellende Frucht anderswo.

Erst im Folgenden tritt greiflicher Zusammenhang hervor; Andeutungen von solchem fehlen auch in den vorhergegangenen Momenten nicht. Aber während der Zusammenhang in der weitern Entwickelung der Religionsidee ein thatsächlicher ist, weil das Christenthum aus dem Judenthum, der Islam aus beiden hervorgeht: beruht in der bisherigen Entwickelung der Zusammenhang nur auf dem nothwendigen Anfang und Gange, den dieselbe bei allen Völkern nehmen muß.

Nothwendig scheint es, daß der Geist der Menschen von einem Gegebenen, körperlich Vorhandenen und sinnlich Ergreifbarem ausgehe, bevor er sich von da zu Vorstellungen des Uebersinnlichen erhebe.

Daher haben wir bei allen vorgenannten Völkern (und

ihre Zahl ließe sich leicht vergrößern) Anknüpfung an die Natur allem Weitern voranstehend gefunden; von da war es der nächste Fortschritt aus allen Naturmächten Eine als Herrscherin über alle voranzustellen, so bei den Indern den weitarmigen Indra, den Herrn des Aethers oder Himmels. Diese Vorstellung reicht über die Epoche der kosmischen Gottesidee hinaus bis in das Hellenenthum; der erste ihrer Götter, gleichsam ihr Stammvater ist Uranos, der Gott des Himmels, also eine kosmische Gestalt; ihm gesellt sich Gaia, die Erde, ebenfalls kosmische Gottheit. Allein das Walten jenes Urgottes muß zu Ende gehen; sein Erzeugter selbst, Chronos (die Zeit — die gegliederte, faßlich und dem Bewußtsein zugänglich gewordene Ewigkeit, welche für sich in den Gedankenkreis der kosmischen Mächte gehört), entmannt ihn und tritt an seine Stelle. Das Maß, das er für die Menschen in Händen trägt, vielleicht würden die alten Aegypter es „Leben und Tod" benannt haben. Jedenfalls wird schon hier, am Uranos gezeigt, daß nichts untergehe, was Wahrheit und Leben in sich trägt.

Aehnliche Verknüpfung scheint zwischen der Idee der Aegypter und Inder einerseits und der Hellenen andererseits Statt zu finden. Die Aegypter leihen ihren Gottheiten Menschengestalt, die Inder desgleichen. Allein nicht das scheint die Absicht zu sein, das Göttliche im Menschen hervorzuheben, den Gott Mensch werden zu lassen (die indische Sage läßt ihn als Menschen, ebenso aber auch in verschiedener Thiergestalt sich offenbaren), sondern die Men-

schengestalt, wie gleichfalls die Thiergestalt, ist nur unentbehrliches Mittel, den Gott irgendwie zur Anschauung zu bringen. Daher gestalten beide Völker das Menschenbild ihrer Götter willkürlich um, je nachdem ihre Vorstellung vom Göttlichen es ihnen eingiebt; die Inder ertheilen dem Gottesbilde mehrere Köpfe, viele Arme zu, die Aegypter mischen Thier- und Menschengestalt, — alles das, um die Uebermacht des Gottwesens über den Menschen zu bezeichnen.

Menschen und Thiergestalt finden daher die Hellenen bereits vor, gleichgültig, ob und wie viel sie davon angenommen. Ihnen gehört die Idee, daß das Göttliche am reinsten und höchsten sich im Menschen offenbare, im obersten aller Geschöpfe, in demjenigen, in welchem sich Geist und Sittlichkeit offenbaren kann.

Damit aber auch hier die allseitige Entwickelung lückenlos bleibe, treten neben und vor den Hellenen die Phönizier auf. Auch ihnen erscheint das Göttliche in Menschengestalt. Allein es ist nicht Geist und Sittlichkeit, die ihnen in der Menschengestalt entgegentreten; es ist — wie die zügellos bis zum Wahnsinn aufschäumende Wollust ihres Götterdienstes beweist — das Kreatürliche, dem sie sich nicht entwinden mögen (wie die Griechen stets gestrebt) und das sie in ihrer Vorstellung vom Göttlichen festzuhalten gedrungen sind.

Nur noch ein merkwürdiger Zug rankt aus diesen alten Zeiten in die kommenden hinüber.

Neben den Natur- und Menschen-Gottheiten regt sich eine Vorstellung von sittlicher Würdigung und Vergeltung jenseit des Grabes. Die Aegypter lassen über ihre Verstorbenen ein Todtengericht abhalten, vor dem die guten und bösen Handlungen des Geschiedenen abgewogen werden. Die Inder lassen die Seelen von einem Körper zum andern wandern, bis sie geläutert in den Urgeist zurückkehren, oder aus tiefer Verderbniß den Qualen der Hölle verfallen. Auch die Hellenen haben ihren Tartarus, ihr Elysium und die Inseln der Seligen.

„Gott ist ein Geist."

Was dem Menschen seinen Rang über allen Geschöpfen der Erde anweist, das ist sein Geist. So ist also der geistige Inhalt, die geistige Macht der eigentliche Gehalt, das Mysterium, das in dem Menschengott geborgen ist. Wie nun im kosmischen Götterthum die Substanz dieser unsere Erde umkreisenden Himmelskörper sich zu der geläuterten und frei gewordenen Flamme, zum Licht verklärte: so geschieht jetzt, daß die Idee des Menschengottes sich verklärt zu seinem Inhalte, zum Geiste, der frei geworden ist der Körperlichkeit, und als ihr Schöpfer und Herr sich enthüllte.

Das Judenthum.

Dieser ungeheure Fortschritt der Gottesidee, der entscheidende in der ganzen Entwickelung, war dem vielgeschmähten

Volk der Israeliten anvertraut und auferlegt; — auferlegt, denn die Last war groß, Jahrtausende ermüdeten unter ihr. Aber auch der Beruf dieses Volkes war riesengroß, und es hatte wohl Grund, sich als das auserwählte Volk Gottes zu preisen. Der Gegenschlag konnte freilich nicht ausbleiben.

Welche Glaubensform die Israeliten vor den Zeiten des Mose gehabt, kann hier unerörtert bleiben. Hungersnoth trieb sie aus dem Lande der Väter nach Aegypten. Gering an Besitz, Bildung, Macht, traten sie als Knechte zu der verachtetsten Arbeit, bei den Heerden und dem Ziegelstreichen in den Dienst des weitüberlegenen Volkes. Wie mag der Riesenbau jener kunstreich aufgethürmten Felsmassen, der augenblendende Glanz des geschliffenen Granits mit seinem unübersehbaren Bilder- und Farbenschmucke, mit den Koloßbildern seiner Götter und zu Göttern erhöhten Pharaonen, das blöde Auge der ungebildeten Hirten, nur an das träumerisch in das Unermeßliche hingelagerte Grün der Steppen und Wälder gewöhnt, — wie mag dieser unerhörte Anblick das Auge der Armen geblendet, verwirrt, geärgert haben! Man kann es daraus abnehmen, daß sie nicht den kleinsten Versuch gemacht, von dieser Kultur sich einen Theil anzueignen, daß ihre Dichter nur mit Abscheu und der Geschmacklosigkeit des Ekels („sie beten an Würmer und Thiere, eitel Scheuel, rings umher an die Wand gemacht!") jener Tempelwunder Erwähnung thun.

Zuletzt zwang die Last des Elends zur Auswanderung aus dem Lande der Knechtschaft in das Stammland zurück,

in das ihnen gelobte. Mose war der Führer, Aaron sein Bruder, der erste Hohepriester. Ganz leer zogen sie doch nicht von dannen. Ihre Heerden und sonst „was unser ist" nahmen sie mit; dazu die silbernen und güldenen Gefäße, die sie von den Aegyptern geliehen, ihrem Gott in der Wüste Opfer zu bringen. Und ganz folgenlos blieb auch nicht der altgewohnte Anblick ägyptischer Götterbilder. Aaron mußte ihnen auf ihr Andringen von dem Goldgeschmeide der Töchter Israels, „ein gülden Kalb" bilden; nehmen wir an, daß es ein klein gerathenes Bild des ägyptischen Apis gewesen. Auch Mose vermochte nicht, sich von den Bildern Aegyptens frei zu halten! Als die Pest das Volk fraß, richtete er ein ehern Schlangenbild auf, um das sich die Rettungsuchenden sammeln, von den Verlorenen sondern sollten.

Die ganze weitere Geschichte des Volks wird, wie von einem Faden, von den Nachrichten des Abfalls von ihrem Gotte (Jehova) und der reuigen Rückkehr zu demselben durchzogen. Und — ist es denn ganz sicher, daß Jehova ihnen als einiger Gott gegolten? wie oft heißt er in ihren Schriften, Herr der Herren, der Götter Gott! er war der „Gott ihres Volks," und so hoch erhaben über die fremden Götter (Baalim, Baal heißt ebenfalls Herr), als das auserwählte Volk in seiner Schätzung über die andern Völker, die ihm als die „Unreinen" galten.

In der That, der Gedanke eines einigen und geistigen Gottes (mögen die Dichter ihn auch mit sinnlicher Beschreibung — „Er rollt die Himmel als sein Gewand, die Erde

ist seiner Füße Schemel!" gezeichnet haben), dieser Gedanke war so übermächtig bewältigend, daß er das Volk gefangen und gefesselt hielt; jene reiche Entfaltung des hellenischen Ideals zu tausend Göttergestalten war hier unmöglich.

So gewaltig war die Idee eines durchaus geistigen Gottes, daß zunächst nur zweierlei von seinem Wesen festgehalten werden konnte, daß er der Urgrund: „der Schöpfer" aller Dinge sei, und daß er der Herr alles Erschaffenen, daß alle Menschen seine Knechte, er allein der Wollende und Vollendende, sie aus „Staub zu seinen Füßen" gebildet und nur vom Anhauch seines Odems beseelt seien.

Dies ist die Grundlage der ganzen ersten Gottesvorstellung auf diesem Gebiete; was weiter von der Gerechtigkeit, vom Zorn und der Gnade des Herrn ausgesagt wird, ja, selbst die mildberuhigende Vorstellung: er sei der Vater und wir seien die Kinder, es ist nur mildernde, tröstende Zusprache; denn „das Gesetz" bleibt unabänderlich und unbeugsam. Nur der Herr hat Willen, wir nur Unterwerfung.

Und so mächtig und ausdauernd war der Gedanke, der diesem Volke gegeben worden, daß er zwei weitherrschende Religionen (die christliche und muhammedanische) aus sich gebar und neben ihnen fortbestand.

Höchst bezeichnend erscheint, daß dies Volk niemals getrachtet hat Fremde für seinen Glauben zu gewinnen. Natürlich! Denn diese Fremden waren ihm ja die Unreinen, die es in der Zeit der Macht wohl unterwerfen oder ausrotten, mit dem es aber niemals sich willig vermischen mochte.

Und hier werden wir den Rückschlag jener stolzen und hocherhebenden Vorstellung vom „auserwählten Volke" gewahr. Dem auserwählten Volke konnten die andern Völker nur als unreine, als Feinde seiner selbst und seines Gottes gegenüber stehen, mit denen sich zu vermischen, in Verband zu treten, Sünde war. Man meint fast, einen Nachhall jenes ersten Richterspruches des Herrn zu vernehmen: „Und ich will Feindschaft setzen zwischen deinem Samen und ihrem Samen (I. Mos. 3, 15.), so unabwendbar gingen Zwietracht und Haß zwischen den Fremden und dem Volke hin und her. Unermeßlich schärfer als die Abwendung der Hellenen, selbst der Römer von den „Barbaren", die sie nur gering schätzten und gelegentlich unterwarfen, nicht haßten, hatte der neue Gottesgedanke das Volk Israel von den Andersgläubigen geschieden und gestimmt. Hin und her ging geschäftig wechselnd tiefste Entfremdung, Feindschaft, Unterdrückung. Oft haben die Israeliten, selbst im Laufe der letzten so mild gewordenen Jahrhunderte, in den Christen ihre Feinde und Unterdrücker gesehen. Aber wo sind sie, von den Zeiten Aegyptens bis auf diesen Tag, irgend einem Volke gegenübergestanden, ohne auf Feindschaft und Unterdrückung zu stoßen? Und welches aller Völker hat ihnen größere Milde und Versöhnlichkeit entgegengetragen, zuletzt ihnen den Weg zu bürgerlicher Gleichberechtigung eröffnet, als das christliche? Allerdings war und ist das die Pflicht der Christen, welche desselben Stammes mit ihnen, die Grundlage ihres Glaubens von ihnen angenommen, ja, welche die heiligen Ueberlieferungen

der Israeliten als ihr Miteigenthum aufgenommen haben und in gleicher Heiligkeit festhalten. „Ich bin" — so hat Christus gesprochen — „nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen."

Das Christenthum.

Das nächste Moment, welches unserer Betrachtung aus dem gesammten Inhalte der christlichen Religion entgegentritt, ist, im Gegensatz zu der israelitischen Verschlossenheit gegen die Fremden hinsichts ihres Glaubens, der Beruf und die Pflicht der Christen: alle Völker, alle Menschen ihres Glaubens theilhaftig zu machen. Nicht mehr kann die Gottheit, welche bisher als Jehova oder Adonai angerufen wurde, der Gott eines einzelnen Stammes sein. Seit jenes Wort an die Apostel ergangen: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden!" sind alle Völker zu dem einen Gotte dem Gott aller Menschen gerufen; der Glaube der Christen ist nicht die Religion eines einzelnen Stammes, er ist Glaube der ganzen Menschheit; diese Religion ist die allen Menschen gemeinsam dargebotene; nicht mehr haben wir auf eine „Religion (etwa) der Humanität" zu harren, wir besitzen dieselbe schon in der christlichen.

Hiermit also tritt der gewichtvolle Gegensatz gegen das Verhalten des Stammvolks hervor; daß die Christen ihren Glauben mitzutheilen, Andere seiner Wohlthat theilhaftig zu

machen Pflicht und Eifer in sich finden. Und wie anfangs die Apostel ausgesandt wurden, so später ungezählte Verkünder zu den fernsten Völkern wie zu den nähern und nächsten der Mahnung Bedürftigen. Und wie viel Mißbrauch und Mißverstand sich auch dabei eingeschlichen: der Grundtrieb der ganzen Bewegung war und ist kein anderer, als die Liebe, die Allen mittheilen möchte, worin sie das Heil Aller erblickt.

Auch in dieser Richtung finden wir die Israeliten als Vorgänger der Christen; allein auch hier in solcher Weise, daß der Gegensatz beider Religionen das christliche Wesen nur noch deutlicher herausstellt.

Das einst auserwählte Volk konnte nicht ohne besondern Anlaß dazu kommen, Fremde in seinen Glauben aufzunehmen; dies lag schon in seinem Gegensatze zu den Fremden als Unreinen und Feindlichen; es lag auch darin, daß die alte Religion den Fremden keine anziehende Seite darbot. Den asiatischen Religionen gegenüber erschien bei der Sinnlichkeit, ja überschäumenden Ueppigkeit, die sich ihnen häufig beigemischt, der strenge Jehovadienst allzu herb; den Hellenen war bei ihrer Hinneigung zum sinnlich Anschaulichen der Gedanke einer rein geistigen Gottheit allzu abstrakt; Allen konnte das unverbrüchlich strenge „Gesetz" nur zurückschreckend, nicht anziehend erscheinen. Daher zeigen sich in früherer Zeit nur spärliche Fälle, wo Fremde in dem Kreise des jüdischen Volks Aufnahme finden, — und das nur auf besondern Anlaß; so wird der lieblichen Ruth Aufnahme zum Lohn der Treue und

in der Bedrängniß der Hungersnoth gewährt. Erst zu den Zeiten der Makkabäer scheint die Aufnahme Fremder, etwa solcher, die sich in Judäa angesiedelt hatten, häufiger stattgefunden zu haben. Noch später benutzten gelegentlich werkheilige Pharisäer die Ueberführung Fremder als ein Mittel, ihren Eifer für den Glauben zu schaustellen. Nirgends aber wird eine weitergreifende Bethätigung, gleich der spätern christlichen, sichtbar.

Woher aber hat dieser Antrieb, den eigenen Glauben allen Völkern darzubieten, Ursprung und Kraft erhalten?

In zwei Worten liegt die Antwort, die, beide untrennbare Begriffe, im Grunde einen einzigen bezeichnen. Die Worte heißen:

Liebe — Freiheit.

Während der alte Glaube den Begriff des Schöpfers und Herrn als obersten festhielt, trug der neue den des reinsten Liebesverhältnisses empor. Der Herr ward als Vater, — die unterwürfigen Menschen wurden als seine Kinder erkannt. Diese Begriffe waren der alten Lehre keineswegs unbekannt, aber erst die neue erhob sie als die vorwaltenden. Das Walten des Herrn als solchen bedingt festes und unwandelbares Gebot; der Herr hat allein Willen und Bestimmung, der Knecht unbedingten Gehorsam. Im Verhältniß des Vaters zum Kinde spricht sich das Recht der Mitbestimmung, wenn auch der beschränkten und untergeordneten, aus; nicht mehr waltet das „Gesetz" als außenstehender Wille; Gott, das Göttliche wohnt und weset auch im Menschen, in

ihm selber. Dies erscheint als Kern jenes Mysteriums oder Glaubenssatzes von der „Menschwerdung“ Gottes; zu dem Gebot von oben tritt das eigene Bewußtsein und die Selbstbestimmung des Menschen. Nun erst ist Sittlichkeit und Zurechnung frei und unbedingt geworden; nun erst, und von diesem Kern aus, breitet sich Freiheit über alle Gebiete, über Forschung, Einrichtung und Verhältnisse des gesammten Lebens aus.

Nicht unbemerkt darf es bleiben, daß aus diesen Grundgedanken des Christenthums drei unabsehbar wichtige Folgen hervorgetreten sind.

Die erste ist die Aufhebung der Sklaverei. Keins der frühern Völker hat hieran gerührt, selbst das humanste nicht, die Hellenen. Mit dem Gedanken des Christenthums, alle Menschen als Kinder Gottes, das heißt aber: als Brüder zu umfassen, ist die Aussonderung von Sklaven, rechtlos unterworfenen Menschen, schlechthin unvereinbar. Wenn dies auch erst allmälig erkannt und bewerkstelligt worden, — die Schwäche des Menschen trat lähmend entgegen, — doch mußte es, früher oder später, aber nothwendig aus dem christlichen Grundgedanken in das Leben treten.

Die zweite Folge ist die Gründung der Ehe in christlichem Sinne. Nicht mehr wird das Weib gekauft oder geraubt, um Sklavin des Mannes — vielleicht in einer Schaar gleicher Mitsklavinnen — zu sein; nicht mehr ist der Mann unbedingter Herr, der sie nach eigenem Rathschlusse heim=

senden kann. Sie tritt als Mensch, frei und berechtigt gleich ihm, zum Gatten; es ist ein Bund Gleicher, nicht auf Gewalt oder Vorrecht gegründet, nicht durch Gewalt und Eigenwillen beschlossen und zerrissen, sondern auf freiem Entschluß der Gemüther, auf Liebe gegründet.

Die letzte Folge tritt unter dem Schein eines Rückschritts, einer Aufgebung heilvollen Verhältnisses hervor. Allein Rückschritt und Aufgeben sind eben nur Schein; in Wahrheit ist es Fortschritt, was wir hier erblicken.

In der Geschlossenheit des israelitischen Volkes als eines auserwählten, noch stärker ausgeprägt durch den Druck, den das Volk von allen andern Jahrtausende lang zu dulden hatte, lag unvermeidlich das engste Zusammenschließen aller Stammgenossen unter einander, und ganz besonders das engste, unverbrüchliche Zusammenhalten der Familie. Unlösbar, vor keinem Opfer zurücktretend, stand die Familie in all' ihren Gliedern als ein Einiges da, je näher dem Blute nach, desto enger und fester vereint. Aeltern- und Kindesliebe, dann Geschwister-, dann weitere Verwandtenliebe, sie finden sich in keinem Volke so tief wurzelnd, als in dem israelitischen.

Nun aber, im Christenthum, sind alle Menschen Brüder, sie sind es nicht dem Blute nach, sondern in dem unendlich weitergreifenden Sinne geistiger, rechtlicher und liebevoller Gemeinsamkeit. Die Blutsverwandtschaft besteht nach ihrem Naturgesetze fort in heiliger Berechtigung. Aber ein höheres Recht macht sich neben ihr geltend in der Gemein-

samkeit menschlichen Berufs. Den stärksten Ausdruck hat dieses neue Verhältniß in den Worten Christi (Ev. Lucae 8, 20—21), da er auf die Botschaft, seine Mutter und seine Brüder harrten draußen, auf die Jünger weisend entgegnete: Meine Mutter und meine Brüder sind diese.

Der Islam.

Aus Judenthum und Christenthum tritt er hervor, beide, Mose und Christus, anerkennend, in einem Volke, dem das Beharren bei Mose und der Frieden in Christus unerträgliche Fessel hätte sein müssen. Es sind die Nachkommen der umherschweifenden Araber, der grenzunbewußt in Handelskaravanen und Raubzügen über Asien und Afrika dahinschwärmenden Stämme, denen die Wüste ihr Zelt war, das verlangende Auge Führer, die bewaffnete Faust Gewähr des Rechts. Sie bildeten sich auf solchen Grundlagen ihr Ideal des Göttlichen; ihr Prophet selber, aus hochangesehenem Stamme, war Handelsherr und weiter Auszüge gewohnt. Die unaussprechbare Erhabenheit, welche das Anschauen der unbegrenzten, ewig einen, zwischen Lichtschimmer und Dunkel schwankenden Wüste dem staunenden Menschen in das Herz gießt, daß ihm nur ein Wort: Allah il Allah! (Gott ist Gott!) feststeht, — dazu die fessellos schweifende Phantasie: das gab die Grundlinien zu jener Anschauung vom Göttlichen und dem Walten in unbedingter

Willkür, gleichsam in launischer Zaubermächtigkeit, das von ihm über Welt- und Menschengeschicke sich ausgoß.

Noch einmal sei erinnert: unser Absehen geht durchaus nicht auf Vollständigkeit all' der Vorstellungen; nur darauf kam es an, das Charakteristische einer jeden in den treffendsten Zügen hervortreten zu lassen.

Ueberall, das haben wir erkannt, hat der Mensch, hat jedes Volk seinen Gott sich erschaffen nach seinem Bilde, das heißt: die Vorstellung vom Göttlichen ist in jedem Volke die Ausgeburt und der Widerschein des eigenen Wesens. Will man sich dies noch einmal zusammenfassend vergegenwärtigen, so blicke man auf die Vorstellungen, welche jedes Volk sich vom Leben des Menschen nach seinem Scheiden aus dem Erdenleben macht. Denn mit dem Tode fallen die Bedingungen und Schranken des Erdenlebens hinweg, und es bleibt, wenn überhaupt von einem Fortleben jenseit des Grabes die Rede sein soll, — an ein solches haben aber alle Völker, jedenfalls alle geistig vorgeschritteneren geglaubt, — dem Menschen nur die Aufgabe, sich dieses Fortleben nach den wünschenswerthesten Bedingungen vorzustellen, welche sich ihm aus seinem Wesen und Leben ergeben wollen.

Nun: jedem Volke ist das Leben jenseit des Grabes zum Spiegelbilde seines erwünschten Zustandes im Leben diesseits geworden.

Die umherschweifenden Stämme Westindiens träumten von endlosen Jagdgründen, die ihren Pfeilen unerschöpfliche Beute darboten.

Unsere Vorfahren, die Deutschen, rafften sich, von jungfräulichen Kampfesgöttinnen gehoben und geleitet, immer wieder aus schwerem Todesschlafe zu erneuten Kämpfen auf, zu Geisterschlachten und der Siegesfeier mit Gesang und kreisendem Becher.

Auch die Hellenen führten zwar im Hades ihr Leben gleichartig weiter; allein diesem durchaus plastisch gewöhnten, auf die herrlichste Wirklichkeit des Erdendaseins gerichteten Volke vermochte dies schattengleiche Fortleben keinen Ersatz zu bieten für die dahingeschwundene Kraft und That; Achilleus klagt: er möchte lieber auf Erden der Ackerknecht des ungeachtetsten Mannes sein, als hier im Hades die Schaaren führen all' dieser Schatten.

Treten wir zu unserm Vorvolk' den Israeliten, so verlangt dieses stets umhergetriebene, stets bekämpfte und unterworfene Volk nur nach dem Einen, das ihm auf Erden versagt scheint: nach Ruhe. Zu den Vätern versammelt zu werden, im Schooße Abraham's, des Erzvaters, zu ruhen, das ist das Ziel seiner Sehnsucht.

Ueber alle diese Spiegelbilder des irdischen Daseins hebt sich erst die christliche Vorstellung hinaus. Ihr ist, wie schon der Name Seligkeit bezeichnet, das Leben nach dem Tode nur Seelenleben, Fortdauer des Geistes in Gottesnähe, im Himmel.

Und sogleich schlägt diese reingeistige Vorstellung den Islamiten wieder in eine phantastische und üppig-sinnliche um. Sieben Himmel wölben ihre Kreise über ihm zu

höherm und höherm Wonneleben, dem die duftenden Gärten, schattenkühle Haine, entzückende Jungfrauen nicht fehlen dürfen.

Ueberall waltet vollkommenste Gemäßheit, nirgends Zufall oder Willkür; nichts hätte anders kommen können, nichts könnte gegen ein Anderes vertauscht werden ohne vollkommenste Zerrüttung des ganzen Bildes.

Idealität im Gebiete der Wissenschaft.

Die Wissenschaft ist Arbeit des denkenden Geistes, der entweder die Welt und was Einzelnes in ihr ist, zur Betrachtung zieht, oder Gedanken aus Gedanken folgert. Diese Arbeit geht Schritt für Schritt von einem Momente zum andern vor sich; jeder Schritt soll, das ist Aufgabe und Pflicht, mit höchster Aufmerksamkeit und Umsicht, mit gewissenhaftester unabläſsiger Prüfung erfolgen.

Hier scheint also der freien Anschauung, welche uns die Ideale heraufführt, kein Raum gegeben. Denn das Ideal kann, wir haben es schon eingesehen, nicht erarbeitet werden; es tritt unmittelbar, gleichsam aus dem Nichts vor das Auge des Geistes; der Schauende selber weiß nicht woher, hat nicht voraussehen können, wann es ihm erscheinen werde.

Und dennoch waltet auch in der Wissenschaft Idealität auf das Mächtigste.

Vor allem zeigt sich die ideale Natur der Wissenschaft schon hierin, daß sie rein um ihrer selbst willen da, daß sie

sich selber Zweck ist, nicht um fremder Zwecke willen besteht, wenngleich ihre Ergebnisse fremden Zwecken, z. B. dem Nutzen und den Bedürfnissen des Lebens dienlich werden können. Die wissenschaftliche Beobachtung der Natur hat Jahrtausende lang (ehe andere Hülfen gefunden waren) dem Schiffer an den Sternen seine Bahn vorgezeichnet; sie hat dem Feldbau Rath ertheilt, dem Arzte Heilmittel gegeben und das Innere des Körpers enträthselt. Das Alles und unzählbares Andere sind Wohlthaten, welche die Wissenschaft auf ihrem Wege ausstreut; aber sie sind nicht ihr Zweck, sie ist um ihrer selbst willen da. Wissen um des Wissens willen, denken — einen Gedanken aus dem andern entwickeln, weil wir nicht anders können, das ist ihre Natur. Sie bedarf auch hierin keiner weitern Rechtfertigung, — etwa durch sofortige Nutzbarkeit oder später zu erhoffende, — denn sie ist ein Urtrieb des Menschen. Jeder geistig Arbeitende fühlt ihn in sich und gehorcht ihm; aber auch Jeder, der andern Bahnen sich zuwendet, kennt oder ahnt jenen Trieb, fühlt ihn in sich geschäftig; wenngleich beschränkt, ist doch schon die bloße Neugier bei aller Zwecklosigkeit und Geringfügigkeit ihrer Regungen Vorbote des Wissensdranges.

Beherzigenswerther noch ist das Walten der Idealität, das der Wissenschaft, ihrer Arbeit vorausschreitend, Ziel und Aufgabe vorzeichnet. Ohne Ziel, ohne sicher gewiesenen Weg würde die Thätigkeit des Denkers zum bestimmungslosen Träumen und Umhertasten, zum ewigen Anfangen ohne Ende.

Eins tritt bei dem Hinblick auf die Wege, welche die

Wissenschaft von Anbeginn her nimmt, bedenkenswürdig vor unser Auge. Es erscheint nämlich die Bewegung des Geistes im Gebiete der Wissenschaft parallel zu laufen dem Gange in der Entwickelung der Idee vom Göttlichen. Dies heller zu erkennen, müssen wir von dem Allgemeinbegriff Wissenschaft uns auf die einzelnen Wissenschaften, — wenigstens auf die wesentlichen Richtungen derselben, — etwas näher einlassen. Wir werden hierbei gewahr, daß die Wissenschaften nicht etwa ausgehen von dem dem Bedürfnisse des Lebens Nächstnöthigen oder Nächstliegenden, sondern daß sie mit dem Höchsten und Allgemeinen beginnen, von da aus erst zu dem Einzelnen herabsteigen. Auch hierin giebt sich die ideale Natur der Wissenschaft kund.

Philosophie.

Es ist schon oben, bei anderm Anlaß, erwähnt worden, daß die Philosophie stets das Bedürfniß erkannt, von einem Urgrund auszugehen, an den sie die Kette ihrer Gedanken anknüpfen, von dem aus sie in strenger Folgerichtigkeit dieselben entwickeln könne. Dieser erste Punkt konnte kein anderer sein, als der Gedanke des All und der dasselbe schaffenden und lenkenden All-Vernunft, der Gottheit, — gleichviel, wie man sich dieselbe vorstellte, ob als ein einiges Wesen oder als eine Vielheit göttlicher Wesen u. s. w. Man erkennt sogleich, daß in diesem Momente das freie Denken, welches sich im Verlauf der Zeiten zu der selbständigen Wissenschaft

der Philosophie entwickelt hat zusammenfällt mit der religiösen Idee.

Welches war nun der nächste Gegenstand, dem, von jenem Urgrund ausgehend, die Philosophie sich zuwandte? — Es konnte gar kein anderer sein, als derjenige, an dem das göttliche Walten sich zuerst erwiesen: die Schöpfung der Welt. Ueberall finden wir die Urkunden des Glaubens und Denkens zuerst anhebend mit der Vorstellung — gleichviel welcher — von der Weltschöpfung. Gleich der nächste Belag wird uns in der mosaischen Urkunde; sie setzt das Dasein Gottes voraus und beginnt („Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde") mit der Darstellung der Schöpfung. Höchst sinnreich entwickelt sich dann die Vorstellung, wie das Werk der Schöpfung in vollkommener Zweckmäßigkeit vorgeschritten sei, wie stets das Vorangehende als unerläßliche Vorbedingung, Grundlage für das Nachfolgende gedient habe.

Wir sind gewohnt, diese Entwickelung als der Religion, dem Glauben angehörig zu betrachten. Sei es darum. Allein denselben Weg nimmt der Gang der griechischen Philosophie, aus welcher sich alle spätere Philosophie entwickelt hat. Und hier befinden wir uns ganz unzweideutig sogleich auf wissenschaftlichem, nämlich philosophischem Gebiete.

Die ionische Philosophie ist es, der wir zuerst begegnen. Die Welt liegt vor uns ausgebreitet; — woraus und wie ist sie entstanden? Das zu beantworten, setzte diese Philosophie sich zur ersten Aufgabe. Wie der Eine der ionischen Philosophen das Feuchte, der Andere das Feuer,

der Dritte die Luft oder vielmehr den Aether als Urstoff bezeichnet, der Vierte den vorgenannten Stoffen die Erde zugesellet hat, das liegt außerhalb unserer Betrachtung. Humoristisch hat unser Goethe wenigstens zwei der Jonier (den Thales und Anaxagoras), gleichsam die Urväter der viel spätern Schulen, der Neptunisten und der Vulkanisten, in seiner Helena einander gegenübergestellt. Uns genügt die Bestätigung, daß sie alle, gleichviel wie, ihr Nachsinnen zunächst der Weltschöpfung, und zwar dem Urstoffe der Welt zugewandt haben. Wer — welche Macht den Urstoff geschaffen und gestaltend bewegt hat, mußte für den Fortschritt des Gedankens die nächste Aufgabe sein; zu der Schöpfung suchte man den Schöpfer, den Urgrund alles Seins und Denkens.

Allerdings mußte, wenn man dieser Gedankenreihe Folge giebt, zuerst der Stoff vorhanden sein, bevor derselbe zur Gestaltung kommen konnte.

Man hat bisweilen diesen ersten Schritt der ionischen Philosophie kurzweg als Naturbetrachtung bezeichnet. Das ist nicht unrichtig, aber ungenau. Die Naturbetrachtung umfaßt nicht blos den Urstoff und den Beginn der Weltgestaltung, sondern überhaupt das gesammte Naturleben, Entstehung (Geburt), Bestehen und Vergehen (Tod) zusammengenommen. Besonders aber bleiben jene Philosophen keineswegs bei der bloßen Betrachtung der Natur stehen. Warum hat jene älteste Philosophie sich nicht der nächsten Umgebung des Menschen und seinen nächsten Bedürfnissen oder Interessen

zugewandt, sondern ist weit über sie hinausgeschritten zu dem Uranfang alles Geschaffenen? — es war, wie wir schon gesagt, das Bedürfniß, auf einen Urgrund zu gelangen; und damit bezeichnete die Philosophie schon im Beginn ihre ideale Natur.

Wie von diesem Beginnen der Gedanke zu dem Urgegensatz von Sein und Nichtsein und zu dem Werden, dem Fortschritte aus dem Einen in das Andere sich fortbewegte, wie er zuerst die bewegende Kraft des Werdens in mythischen Gestalten als Liebe und Haß — Anziehung und Abstoßung (Empedokles) auffaßte und weiterhin dem an sich bewegungslosen Stoffe eine bestimmende und bewegende Weltvernunft (Anaxagoras) zur Seite stellte, dies und alles Zwischenliegende, — namentlich die pythagoräische Lehre, welche nicht den Stoff an sich, sondern dessen Verhältnisse nach Zeit und Raum voranstellte, in diesen Verhältnissen und den sie ausdrückenden Zahlen die erste Spur eines vernünftigen Waltens inne werdend — dies darf und muß hier bei Seite bleiben. Es spricht sich darin das Streben aus, die Welt an ihren Schöpfer zu knüpfen, oder aus ihm (gleichviel, welcher er sei) ihr Entstehen zu erklären.

Von Anaxagoras sagt Aristoteles: „Der aber, der sagte, daß die Vernunft, wie in dem Lebendigen, so auch in der Natur die Ursache der Welt ist und aller Ordnung, ist wie ein Nüchterner erschienen gegen die, welche vor ihm in's Blinde gesprochen." Die Philosophen vor ihm seien den Fechtern vergleichbar, die wir Naturalisten

nennen; wie diese oft sich im Herumtummeln gute Stöße thun, aber nicht kunstgerecht, so schienen auch diese Philosophen kein Bewußtsein über das zu haben, was sie sagten. Anaxagoras hat also die Vernunft als Bestimmendes gesetzt, eine frei waltende, alles bewegende, ordnende, bedingende Intelligenz, die gleichwohl noch nicht frei von Materialität gefaßt wird; denn sie soll das Feinste und Reinste sein, Bestimmungen stofflicher Bedeutung. Diese die Welt bestimmende Vernunft ist allen organischen Wesen eingeboren als Kraft individueller Lebendigkeit.

Näher und genauer kann dieser gedanklichen Entwickelung hier nicht das Wort gestattet werden. Ueberblicken wir sie zusammenfassend noch einmal, so treten folgende Hauptmomente hervor.

Erstens: Für die Erklärung alles Vorhandenen wird ein Grundstoff, oder deren mehrere gesucht.

Zweitens: Nicht im Stoffe, sondern in seinen räumlichen und zeitlichen Verhältnissen zeigt sich die gestaltende und bewegende Ursache; denn in diesen offenbart sich zunächst ordnende Vernunft.

Drittens: Die Vernunft ist das alles Bestimmende. Sie ist Weltvernunft, aber zugleich weset und waltet sie in allen Organismen gleichmäßig.

Verlassen wir hier den geschichtlichen Pfad und fragen uns, was in jener Lehre des Anaxagoras gegeben ist, so muß geantwortet werden: es ist eine jener Eigenschaften darin ausgesprochen, welche wir dem die Welt hervorbringenden

und lenkenden Wesen beilegen müssen. Aber nur eine, und zwar eine solche, welche an sich für die Aufgabe der Weltschöpfung und Weltlenkung nicht ausreicht, obwohl sie die erste Bedingung ist. Eine zweite jener Eigenschaften ist von einem der neuesten Philosophen ausgesprochen: der Wille. Daß dieser Wille nicht das bestimmende und vollbringende Ein und Alles sein kann, sondern vor allem die ihn bestimmende Vernunft voraussetzt, ist schon bemerkt worden.

Dem Willen aber muß die Kraft, alles zu vollbringen, Allmacht, zu Gebote stehn. Greifen wir, um für sie den erhabensten Ausdruck zu finden, in die Schriften des hebräischen Volkes. Dieses Volk, dem sein Gott unbedingt Herr, die Schaar der Menschen unbedingt Knechte dieses Herrn sind, hat den stärksten Beruf gehabt, die Allmacht des Herrn auszusprechen, und hat dies auf das Erhabenste im Buche Hiob gethan, einer jener Anfangsschriften, welche gleichmäßig den Gebieten der Religion, der Dichtung, der Urphilosophie angehören. Gott giebt dem Satan Macht, Hiob, den Knecht Gottes, auf das Grausamste zu versuchen. Der Herr thut es, weil er so will. Hiob wagt mit Gott zu rechten, da er sich bewußt ist, all' das Unheil, das über ihn hereinbricht, nicht verschuldet zu haben. Gott antwortet ihm; und was? — er enthüllt vor dem Niedergeworfenen die ganze Herrlichkeit seiner Allmacht..... „Wo warest du, da ich die Erde gründete?..... da mich die Morgensterne miteinander beten, und jauchzeten alle Kinder Gottes? Wer hat das Meer mit seinen Thüren verschlossen, da es herausbrach wie aus Mutterleibe?

da ich es mit Wolken kleidete und in Dunkel einwickelte, wie in Windeln; da ich ihm den Lauf brach mit meinem Damm, und setzte ihm Riegel und Thür und sprach: Bis hieher sollst du kommen und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolze Wellen."

Es ist die erhabenste Poesie; nein, es ist glaubenvollste Anschauung der Gottheit, wie das Volk sie gedacht. Und hinter jenen wundervollen Worten richtet sich für alle Denkenden die schwere Frage auf nach dem Verhältniß des Menschen zur Gottheit und zu seiner Bestimmung. —

Vernunft oder Allweisheit deckt die Wege auf, welche gewandelt werden können; die Kraft des Willens und die des Vollbringens sind bereit. Was erweckt und bestimmt den Willen zum Vollbringen? —

Dies haben die Philosophen nicht beantwortet. Später, und an ganz anderer Stätte, ist das Wort ausgesprochen worden. Es ist die Liebe, welche sich in der Schöpfung und Lenkung der Welt und des Menschen offenbaret. Es ist die Liebe, welche das ewige Mysterium in sich trägt: wie der Geist die Welt aus sich erschaffen und durchdrungen hat, wie er mit ihr Eins ist und doch über ihr schwebt. Auch der Mensch vermag ohne diese einzig schöpferische Kraft nichts Lebendiges aus seinem Geiste hervorzubringen. Dichter und Künstler wissen es.

Die philosophische Einsicht war über die Schranke der hellenischen Volksreligion weit hinausgeschritten. Schon Xenophanes verwirft die Vorstellung von den Göttern, wie

jene Religion sie darbietet. Auch Plato verwirft die Vorstellungen, welche Hesiod und Homer von den Göttern und manchem unsittlichen Verhältnisse derselben erregt haben. Gleichwohl bestand die Volksreligion fort, über jene Philosophen hinaus.

Wie und warum geschah dies? — Es muß doch eine überwiegende Kraft in der Vorstellung eines Volks von seiner Gottheit liegen, mächtiger als der Scharfsinn einzelner Denker! Und man muß wohl anerkennen, wie heilsam den Hellenen dies gewesen. Ihre ganze Entwickelung bis zum Untergange des Volks, und weiter, die Gaben und Anregungen, welche sein Geist allen Nachfolgenden hinterlassen, sie beruhen durchaus auf dieser Volksreligion, in welcher und durch welche der Mensch erst zum Ideal erhöht worden ist, so weit dies dem gesammten Inhalte des hellenischen Geistes und Lebens hat erreichbar sein können.

Ein entscheidender Wendepunkt im Gange der Philosophie tritt mit Sokrates hervor, von dem man (Cicero) gesagt, er habe die Philosophie vom Himmel zur Erde, zu den Menschen geführt.

Sokrates verließ nicht den Umkreis der Volksreligion; eins seiner letzten Gebote, im Angesicht des Todes, der bereits Glied um Glied von seinem Körper Besitz nahm, war das Gebot: dem Asklepios einen Hahn zu opfern, wie er demselben gelobet. Allein er war der Ueberzeugung, daß ihm ein Dämon inwohne, welcher ihm sage, was gut und was nicht gut zu thun sei. Daß hiermit, indem einer innern

Stimme Gehör und entscheidende Kraft gegeben wurde, wo bisher das allgemeine sittliche Bewußtsein (Ethos) des Volks oder das Orakel des delphischen Gottes entschieden, daß hiermit ein neues Prinzip an die Stelle der Volksreligion getreten sei, blieb unbewußt oder doch unausgesprochen. Wie dem auch sei, Sokrates schloß sich damit der Lehre des Anaxagoras an, indem er erkannte, daß die Weltvernunft auch den Menschen inwohne und ihnen Selbstbestimmung ertheile. Aber diese Selbstbestimmung sollte nicht (wie vor und neben ihm die Sophisten behauptet) in dem beliebigen Meinen des Einzelnen beruhen, sondern ihre Rechtfertigung und Haltung in der Uebereinstimmung mit der gemeinsamen Vernunft finden. Hiermit war das Reich der Sittlichkeit erschlossen, und die menschlichen Angelegenheiten wurden vorherrschende Aufgabe der Philosophie.

Dies führt uns zu dem letzten der hellenischen Philosophen, der Gegenstand unserer Betrachtung ist, und zwar ihr wichtigster. Es ist Platon, der Schüler des Sokrates.

Platon tritt aus der Reihe seiner Vorgänger und Nachfolger, zwischen seinem Lehrer Sokrates und seinem Schüler Aristoteles, als ein ganz eigenthümlicher Charakter hervor. Er ist Philosoph, darf und muß aber zugleich als Dichter bezeichnet werden, — jenes seinem gedanklichen Inhalte nach, dies nach der Form seiner Anschauung und Darstellung. Hieraus ist begreiflich, daß gerade bei ihm Idealität auch den besondern Inhalt seiner gedanklichen Mit-

theilungen durchdringt, daß er vor allen Urbilder, Ideale schaut und vor unsern Augen heraufführt.

Schon die Lehre der ionischen Philosophen ist von Idealität durchdrungen. Dieselbe zeigt sich nicht blos in der freien wissenschaftlichen, allen endlichen Zwecken fern bleibenden Thätigkeit ihres Geistes, sondern auch in ihrem Inhalte. Daß jene Männer einen Urgrund der Dinge zu erfassen trachteten, daß sie denselben in einem oder mehreren Urstoffen, weiter daß sie ihn im Verhältniß der Stoffe, endlich daß sie ihn in einem geistigen Wesen, der Weltvernunft, erkannt, das Alles ist ideale Bethätigung des Geistes. Unausgemacht muß bleiben, ob sie sich von Gedanken zu Gedanken hinaufgearbeitet haben, — in solcher Form tritt die gedankliche Entwickelung von einem der Denker nach dem andern, als wären sie alle ein Mann, vor unser Auge, — oder ob die Hypothese Jedem mit der Unmittelbarkeit eines Urbildes vor den Geist getreten. Sicher ist dies bei Plato der Fall, und ein einziger Vorgang dieser Art genügt, das Dasein von Urbildern (im engern Sinne dieses Worts, wie wir ihn S. 27 aufgestellt) im Gebiete der Wissenschaft nachzuweisen.

Bereits haben wir das wunderbare Bild betrachtet der zu dem Wohnsitz der Götter rückkehrenden Menschenseele, um von dort die Ideale, die Erinnerungen an das ewig Schöne und Gute sich herabzuholen. Anderswo, im Gastmahl, wird die Natur des Eros untersucht und befunden: derselbe sei weder gut noch böse, weder schön noch unschön, er sei ein Dämon, weder Gott noch Mensch, eine Zwischennatur zwischen

Göttern und Menschen, einer jener Dämonen, welche hin und wieder schwebten von den Menschen zu den Göttern und von diesen zu jenen, um den Göttern die Gebete der Menschen und diesen Gewährung und Gaben der Götter zu bringen. Findet sich hier ein Anklang an die „Engel" oder himmlischen Boten des Morgenlandes, so scheint anderswo Platon sogar von einer bösen Weltseele (im Gegensatz zur guten der Gottheit) und einem widergöttlichen Naturprinzip in der Welt Andeutungen gegeben zu haben; ein Anklang an den persischen Gegensatz der guten und der bösen Gottheit (Ormudz und Ahriman) wie an den von unsern Theologen so beharrlich wie ein Dogma festgehaltenen Glauben an den Teufel.

Aber nicht allein solche Gedanken, welche persönliche Darstellung gleichsam fordern, faßt Platon in Idealbildern; auch unpersönliche werden ihm zu Urbildern. Von seinem „Staate" sagt er selbst, daß derselbe auf Erden nicht zu finden, daß er nur ein Urbild vom Himmel sei, daß aber nach der Verwirklichung desselben annäherungsweise gestrebt werden solle. Auch, was das Gute sei, bestimmt er im Gleichnisse. Wie die Sonne (sagt er) Ursache des Gesichts ist, d. h., daß die Dinge im Lichte gesehen werden, und Ursache, daß die Dinge wachsen und werden: so ist das Gute von solcher Kraft und Schönheit, daß es nicht nur für die Seele Ursache der Wissenschaft wird, sondern auch allem, was Gegenstand der Wissenschaft ist, Wahrheit und Wesen gewährt. Und sowie die Sonne nicht selbst das Gesicht und das Gesehene ist,

sondern über diesen steht: so ist auch das Gute nicht die Wissenschaft und die Wahrheit, sondern ist über beiden, und beide sind nicht das Gute, sondern nur gutartig. Die Idee des Guten fällt dem Plato zusammen mit der Gottheit.

Hiermit ist nachgewiesen, daß auch die Wissenschaft nicht blos ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach idealer Natur ist, sondern daß auch ihr Inhalt, ihre gedankliche Entwickelung von Idealität durchdrungen und bedingt sein kann. Dieser Nachweis aber war allein hier Bedürfniß. Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, Idealität überall, wo sie sich im Umkreise der Philosophie kund gegeben, nachzuweisen.

Damit gleichwohl nicht jeder Fingerzeig aus der neuern Philosophie mangele, mag man Hegel's Auffassung des hellenischen Wesens in seiner Geschichte der Philosophie, S. 172 u. f., nachlesen. „Bei dem Namen Griechenland (sagt Hegel) ist es dem gebildeten Menschen in Europa, insbesondere uns Deutschen, heimathlich zu Muthe..... Was aber uns heimathlich bei den Griechen macht, ist, daß wir sie finden, daß sie ihre Welt sich zur Heimath gemacht; der gemeinschaftliche Geist der Heimathlichkeit verbindet uns. Wie es im gemeinen Leben geht, daß uns bei den Menschen und Familien wohl ist, die heimathlich bei sich, zufrieden in sich sind, nicht hinaus, hinüber, — so ist es der Fall bei den Griechen.....“

Nicht geleugnet soll werden, daß noch eine zweite Absicht mitgewirkt: die Erinnerung an jenes Volk in uns neu zu

beleben, welches das idealste des Alterthums gewesen, wie das deutsche der nachchristlichen Zeit.

Neben diese erhebende Vorstellung tritt indeß mit unabweislicher Macht eine zweite, welche dem Freunde des Vaterlandes schwere Sorge zu wecken geeignet ist. Auch uns Deutschen, wie ehedem den Hellenen, ist jener Hang der Sonderung eines Stammes, eines Staats vom andern eigen, der einst den Staaten und damit bald auch der geistigen Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit der Hellenen den Untergang gebracht. Lernen wir an dem Schicksale des edelsten aller vorangegangenen Völker! Trachten und ringen wir mit jeder Kraft des Geistes und Willens, unserm großen Vaterlande gediegene Einheit zu erringen und zu bewahren, bevor die eherne Stimme der Weltgeschichte auch über uns ihr: Zu spät! ausruft.

Sprachwissenschaft.

Der Wissenschaft des reinen Geistes gesellt sich wohl die der Sprache, welche das unmittelbare Organ des Geistes ist. Tiefsinnig spricht schon eines der Evangelien aus: Im Anfang war das Wort! und erzählt, daß dasselbe bei Gott gewesen sei vor dem Anfang der Dinge, nachher aber eingekehrt bei dem Geschlechte der Menschen.

Was ist das? — Das Wort (Logos) ist das Zeichen, das Hinausklingen des Gedankens, der sich durch jenes offenbart. So ist denn Logos, das Wort, der Gedanke; und das Wort, welches bei

Gott war, ist der schöpferische Gedanke, das „Werde!“ welches die Welt hervorgerufen und welches „Mensch geworden“ in dem Augenblicke, wo der Menschheit ihre Einheit mit Gott, ihrem Vater, offenbar geworden.

Wenn dieser Gedanke die tiefsinnige Bedeutung der Sprache kundgiebt, so darf wohl das Streben der Philologie, das Wesen der Sprache zu ergründen, ein ideales genannt werden. Alles, was zur Ergründung einer einzelnen Sprache geschehen mag, darf als Beginn dieses Strebens gelten. Aber sogleich führt die Betrachtung der einen Sprache zum Vergleich mit andern ihr ähnlichen, ihr verwandten; so die Betrachtung irgend einer romanischen Sprache auf die andern, z. B. der italienischen auf die spanische u. s. w. Bald mußte von hier aus die Abstammung einer Sprache von der andern entdeckt werden, z. B. der romanischen Idiome von der lateinischen Sprache, dann weiter der lateinischen, griechischen, deutschen Sprache Verwandtschaft und Abstammung von der indischen. Gleich einem Stammbaum haben die indogermanischen Völker ihre Zusammengehörigkeit an der ihrer Sprache erkannt. Die Sprache hat Licht geworfen auf die Natur der Völker, auf ihre Geschichte, auf die ganze Entfaltung ihres geistigen Daseins.

In denkwürdiger Weise hat die Philosophie sich hierbei der jüngern Schwester angeschlossen. Sie hat die Frage aufgeworfen nach dem Ursprung der Sprache überhaupt. Mögen die Idiome der Menschen von einer oder mehreren Ursprachen abstammen: wie ist der Mensch überhaupt zum

Sprechen gekommen? hat er seine Sprachlaute dem Schrei der Thierwelt abgelauscht? hat die Erregung seines Gefühls ihn durch einen noch lange nicht hinlänglich genug erforschten Zusammenhang des Seelenlebens mit den Organen der Stimme zu seinen Lautbildungen geführt? —

Unverkennbar stehen wir vor einem großen und tiefen Räthsel, dem wohl nur ideale Anschauung, keine Arbeit aneinander sich kettender Gedanken auf den Grund reicht. Auch die Bibel hat auf einen tiefern Ursprung der Sprache hingedeutet, wenn sie in der Schöpfungsgeschichte ganz einfältig erzählt: Gott habe dem Menschen jegliches Geschöpf vorgestellt, daß er es nenne. Wir meinen darin zu lesen, daß auch die Sprache, nämlich das Bedürfniß und Vermögen zu ihr, dem Menschen eingeboren oder vom Ursprung an einerschaffen gewesen sein müsse, da auch die Sprache zu seinem Wesen und Begriff gehört.

Man muß nur nicht von der großartigen Einfachheit der Bibel eine eigentliche, verstandesmäßige oder gar wissenschaftliche Erklärung und Auseinandersetzung erwarten. Sie setzt überall, und so auch hier, die unauflösliche Zusammengehörigkeit des Menschen mit der Gottheit voraus; und unter dieser Voraussetzung genügt ihr ein Blick auf den innern nothwendigen Zusammenhang der Dinge mit der ewigen Bestimmung. Der Mensch ist ursprünglich mit Empfindung und mit dem Drang und Vermögen begabt, seiner Empfindung laute Aeußerung zu geben, ja diese Aeußerung ist im ersten Menschendasein nicht einmal Sache des freien Willens

und vorgefaßter Absicht; sie ist das Werk einer Sympathie der Lautorgane und ihrer Nerven mit den Nerven der Empfindung, welche jene erweckt. Auf dieser Stufe ist das Lautwerden nichts anderes als der gleiche Vorgang in den andern stimmbegabten Geschöpfen; der Mensch ist hier noch Kreatur gleich den andern, und es steht dahin, ob man dieses erste Lautwerden schon Sprache nennen will.

Der nächste Schritt führt dahin, daß der Mensch diese Empfindungslaute mit Bewußtsein und der Absicht, seine Empfindung vernehmen zu lassen, äußert. Hier jedenfalls ist schon Sprache. Der folgende Schritt führt nun aus dem Gebiet der immerhin dunkeln und im Unbestimmten schwebenden Empfindung zu dem Gedanken. Ihm können nicht mehr die bloßen Empfindungslaute genügen; er entwickelt aus ihnen Sprachlaute. Diese sind entsponnen aus jenem, wenngleich die feinen Fäden und ihr oft unenträthselbarer Zusammenhang nicht leicht, — bisweilen gar nicht offengelegt werden können.

Man mag annehmen, daß der Mensch spricht, weil er denkt; genauer müßte man sagen: er spricht, weil die Gedankenwelt ihm eingeboren ist, ihn erregt und bewegt, bevor der Gedanke sich fest gestaltet und nachdem er Bestimmtheit gewonnen hat.

Geschichte.

Was der Mensch gethan, wie sich im Lauf der Zeit die Menschheit und die ihr inwohnende Idee entwickelt hat,

das zu zeigen ist Aufgabe der Geschichte. Wem wären nicht die Schätze geistiger Offenbarung, die sie uns gespendet, wenigstens theilweis und in Umrissen bekannt? Dennoch ist die Aufgabe von ihrer vollkommenen Lösung ziemlich fern, wenn man auch unerwogen läßt, daß die Geschichte mit dem Fortleben der Menschheit ebenfalls fortlebt, also in keinem Zeitmomente für abgeschlossen gelten kann.

Hiervon also abgesehen muß man erwägen, daß die Aufgabe der Geschichte eine zwiefältige ist.

Erstens hat sie die Thatsachen und ihre Träger, die Personen der Geschichte zu überliefern, in Treue und Lebendigkeit vor uns zu bringen.

Zweitens muß sie den Geist erkennen lassen (folglich zuvor selbst erkannt haben), welcher jene Persönlichkeiten durchdrungen und zu ihren Thaten bewogen hat, welcher der wahre Urheber der Thatsachen und Ereignisse ist. Diesem darf die Geschichte sich schon deswegen nicht entschlagen, weil es ganz unmöglich ist, daß sie alles Vorgegangene mittheile, und weil die Auswahl des Bedeutendern u. s. w. schon Urtheil fordert.

Nun aber ist uns keineswegs alles bewußt und sicher, was von Anfang an vorgegangen; es kommt also darauf an, den leitenden Gedanken aus einer nicht lückenlosen Anschauung der Thatsachen zu enträthseln, ohne gleichwohl der Willkür und Phantastik zu verfallen. Ja, so gewiß der Geschichtschreiber nur den wirklichen Thatsachen sein Auge zuwenden, nichts Ersonnenes (wie die Dichter thun und thun

dürfen) ihnen beimischen darf: so kann er sich doch nicht entschlagen, auch hierzu — wenigstens der Form nach — zu greifen, wenn es gilt, das Geschichtsbild in voller Lebendigkeit heraufzuführen. Ein naheliegendes Beispiel geben die Reden, welche die Geschichtschreiber aller Zeiten ihren Helden in den Mund legen. Vergebens würde man nach dem Beweis der gesprochenen Worte fragen; sie sind nicht gesprochen, aber ebenso wenig baare Erdichtung. Der Geschichtschreiber hat die Rede so gebildet, wie der Held nach seinem ganzen Charakter und der Lage der Dinge sie hätte reden müssen. Es sind wahrhaft ideale Schöpfungen. Aber auch die Enthüllung des Geistes, der sich durch die Geschichte bewegt, ist idealer Natur.

Naturwissenschaft.

Nur einen flüchtigen, gleichsam verstohlenen Blick dürfen wir über dies weite Gebiet hinstreifen lassen.

Von den hundert Richtungen, welche sich der Naturbetrachtung eröffnet haben und den Geist des Menschen durch alle Reiche des Lebenden und Unlebendigen hinführen, — (durch die Organismen und die unorganische Natur) zu dem Größten und Kleinsten, den Weltkörpern, die ihn tragen und umkreisen, und der kleinsten Welt jener Organismen, welche sich dem unbewaffneten Auge entziehen, — aus ihnen wählen wir einen einzigen Punkt, und diesen blos darum vor allen andern, weil uns hier das Wort eines Weisen mit strahlend heller Erläuterung zu Hülfe kommt, das Wal-

ten des idealen Sinnes auch da aufzuweisen, wo der Gegenstand — die Natur — unbedingt der realen Welt zugehört. Allein ein Anderes ist es, die Natur anzuschauen, ein Anderes, sie zu begreifen. Der Mensch beginnt mit dem sinnlichen Anschauen, seine höchste Befriedigung findet er im Begreifen des Wesens, das seine Sinne erweckt hat.

„Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken: Aus gleichgültigen, thierischen Hülfsorganeu ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seines Gleichen werde; und so bildet sich das Auge am Lichte für's Licht, damit das innere Licht dem äußern entgegentrete.

„Hierbei erinnern wir uns der alten ionischen Schule, welche mit so großer Bedeutsamkeit immer wiederholte: nur von Gleichem werde Gleiches erkannt; wie auch der Worte eines alten Mystikers, die wir in deutschen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt uns Göttliches entzücken?"

Mit diesen Gedanken leitet Goethe seine Farbenlehre ein. Es bedarf keines erläuternden Wortes, um den idealen Boden zu erkennen, den wir hiermit an seiner Hand betreten. Zu dem Urgrund alles Seins führt uns der Weise, um unsern innern Sinn für das Reich der Farben zu erschließen.

Hat er unser Auge selbst ein Erzeugniß des Lichts genannt, das von außen einströmend ein inneres Licht uns ent-

zündet und das Organ für die Lichtwelt erweckt hat: so meidet er doch, sich auf die Bestimmung einzulassen, was das Licht sei. „Eigentlich (spricht er aus) unternehmen wir umsonst, das Wesen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollständige Geschichte dieser Wirkungen umfaßte wohl allenfalls das Wesen jenes Dinges. Die Farben sind Thaten des Lichts, Thaten und Leiden. In diesem Sinne können wir von demselben Aufschlüsse über das Licht erwarten. Farben und Licht stehen zwar untereinander in dem genauesten Verhältniß, aber wir müssen uns beide als der ganzen Natur angehörig denken: denn sie ist es ganz, die sich dadurch dem Sinn des Auges besonders offenbaren will."

In diesem, zugleich hellenischen und deutschen Sinne (unter seinen Vorfahren leuchten Aristoteles und Paracelsus) begründet Goethe seine Lehre. Derselbe Sinn leitet ihn bei der Bestimmung der sinnlich-sittlichen Wirkung der Farbe überhaupt und der besondern Farben. Natur und Lebenserfahrung, wie wir Alle sie sammeln können, dann aber das Verfahren der Maler (unter ihnen voranstehend der größten Koloristen) geben ihm Grundlagen und Bestätigungen seiner Lehrsätze. Hierhin ihm zu folgen, oder wohl gar in seinen Streit gegen Newton oder den neuerer Optiker gegen ihn einzugehen, ist nicht unsers Berufes, für den Zweck dieser Schrift auch gar nicht erfordert.

Neben unsern ersten Zeugen könnte A. v. Humboldt's Kosmos oder dessen Physiognomik der Pflanzenwelt, vielleicht

auch Oken's Naturphilosophie, und manches Andere gestellt werden. Allein für unsern Zweck bedarf es deß nicht; das Wort Goethe's, das wir vorangestellt, ist uns der festeste und befriedigendste Abschluß der Sache.

Hiermit hätten wir also das Walten der Idealität von dem Gebiete des freien Geistes, der, gleich der Religion nach dem Urgrund alles Seins hinverlangenden Philosophie, begleitet durch die Gebiete hindurch, welche sich dem ersten auf das Engste anschließen bis in das Entfernteste, welches seine Wurzeln in der Realität selber hat, in dem Boden der Natur. Gleich dem Himmel, welcher sich über unserer Erde wölbt und Tag wie Nacht seine Boten erleuchtend und belebend zu ihr niedersendet, — also wölbt sich über alles endliche Schauen und Betrachten die alles zusammenfassende, erleuchtende, beseelende Idealität.

Und dieser Himmel der Idealität, gleich dem unser aufgerichtetes Auge empfangenden, er ist so wenig wie dieser ein ehernes Gewölbe nach der Vorstellung der Alten, er ist offen in alle Fernen der Unendlichkeit dem Geist erschlossen, der sich gleich Goethe's dem Göttlichen entsprossen und angehörig weiß.

Idealität im Gebiete der Politik.

Auf dem religiösen Gebiete war es leicht, das Walten der Idealität deutlich zu bezeichnen. Denn das Göttliche ist, wie man es auch fasse, dem Realen, „der gemeinen Wirklich-

keit der Dinge," entrückt. Im Gebiete der Wissenschaft mußten wir vom unzweideutig idealen Anfang Schritt für Schritt zurückweichen bis dahin, wo die Wirklichkeit einen durchaus realen Boden für den geistigen Aufbau des Idealen darbot.

Anders auf dem Gebiete der Politik. Hier ist das Reale, — Personen, Dinge, die wirklichen Verhältnisse beider — der gegebene Stoff, an welchem der Geist sich zu bezeigen hat, sei es erkennend, sei es beurtheilend und Eins gegen das Andere ermessend. Dies aber scheint zunächst Geschäft des Verstandes, der die Waage haltenden und beobachtenden Urtheilskraft zu sein. Wo hat hier Idealität Raum und Betheiligung? —

Und dennoch ist sie theilnehmend geschäftig; und zwar sind es die für alles Weitere Maß und Richtung gebenden Grundlinien, welche sie, dem hellbewußten Urtheil vorauseilend, entwirft. Halb unbewußt drängen die Schaaren der Menschen sich zusammen und richten sich miteinander ein, wie es eben sich machen und gehen will. Zunächst ist es der Trieb der Geselligkeit und das gegenseitige Bedürfniß, welche den Menschen zum Menschen führen. Darnach erst steigen die Urbilder staatlichen Vereins im Geiste auf.

Zwecke des Staats.

Jeder Verein, auch der staatliche, ist um der Menschen willen geschlossen, die sich in ihm zusammengefunden. Allein jeder Verein fordert von seinen Mitgliedern Duldung, Rück-

sicht, Opfer des Einen gegen den Andern; Jeder giebt einen Theil des ihm Zuständigen auf, um dafür Gewähr des Uebrigen und Gewinn aus dem Verein Aller zu empfangen.

Aus dieser Grundlage wächst die Anschauung von den Zwecken staatlichen Vereins und von den Formen desselben empor.

Das Erste, was wir vom Staatsverein fordern, ist, daß er überhaupt feststehe, daß er damit sichere Gewähr leiste für die Zwecke, um derenwillen wir ihn gegründet und uns mit Verzicht und Opfern in ihm eingekauft haben. Die Opfer wären Verluste, wenn sie nicht auf angemessene Zeit oder auf immer Vergeltung brächten.

Hierzu wird als Zweites Macht für den Staatsverein Bedingung, — Macht nach innen, um die nothwendig befundene Ordnung unter den Angehörigen, ihren Besitz und ihre Thätigkeiten zu erhalten. Aber ebenso Macht nach außen, um den Staat gegen Gefährdung von Fremden her zu schirmen. Erst im festgestellten und gesicherten Staate kann nach seinen Zwecken gefragt werden.

Vor allem ist das Verhältniß der gesammten Einzelnen zum Staat als der sie vereinenden Form festzustellen. Das Wohl der Einzelnen — dies Wort einstweilen ganz im Unbestimmten gelassen — ist Zweck des Staats. Allein Gründung und Bestand des letztern ist für jene Zweck und von höchster Wichtigkeit. Sie müssen für diesen Zweck die nöthigen Opfer bringen. Wie weit diese reichen, das läßt je nach der Wichtigkeit des Staatsbestandes höchst verschiedene Maße

zu. Die klassischen Völker des Alterthums, Griechen und Römer, schritten hierin so weit vor, daß ihnen im Menschen die Eigenschaft des Staatsbürgers bei weitem die überwiegende war. Jeder fühlte sich und galt vor allem als Bürger des Staats; persönliche und Familienrechte galten neben der Eigenschaft der Einzelnen als Bürger durchaus als nebensächlich. So entzogen die Spartaner frühzeitig die Knaben der Erziehung der Mütter und des väterlichen Hauses, um sie gemeinschaftlich und öffentlich für den gemeinsamen Staatszweck erziehen zu lassen.

Welcher war der Bestimmungsgrund für so weitgehende Hingebung der Einzelnen an den Staat? — Er mag wohl darin gefunden werden, daß in jenen Zeiten die einzelnen Staats- und Völkerschaften in schroffer, ja feindseliger Abgeschlossenheit einander gegenüberstanden. Jenseits der Staatsgrenze war Jeder ein Fremder, fast rechtlos, jedenfalls antheillos an den besondern Rechten und Vortheilen des fremden Staats, und so auch seiner Sitte, oft seinen Göttern fremd. Je genauer man die Verhältnisse des Alterthums, die Herrschaft des Staats und der Sitte (des Ethos) über die Angehörigen betrachtet, desto heller tritt in das Licht, wie fremd und verlassen Jeder sich im fremden Staats- und Volkswesen fühlen mußte und wie unablöslich gebunden an die Heimath, in der allein er Wurzel und volles Gedeihen fand. Damals gab und gewährte der Staat den Seinen so viel, fast alles: daß diese wohl Anlaß hatten, sich ebenfalls ihm fast unbedingt und unbeschränkt zu geben. Und in der

Heimath selbst ward ihnen deutlich vor das Auge gerückt, welche Bedeutung ihr Staat für seine Angehörigen habe. Denn nicht alle, welche im Staatsgebiete weilten, waren Vollberechtigte. Neben den Bürgern standen die Schutzbefohlenen, die Provinzialen (peregrini bei den Römern), die kein volles Bürgerrecht, nur gewissermaßen (quasi) Bürgerrechte, Ehe- und Erbverhältnisse u. s. w. hatten. Dann kam noch hinzu die Schaar der nur zeitweilig geduldeten Fremden und der nahezu rechtlosen Sklaven, theils Erbsklaven, theils gekaufter, durch Kriegsgefangenschaft gewonnener. Eins dieser Loose — so mußte jeder Bürger sich sagen — wartet auch deiner in der Fremde.

Ganz anders haben sich die Verhältnisse der neueren Zeit gestaltet. Auch uns ist der Staat, dem wir zugehören, von hoher Wichtigkeit; auch wir finden nur in ihm volles Recht und volle Befriedigung des uns Gemäßen und Gewohnten. Allein jenseit der Grenze treffen wir auf mehr oder weniger gleichartige Verhältnisse; rechtlos sind wir in keinem fremden Staate, Gewähr alles Nothwendigen, oder doch alles Unerläßlichen finden wir überall. Nirgends, so weit das Gebot der Brüderlichkeit gedrungen ist, gelten uns die Fremden, und wir ihnen, als Feinde. Ueberall, wo sich nicht die Gewaltsamkeiten wirklichen Kriegszustandes geltend machen, ruhen wir unter dem Schirm des Friedens, den die Idee, daß Gott Vater aller Menschen sei, über alle Menschen als Brüder in ihm ausgebreitet hat. Jedenfalls gilt dies von dem Inbegriff der christlichen Staaten.

So ist denn für uns das völlige Aufgehen des Menschen im Staatsbürger nicht nothwendig geboten. Ja, es muß uns unerträglich und unzulässig erscheinen, da mit der Idee der Brüderlichkeit und Liebe auch die der Freiheit, also vor allem der freien Entwickelung und Bethätigung des Menschen, so weit sie gerechtfertigt erscheint, nothwendig Hand in Hand geht.

Schon der Anspruch, den der Staat um seines Bestands willen an die Angehörigen macht, läßt also mancherlei Maß und Form zu. Noch viel ausgedehnter ist dies der Fall mit den Rechten der einzelnen Angehörigen im Verhältniß zu einander. Wie können diese Rechte und Ansprüche bestimmt werden? —

Die Entscheidung kann in die Hände der Gewalt oder Belistung und Erschleichung gelegt werden. Allein augenblicklich wird man gewahr, daß dies im Widerspruch geschieht mit dem Zwecke, der die Menschen zum Staatsverband zusammenführt: der Gewähr ihrer Rechte. Und sogleich tritt die Erwägung hinzu, daß Gewalt und List gewaltsamen oder listigen Widerstand wecken. In diesem Ringerspiel ist Dasein und Zweck des Staates gebrochen.

Nur eine sichere Gewähr giebt es für beides. Plato hat sie bereits bezeichnet; es ist die Gerechtigkeit. Welchen Sinn dieses Wort in Platon's Munde hat, das mag Jeder bei ihm selbst erforschen. Natürlich hat er bei seinen Erörterungen über den Staat die Verhältnisse griechischen Lebens und Staatswesens vor Augen. Wir in weit vorge-

rückter Zeit wollen die Gerechtigkeit vorläufig dahin bestimmen: Jedem muß sein Recht gewährt sein, so weit es nicht dem nothwendigen Anspruche des Staats für sein Bestehen und seine Zwecke zum Opfer gebracht wird.

Gerechtigkeit ist als erster Zweck des Staates zu bezeichnen.

Allein diese Gerechtigkeit darf ihr Walten nicht blos auf die gegenseitigen Rechte des Staats und seiner Angehörigen, und dieser gegen einander beschränken. Sie hat sich auch in dem Verhältnisse eines Staats zum andern zu erweisen. Dies trifft besonders den Antrieb zur Erweiterung der Staatsgrenze, das sogenannte Recht der Eroberung.

Vor allen Dingen kann erweiterter Besitz die Macht des Staats erhöhen, und dies kann bisweilen für die Sicherstellung seines Daseins nöthig werden. Allein nicht immer ist Erweiterung des Besitzes zugleich Erhöhung der Kraft und Sicherstellung des Staats. In jedem Falle wird Gerechtigkeit gegen die Auswärtigen sich als festeste Gewähr erweisen.

Die ganze Geschichte bietet für die Einprägung dieser Wahrheit kein gewaltigeres Beispiel als in der Auferbauung und dem Untergang des alten römischen Reichs. Gegründet ward Rom (so lautet die Sage) von Räubern und anderswo Ausgestoßenen; den schrankenlos waltenden Kriegsgott nennt sie als Erzeuger seines Gründers und ersten Königs, eine Wölfin soll ihn gesäugt haben. Gewaltthat, Brudermord befleckten und weihten die eben gegründete Ringmauer der

Stadt; schon das nächste Bedürfniß der neuen Bürger, das Erlangen von Gattinnen, konnte nicht anders Gewähr finden, als auf dem Wege der Belistung und Gewaltthat.

Wie viel Gewicht man auch diesen Sagen beimesse, geschichtlich ist und unbestreitbar festgestellt, daß Krieg auf Krieg unternommen wurde, die Grenzen weiter hinauszutragen: erst über Latium, dann über Italien, dann über die Nachbarländer, zuletzt über die Welttheile, so weit sie bekannt und zugänglich waren, bis der Bogen der Macht sich strafferer Spannung versagte und die Kraft frischer Völker (Deutsche und Parther) den fernher dringenden Fremdlingen überlegen und siegreich entgegenstanden.

Bis dahin war von Recht und Gerechtigkeit für die Angegriffenen unter den Römern nicht die Frage gewesen; der Erdkreis mit allen Völkern, den er umfaßte, sollte Rom unterworfen sein. Und allen Unterworfenen sollte vom eigenen Rechte nichts gewährt sein, — überall nur römisches Recht und römische Abwägung gelten.

War damit Roms Macht gesteigert? — sie war geschwächt, sie und die Kraft der Römer erwiesen sich ausgehöhlt; bald konnte Rom sich nicht erhalten, als gestützt auf Söldner- und Hülfsschaaren derselben Völkerschaften, die es soeben als seine Unterworfenen in sich aufgenommen hatte.

Und nun kam der Rückschlag!

Rom, der Feind aller Völker, das allen den Krieg gebracht, kam nun an die Reihe selber, der Ueberwundene zu sein, und wie: ein Volk nach dem andern stürmte die ewige

Stadt und stürzte die stolze in Trümmer. Eine Wuth der Vergeltung schien der ganzen Welt sich bemächtigt zu haben; immer von Neuem vollzog sich das blutige Werk; Geschlechter wurden auf Geschlechter gebettet, neue Trümmerhaufen auf die alten gestürzt. Erst mit der Festsetzung der christlichen Kirche in der Form des Papstthums kam Ruhe, allmälig — denn nun folgten die Bürgerkriege und die Kaiserzüge des Mittelalters — über die erschöpfte Stadt. Der Rückschlag, die Vergeltung, sie waren so weit gedehnt und unerbittlich, wie zuvor die gerechtigkeitslose Gewaltthat.

Seltsam! das alte Rom war in Trümmer gestürzt, aber sein Geist waltete fort. Wie der Name: Roma (die Kraft, Stärke) anagrammatisch den andern Namen: Amor (Liebe, nämlich die ihren Gegenstand zu besitzen, in sich hinein zu zehren begierige) birgt: so sollten beide Begriffe noch einmal auf derselben Stätte herrschen; das Papstthum machte sich als das eine der „beiden Schwerter Gottes auf Erden,“ und als das Vornehmere geltend und trachtete seine Herrschaft von Rom aus über die christlich gewordene Welt auszudehnen. Und jetzt, in unsern Tagen, hatte sich Italien kaum zur Selbständigkeit und Einheit erhoben, und sogleich, von einem Zuge innerer Nothwendigkeit bewegt, fordert es das ewige Rom als seinen Mittelpunkt und Herrschersitz. Es kann und es wird sich nicht zufrieden geben, bis es diesen Mittelpunkt errungen hat.

Wenn also Gerechtigkeit als erster Zweck des Staats walten soll, nach welchem Maße sind die Rechte, ihre Gegen-

stände, zu bestimmen? — Die bürgerliche Rechtspflege findet in den Gesetzen ihre Richtschnur. Wo ist eine Richtschnur für die allgemeine Gerechtigkeit, welche dem Entstehen und Bestand des Staats als Grundlage zu dienen hat, zu finden?

Kein geschriebenes Gesetz ist dafür vorhanden und kann es sein, da die Verhältnisse überall und Zeit für Zeit verschiedene sind und wechseln. Nur die allgemeine Vernunft kann hier Gesetzgeberin sein.

Gewährleisten muß der Staat den Seinen alles, was für ihr menschenwürdiges Dasein ihnen Bedürfniß ist. Menschenwürdig aber ist das Dasein nur, wenn es dem Geiste freieste Entfaltung nach allen Seiten gestattet. Freiheit der Gedanken und ihrer Mittheilung muß daher als erstes Recht für alle Menschen angesprochen werden. Hier wie überall ist anzuerkennen, daß dem Staate so viel von diesem Rechte zu opfern ist, als für seinen Bestand nothwendig. Allein über dem Staate steht mit seinen ursprünglichen und ewigen Rechten der Geist; er hat wohl in sich das Maß für das Wesen des Staates, nicht aber umgekehrt dieser jederzeit den Maßstab für den Geist, der als das Unbegrenzte und Ewige unermeßlich hinausragt über die Grenze des Staats. Die Athener hatten Macht, dem Sokrates den Giftbecher zu reichen; die hohen Priester und der Landpfleger Pontius Pilatus konnten Jesus zum Kreuze senden; so weit reichte die endliche oder Staatsgewalt. Aber den Geist zu richten, den sie gar nicht einmal zu begreifen vermochten, hatten sie nicht Beruf noch Macht; daran scheiterte ihr Gebahren. Der

Gedanke lebte fort, über den Tod der Märtyrer hinaus bis auf diesen Tag, und richtet die Richter.

Ist also das Recht des Staats, dem Gedankengange Schranken zu setzen, nicht durchaus zu verneinen: so muß doch sogleich hinzugefügt werden, daß dasselbe sich in der möglichst engsten Beschränkung zu halten hat, und daß der Staat um so reiner und fester dasteht, je weniger er dieses Rechts bedarf.

Der Geist aber ist an das leibliche Dasein gebunden; und dieses Dasein muß ein sicheres und gedeihliches sein, um dem Geiste freies Spiel seiner Kräfte zu gewähren; im verkommenden Leibe, im steten Kampf um die Nothdurft des Lebens sind auch dem Geiste die Schwingen gelähmt. So muß anerkannt werden, daß auch die Gewähr für leibliche Wohlfahrt dem Staate obliegt. Er kann nicht die Entfaltung der geistigen Kräfte bewirken, nicht die Mittel leiblicher Wohlfahrt gewähren; aber für beide muß er die Bahnen öffnen, nimmer versperren. Was dazu erforderlich, das sind die ewigen Rechte der Menschen, die Gegenstände der Gerechtigkeit, welche der Staat den Seinen zu gewähren hat.

Diese Forderungen sind durchaus nicht neu, sie sind in mancherlei Formen geltend gemacht worden. Die in neuerer Zeit viel berufene „soziale Frage", — „das Recht auf Arbeit", das heißt die Gewähr der Möglichkeit für Jedermann, seine Kräfte zu verwenden und damit seinen Lebensbedarf zu gewinnen, — die Ausgleichung zwischen „Kapital und Arbeit", — das heißt die Beseitigung des Druckes, den

das schon zusammengebrachte Geld auf die seiner bedürftigen, aber in tagweiser Abmühung weit hintennach hinkenden Arbeiter ausübt: das alles sind Formeln für denselben Gedanken, der eben als letzte Obliegenheit des Staats bezeichnet worden.

Nun ist der Staat einmal da; in ihm sind die Kräfte und Mittel Vieler zusammengeflossen. Was Einzelnen unerreichbar, über ihre Kräfte ist, wenngleich es Allen oder Vielen heilsam sein mag, dem ist der geordnete Verein Aller, den wir im Staat erblicken, oft gewachsen. Und wenn also dieser Staat durch Zusammenwirken und Opfer aller Einzelnen auferbaut ist: so haben seine Angehörigen Fug und Recht, von ihm jene Leistungen zu erwarten, denen nur er gewachsen ist, nicht die Einzelnen. Begründung und Erhaltung aller Veranstaltungen für geistige Zwecke (Schule, Kirche), materielle Unternehmungen, welche den enggezogenen Kreis der Bethätigung und der Mittel Einzelner überschreiten (Straßenbau, Häfenbau), und ihre Unterhaltung sind Staatszwecke, Obliegenheiten des Staats.

Allein hier tritt eine gewichtige Erwägung ein. Sobald der Staat an ein Unternehmen herantritt, entzieht er es mit dem Uebergewichte, das der Gesammtheit gegen die Einzelnen beiwohnt, der Thätigkeit dieser Letztern. Nicht blos setzt er ihr hiermit Schranken, er kann auch — und das ist das Wichtigste — gar nicht anders, als die übernommene Thätigkeit nach seiner Einsicht und Ueberzeugung, — das heißt nach Einsicht und Ueberzeugung der jedesmaligen Träger der vom

Staat auszuübenden Thätigkeit — ausüben. Diese Einsicht kann aber bald hier, bald da eine irrige, hinter den Fortschritten der Zeit zurückgebliebene, von Vorurtheilen und unzulänglicher Kenntniß gehemmte sein; Irrthum und Mangelhaftigkeit sind das allgemeine Loos, dem wir Menschen alle, folglich auch die den öffentlichen Angelegenheiten Vorstehenden, unterworfen sind; es giebt keinen Staat, der dies nicht durch Aenderung und Verbesserung in seinen Verwaltungsmaßregeln thatsächlich anerkannt hätte. Auch die Unternehmungen der Einzelnen sind all' diesen Mängeln ausgesetzt. Allein die Mangelhaftigkeit in den Unternehmungen Einzelner reicht nicht weit über den Wirkenskreis der Fehlenden hinaus und wird leicht durch die besser berathene Bethätigung Anderer unschädlich und vergütet, während es dem Walten des Gemeinsamen, des Staats, an jedem Gegengewicht, an jeder Ausgleichung von anderer Seite her, gebricht.

Nun erst ist die Staatspflicht genauer zu bestimmen. Unterziehen muß sich der Staat allen Unternehmungen, welche für das Wohl der Seinen nothwendig und für die Kräfte der Einzelnen unausführbar sind. Enthalten muß er sich aller Bethätigung, welcher die Kraft der Einzelnen gewachsen ist.

Nur in einem Falle scheint ein Ueberschreiten dieser Grenze bisweilen gerathen: wenn nämlich die Einsicht oder Entschlossenheit der Einzelnen sich nicht zu Unternehmungen erhebt, welche unverkennbar gemeinnützig und für die Kraft der Einzelnen wohl durchführbar sind. Allein dies wird in

der Regel nur da eintreten, wo der Staat schon längere Zeit die geistige Förderung der Seinen verabsäumt, oder gar gehemmt hat.

Von den Gegenständen, auf welche die Thätigkeit des Staats sich um des gemeinen Besten willen zu richten hat, seien nur drei drei in etwas nähere Betrachtung gezogen.

1. Medizinalwesen.

Der erste und am leichtesten zu beurtheilende ist die Aufsicht des Staats über Heilverfahren, so weit dasselbe dem Privatverkehr anheimgegeben ist.

Darf die Ausübung ärztlicher Kunst, darf Verfertigung und Verkauf der Arzeneimittel unbedingt freigegeben werden? — das Letztere findet in England statt, das Erstere in Nordamerika; man rechnet dabei auf Besonnenheit und Vorsicht derer, welche zu Aerzten und Apothekern ihre Zuflucht nehmen müssen. In Nordamerika namentlich kann Jeder ärztliche Praxis üben, den Privatpersonen um Rath und Hülfe angehen.

Allein was verstehen die Nicht-Mediziner von Heilkunst und Heilmitteln? und wie kann den Unkundigen die höchste allgemeine Bildung, das schärfste Nachdenken, wie kann ihn selbst der Rath anderer Unkundiger bei der Wahl des Arztes sicherstellen? Nur der Rath und die moralische Zuverlässigkeit Sachkundiger vermag dies.

Hier also erscheint die Vermittelung des Staats, der höchsten moralischen Person, als sicherste Schutzwehr gegen

gefährliche Mißgriffe. Man könnte an seiner Statt den Universitäten oder irgend einem Verein von Aerzten jene Ueberwachung und Entscheidung übertragen. Allein wieder gebräche es solchen Körperschaften an der allumfassenden höchsten Gewähr, die zuletzt doch nur in der Staatsverwaltung zu suchen wäre.

Hiermit wäre wohl der Eintritt der Staatsverwaltung und die nothwendige Beschränkung der persönlichen Freiheit im Betriebe der Gesundheitspflege gerechtfertigt, geboten. Allerdings können von Seiten der Beauftragten des Staats Irrthümer und Fehlgriffe Statt haben. Wie sollten sie nicht Irrthümern und Fehlgriffen ausgesetzt sein, da die Heilkunst selber ein so vielfältig zusammengesetztes Wesen ist, aus Naturforschung, Erfahrung, Beobachtung und einer wahrhaft künstlerischen Intuition, einem Einblick in die Natur des Kranken und ihrem Bedürfnisse gemischt, der sich oft jeder wissenschaftlichen Rechtfertigung entzieht? Wie sollte die Aufsichtsbehörde vollends neuem Heilverfahren (Magnetismus, Homöopathie, Hydropathie) gegenüber vor jedem Irrthume gesichert sein? Es giebt eben kein Mittel, menschlichen Irrungen unbedingt zu wehren; nur die Möglichkeit muß gegeben sein, sie gewahr zu werden, sie vor Aller Augen zu enthüllen und damit ihre Beseitigung vorzubereiten.

2. Die Schule.

Der zweite Gegenstand unserer Betrachtung ist das Unterrichtswesen, die öffentliche Schule.

Darf der Unterricht, darf die Einrichtung und Erhaltung der Schulen unbedingt den Staatsbürgern anheimgegeben werden? — Gewiß liegt es im Interesse der Familien für die Unterweisung der Ihrigen Sorge zu tragen. Allein daß diese Sorge nicht in Jedermann hinlänglich rege, daß nicht Jedermann willig ist, die nöthigen Opfer zu bringen, wer möchte das bezweifeln? Noch hemmender als Lässigkeit müßte die Schwierigkeit sein, daß die Einzelnen sich über die gemeinsam zu treffenden Maßregeln, über Wahl der Lehrer und Lehrgegenstände einigten. Endlich ist nicht zu übersehen, daß der Staat ein unmittelbares Interesse an der Bildung der Staatsbürger hat, da von dieser die Befähigung und der Werth der Einzelnen abhängt. Hiermit ist Recht und Pflicht des Staats, an den Bildungsanstalten sich zu bethätigen, außer Zweifel gestellt.

Allein hier zeigt sich neben der Wohlthat eine fast eben so große, oft sogar überwiegende Gefahr. Naturgemäß kann Niemand für die Bildung Anderer anders als nach eigener Einsicht und Ueberzeugung wirken. Es hieße, forderte man etwas anderes, Unmögliches, ja Pflichtwidriges begehren. Erfolgen nun hier im Privatleben von Seiten Einzelner Mißgriffe, so reichen diese nicht über den engen Kreis der Einzelnen hinaus; und was in einem besondern Kreise versäumt oder gefehlt wird, findet Ausgleichung und Berichtigung im Zusammenfluß mit den andern. Anders, wo der Staat das Bildungswesen in gemeinsamen Schulen an sich genommen. Hier erstreckt sich die Wirkung auf ein ganzes Volk

oder doch auf große Theile desselben und auf ganze Zeiträume.

Die erste Frage, welche hier aufgeworfen werden muß, ist: für wen, für welche Klassen des Volks sollen die Bildungsanstalten, namentlich die Schulen — als diejenigen Stätten, welche die Grundlage zu jeder weitern Bildung zu gewähren haben, sich eröffnen?

Dreierlei wäre denkbar.

Man schlösse gewisse Volksklassen von der Fürsorge des Staates ganz aus.

Man böte den verschiedenen Klassen besondere Bildungswege und besonderes Maß der Bildung je nach ihrer voraussichtlichen Lebensbestimmung.

Man trachtete alle Volksklassen zu gleicher Bildung zu erheben.

Der erste dieser drei Fälle ist wohl in keinem christlichen Staate denkbar; es verstieße gleich stark gegen das Gebot der Brüderlichkeit, das wir von unserer Religion empfangen, wie gegen das Interesse des Staats an der Bildung, das heißt an der sittlichen und geistigen Kräftigung des Volks.

Der dritte Punkt ist es, den wir als höchste, in Wahrheit ideale Aufgabe für den Staat bezeichnen müssen.

Vor allem: wenn wir schon anerkannt, daß keiner Volksklasse die Fürsorge für Bildung entzogen werden darf, folgt denn nicht hieraus unmittelbar, daß keiner auch nur ein Theil dieser Fürsorge versagt werden darf? Das Letztere wäre eben so wohl Beeinträchtigung, wie das Erstere, — wenngleich

materiell minder durchgreifend. Jedenfalls würden die Hintangesetzten um so viel in der Entfaltung ihrer Kräfte zurückbleiben, als der Kreis ihrer Bildung enger gezogen wäre.

Noch nachtheiliger, als die Versäumniß der Einzelnen, erscheint die Spaltung des Volks schon in den Grundlagen der Bildung. Je einiger und einheitvoller ein Volk, desto harmonischer gestaltet sich sein Leben, desto kräftiger steht es nach innen und außen zu einander. Wär' es nöthig, dies zu beweisen, so dürfte nur auf die Revolutionskriege der Franzosen gegen das verbündete Europa verwiesen werden. Die wohlgeschulten und wohlversorgten Heere der Verbündeten erlagen vor den zusammengelaufenen, ungeübten Schaaren der Republikaner, weil alle Franzosen sich als Zusammengehörige und Gleiche fühlten. Auch die Kraftentwickelung der Nordamerikaner im Kampfe gegen die empörten Südstaaten beruhte auf gleichem Grunde.

Es kann Niemandem beikommen, die Einheit eines Volks und die daraus entspringende Machtfülle einzig der Bildungsweise desselben zuzuschreiben; gar mannigfache Quellen der Einheit und Kraft müssen zusammenfließen. Allein eben so wenig wird man bestreiten können, daß gleichartige Bildung eine der wichtigsten Grundlagen für innere Einheit ist; Jedermann erfährt dies an sich selber, da er sich vorzugsweise gern zu Gleichstehenden hält, und von solchen zurückzieht, die in ihrer Bildung ihm unerreichbar weit voraus, oder allzu weit hinter ihm zurückgeblieben sind.

Nun ist allerdings in den modernen Staaten Niemandem

der Zutritt zu jedem Wege der Bildung versagt. Allein es ist nicht überall hinreichende Fürsorge getroffen, daß der unversagte Zutritt auch für Jedermann möglich sei, und daß sich für Jedermann der ihm angemessene Weg vorbereitet finde.

Vor allem muß hier unterschieden werden, was den besondern Berufszweigen und Richtungen des Lebens nothwendig oder zuträglich ist, von dem, was der allgemein-menschlichen Bildung angehört. Es versteht sich, daß, was für besondere Berufszweige, z. B. für den Beruf Rechtskundiger oder Aerzte, für den Betrieb dieses oder jenes Handwerks, erforderlich ist, den für andere Lebenswege Bestimmten unnöthig, bloße Belästigung wäre. Was für die besondern Berufszweige fördersam oder nöthig, und wie dafür zu sorgen, bleibt hier bei Seite. Die Sorge dafür ist nöthig, aber sie darf keineswegs als Ziel der Ausbildung eines Menschen gelten, wenn derselbe nicht (gleich den Arbeitern in englischen Fabriken, deren jeder lebenslänglich nur eine einzige ganz abgesonderte Hanthierung auszuüben hat) aus einem frei sich selbst bestimmenden, vernünftiger Entwickelung zugänglichen Wesen zu einem bloßen Arbeitsklaven, gleichsam zu einer vernunft- und willenlosen Maschine herabgedrückt werden soll. Dies Bewußtsein lebt in den Aermsten und durch die Verhältnisse Gedrücktesten, und säumt nicht, sich zu erkennen zu geben, sobald nur eine Gelegenheit zum Bessern hervortritt. Man hat dies an den deutschen Handwerkervereinen beobachten können. Zu Tausenden fanden sich diese Männer der Arbeit nach schwerem Tagewerk Abends zusammen, um die

Lücken ihrer allgemeinen Bildung auszufüllen. Sie, die vordem keine Erquickung gekannt, als die rohen, oft gesundheit- und sittenwidrigen Genüsse der Herberge, sammelten sich um die unbezahlten freiwilligen Lehrer und fühlten sich erfrischt und gestärkt in dem Bewußtsein erhöhter Menschenwürde. Aber sie hörten nicht müßig, vielleicht nur hinträumend auf die Lehren; sie arbeiteten, — gewiß oft nicht ohne Selbstüberwindung und Anstrengung nach der zerstreuenden und ermüdenden Noth und Arbeit des Tages, — sie arbeiteten, übten sich im Schreiben, Rechnen, Zeichnen, übten Geist und Hand, errangen sich Zugang zu den Lehren der Geschichte, gewannen denkende Theilnahme für die öffentlichen Angelegenheiten, am Genuß und der Ausübung der Kunst. Sehr deutlich kann man die durch diese Schule gegangenen Handwerker von jenen unterscheiden, welche ihr fremd geblieben. So gewichtiger und weitumfassender Erfahrung gegenüber ist es nicht erlaubt, den Bildungsgang für einzelne Volksklassen willkürlich zu beschränken oder zu vernachlässigen.

Was die Handwerkerschulen — im Grunde nur verspätet, erwirken, gehört der allgemeinen Schule, der für Alles freien Zeit, welche der Arbeit im besondern Berufe vorangeht. In der Schule alle Lebensgenossen, die Jugend, welche nach wenig Jahren das mündige Volk sein wird, gemeinsam und gleichmäßig zu menschheitlicher Bildung heranzuleiten, daß die Glieder dieses Volks in Gleichheit der Entwickelung und im Gefühl herzlicher Zusammengehörigkeit aufwachsen und zu einander stehen, wie dasselbe einzig

nur aus der gemeinsam durchlebten und durchstrebten Jugend erblüht: das ist fürwahr ein hohes Ziel, das einzig würdige, dem die Volksbildung sich zuzuwenden hat.

Auch in einem zweiten Sinne muß dieses Ziel ein ideales genannt werden, weil das Hingelangen keineswegs vom bloßen Vorsatze, vom gutwilligen Entschlusse abhängt. In allen Staaten Europa's steht die Ungleichheit der Bildung, auf welcher die einzelnen Volksschichten sich finden, als mächtiges Hinderniß entgegen; die Kinder der vom Glück begünstigten Klassen, gebildeterer Aeltern und Genossenschaften sind von Haus aus keineswegs mit den aus ungünstigern Verhältnissen herantretenden gleichartig; ihre Vorbildung, ihre Sitte, ihre Lebensgewohnheit sind eben so viel Bedenken gegen sofortige Gleichstellung. Man erkennt leicht, daß der Bildungsweg, welcher zu voller Gemeinsamkeit und Gleichartigkeit führen soll, eine mehr oder weniger vorhandene Gleichartigkeit schon voraussetzt, und daß das Volkswohl nicht da oder dort, sondern auf allen Punkten gleichzeitig und gleichmäßig gefördert werden muß, wenn dies in irgend einer einzelnen Richtung geschehen soll. So lange Arm und Reich, Bildung und Unbildung als schroffe Gegensätze, gleichsam von unüberschwingbarer Kluft geschieden, einander gegenüberstehen: so lange darf man nicht wähnen, daß das Volk ein von innen heraus vollkommen einiges, der Staat ein durch unbedingte Volkseinheit vollkommen gefesteter, die Botschaft der Brüderlichkeit unser Leben vollkommen durchdrungen habe.

Ein letztes Wort für das weibliche Geschlecht.

Was soll für die Bildung des Weibes von der Schule aus geschehen?

Den Muselmanen sind die Weiber seines Harems Sklavinnen; „die Töchter," — sprach ein persischer Minister auf die verwegene Frage des englischen Gesandten nach der Nachkommenschaft des Schahs und nachdem er die enorme Zahl der Söhne angegeben, — „die Töchter, Herr, zählt man nicht."

Bei den Hebräern wurde das Weib in die Ehe gekauft, das Mädchen nicht einmal in der Religion unterrichtet; es gehörte nicht aus sich selber zur Gemeinde.

Die Hellenen verwiesen ihre Frauen in das Gynaikeion, in das bei den Pferdeställen gelegene Frauenzimmer.

Erst das Christenthum hat dem Weibe volle Menschenwürde und wahres Menschenrecht zuertheilt; was die Ehegenossenschaft und religiöse Unterweisung der Israeliten unserer Zeit an Sicherung und Würde aufweiset, ist rein aus ihrem Leben im christlichen Staate gewonnen.

Wir Bekenner des christlichen Glaubens vermögen nicht anders mit dem Weib ein gemeinsames und beide Theile würdigendes Leben zu führen, als indem wir dasselbe als unsers Gleichen anerkennen und zu unsers Gleichen erheben. Wie könnten wir anders mit ihm Gemeinschaft pflegen, als indem wir es zur Genossin unserer Gedanken, Gesinnungen, Strebungen erhöben, — oder selber auf die niedere Stufe zu ihm herabsänken, auf der es zurückgelassen würde? Wie sollten wir uns nicht selber erniedrigt fühlen, müßten wir die

Mutter, die uns geboren, die Töchter, welche wir der Welt geben, als niedere Geschöpfe erkennen? — Jeder, dem eine Tochter oder Schwester geschenkt worden, der das Andenken seiner Mutter ehrt, besinne sich wohl, ob es ihm zusteht, ihr Geschlecht gering zu halten, in Erniedrigung zu lassen, oder gar absichtlich darin zu fesseln! —

Aber geschieht dazu nicht bereits, was geschehen kann? Haben wir nicht, von den Bestrebungen innerhalb der Familie abgesehen, genug der Töchterschulen und anderer gemeinsamer Anstalten? Und bieten diese nicht, was dem weiblichen Geschlechte frommen kann und ihm faßlich ist? —

Die äußern Veranstaltungen sind reichlich genug vorhanden. Auch am guten Willen — was man so nennt! — mag es nicht fehlen. Allein man prüfe den Kern dieser Veranstaltungen, und es wird bald klar, wie fern sie noch sind von jenem Ziele, das wir im Strahle unsers Ideals erkannt haben.

Es bedarf dazu nicht einer in die Einzelheiten dringenden Erörterung, die hier nicht zulässig wäre, sondern einem andern Orte vorbehalten werden muß. Wer die Angelegenheit ernstlich in das Auge faßt, dem treten bald und klar genug die zwei bewegenden Ursachen aller einzelnen Verirrungen und Versäumnisse entgegen.

Die erste spricht sich in dem Vorsatz aus: das Weib soll für seinen künftigen Beruf, das heißt aber *für das Haus* erzogen werden.

Gewiß ist die Forderung eine gerechte, ja, sie muß allen übrigen voranstehen.

Allein ist Beruf und Leben des Weibes wirklich in der Schranke der Häuslichkeit befriedigt und geschlossen? Ist das Weib nicht berufen, Hüterin und erste Erzieherin der Kinder zu sein, der Knaben wie der Mädchen? Soll sie nur Wirthschafterin, soll sie nicht dazu auch Gefährtin des Gatten sein, verstehende, berathende, helfende? Allerdings ist es anderswo bisweilen anders gehalten worden. Die Spartaner entzogen den Knaben zeitig der mütterlichen Obhut, oder vielmehr der Familie selber, um ihn mit den Altersgenossen vereint zum Staatsbürger und Krieger zu erziehen. Auch in Frankreich, namentlich in Paris, bequemt man sich aus ökonomischen Gründen nicht selten, die Neugeborenen von der Familie weg auf das Land hinaus zu Ammen zu schicken.

Uns Deutschen würde dergleichen nicht zusagen. Ehe wir noch nach den Gründen gegen solche Entäußerung der Kinder gefragt, würde der Familiensinn, einer der Grundzüge unsers Gemüths, widerstreben. Die spartanische Erziehung hat Bürger — oder vielmehr Krieger gewährt; die menschheitliche Bildung, die reichere Entfaltung des Geistes, wie wir sie in Athen erblicken, fand dabei keine Förderung.

Noch bedeutsamer dürfte das Beispiel von Paris sein, hätten nicht (wie schon erwähnt) ökonomische Gründe mitgewirkt, und wäre nicht, so viel uns bekannt, die Gewohnheit

auf Beamten- und Künstlerwelt ꝛc. beschränkt. Jedenfalls spricht sich in dieser Gewohnheit ein geringerer Familiensinn aus. Die Familie aber, das ist der erste und festeste Verein von Menschen, es ist der Beginn gesellschaftlichen Lebens, der erste, der ursprüngliche Staat. Abraham und die Seinen, sie waren zugleich eine einige Familie und ein Staat, — wenn auch nur Wanderstaat. Dasselbe sehen wir noch heute bei den umherziehenden Stämmen der Araber. Zunächst der Familie ist es dann im engern Verein unsers jetzigen Lebens die Genossenschaft der in gleichem Berufe Vereinten; hierauf die Gemeinde, der Verband der an derselben Stätte und in gleichen Interessen Vereinten.

Nun überblicke man die Bestrebungen der Franzosen um bürgerliche Freiheit! Seit 1789 haben sie sich wie oft erneut! Haben sie Befriedigung, Ruhe gebracht? — ist beides zu erwarten? und wann? — Die Anlässe, die Anreizungen dazu liegen Allen vor Augen. Woher denn nun dies immer wiederkehrende Aufgähren und Scheitern? Vielleicht eben um jenes minderkräftigen Familiensinnes willen. Stets, bei jeder ihrer Erhebungen, haben die Franzosen versäumt, — oder nicht die Zeit gefunden, ihren Staat und ihre Freiheit von unten auf zu bauen, erst die Person, dann die Familie, dann die Gemeinde frei und selbständig zu machen. Jedesmal haben sie, von allzu ungestümem Feuereifer getrieben, ihren Staat von oben zu bauen oder umzugestalten begonnen. Sobald ein Herrscher gestürzt war, lag ihnen nichts näher im Sinne, als „eine

starke Regierung" herzustellen, und mit voller Herrschgewalt, mit dem Oberbefehl über das Heer und der festgegliederten Hierarchie der Staatsverwaltung auszurüsten. Da war denn der neue Gewaltiger, der neue absolute Herr fertig, mochte er nun Kaiser oder König, Konsul oder Diktator, oder wie sonst betitelt werden. Denn jede Gewalt von oben her mußte sich ungesäumt als Gewalt von außen her erweisen; sie war nicht aus Wurzel und Stamm des Volkslebens naturgemäß erwachsen, sondern auf- und angesetzt, ein dürres Reis gleich den ehemaligen Freiheitsbäumen.

Hat das so kommen müssen? War vielleicht das Bedürfniß zu irgend einer Ordnung, und so schnell wie möglich zu ihr zu gelangen, der unabwendbare Anlaß zu den übereilten und dann wieder unbefriedigenden Anordnungen? — Straft sich wohl gar in diesen immer wieder durchbrochenen Abschlüssen das „Unrecht oder Verbrechen der Revolution?" — Unbedingt wenigstens kann das nicht behauptet werden. Oft genug hat die Welt das Beispiel glücklich durchgeführter Revolutionen gesehen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben sich nur durch gewaltsame Losreißung von England, die Niederlande ihre Selbständigkeit nur durch gleiche Trennung von der spanischen Herrschaft erlangen können; die Stuarts und die Bourbonen von Frankreich haben ihre Herrschaft sich entrissen gesehen, wahrscheinlich auf immer, gewiß auf lange Zeit; von der Auflehnung Katharina's II. gegen ihren Gemahl und Kaiser, die ebenfalls durchgeführt worden und glückliche Folgen für Rußland gehabt, sei nicht weiter

die Rede. Genug, um zu zeigen, daß die Wechselgänge in Frankreich keine Nothwendigkeit zum Anlaß gehabt, sondern daß dem feurigen und ehrgeizigen Volke jenseit des Rheins das Verlangen und der Stolz der Freiheit Antrieb waren, die angeborene und anerzogene Liebe aber zur Freiheit und hiermit reife Einsicht, und die sittliche Kraft, sie zu erarbeiten und sich selber für sie zu erziehen, ihm nicht innegewohnt.

Halten wir Deutsche fest an der Familie, dem ersten und festesten und heiligen Verband der Menschen!

Wie aber vermögen wir das, wenn das Weib nicht die würdige, ebenbürtige Genossin ist des Mannes, die Mutter nicht, gleich der ehrwürdigen mater familias der alten Römer, Schirm und Stütze des Herds und der heranwachsenden Jugend? Wie soll jemals unser Volk zu höherer Sittlichkeit und Kraft und Freiheit heranwachsen, wenn nicht unsere Weiber, die Mütter unserer Kinder, mit Herz, Gesinnung und Thatkraft dazu mitwirken? —

Doch kehren wir auf jenen ersten Grundsatz, das Weib solle nur für seinen Hausberuf erzogen werden, zurück.

Wie? ist es denn mit diesem Grundsatze Ernst? — so müßte er ja auch bei den Männern angewendet werden! — der Jurist müßte nichts üben, als sein Recht, der Mediziner nichts als Heilkunde! So geschieht aber in keinem an der Cultur Theil habenden Volke; es ist längst erkannt, daß der Geist sich nicht entwickeln könnte, daß Einsicht und Gesinnung beschränkt bleiben müßten bei solcher Einseitigkeit. Nun denn,

warum soll ein Grundsatz, den wir für uns selber verschmähen, dem andern Geschlecht zur Fessel werden?

Da wird denn die zweite Ursache in Bewegung gesetzt. „Das Weib (heißt es) hat zu geringe Anlagen." Die Behauptung ist etwas kühn gegenüber so vielen Frauen, die sich in allen Künsten, in der Literatur, ja in strengwissenschaftlichen Fächern (in Medizin und Jurisprudenz) bewährt haben.

„Aber das sind," entgegnet man, „vereinzelte Ausnahmen!" Wohl! beweisen sie nicht die Möglichkeit der Befähigung?

Ueberhaupt darf die Entscheidung über den Antheil geistiger Kultur gar nicht von dem Maß der Anlagen abhängig gemacht werden. Anlagen sind für jedes Unternehmen erforderlich, aber ursprünglich sind sie von gar geringer Bedeutung, dem Keimbläschen vergleichbar, deren eins ein Grashalm, das andere ein Eichbaum, eins ein Wurm, das andere ein Löwe wird. Es kommt eben bei jeder geistigen Anlage (und hierin liegt der Unterschied der geistigen Keime von den körperlichen) auf die Entwickelung derselben an, in welcher Richtung und wie weit dieselbe erfolgt. Wie nun auch der Geist im Weibe angelegt sei, so viel ist gewiß, daß bis jetzt allzu wenig geschehen, um ihn nach den Richtungen zu entfalten, die dem Weibe — man muß sagen: hochmüthig und eigenwillig verschlossen worden. Endlich, wenn denn die mindere Begabung feststände, so wäre ja nach Menschen- und Lehrerpflicht verdoppelte Sorgfalt geboten, um dem Schwächern zu ersetzen, was dem Stärkern von Natur zugefallen ist. Jeder strebe, — und für Jeden trachte man, so weit zu

bringen, als Kraft und Wille gestatten. Hier zu geizen, hier voreilig und zaghaft Schranken zu setzen, ziemt weder den Strebenden noch den zur Hülfe Berufenen.

Die nächste, das Allgemeine betreffende und höchst wichtige Frage ist:

Welche Richtung soll, darf der Bildung der Jugend gegeben werden? — Unstreitig ist dies eine der bedeutungsschwersten Fragen für Jedermann, der an einem Staatswesen mitthätig oder beobachtend Theil nimmt.

Das Nächste, wozu jeder redlich Wollende willig und bereit, ist: der Jugend diejenige Bildung mitzutheilen, die er selber empfangen und als ersprießlich erkannt hat.

Allein jedes Volk, jeder Staat ist ein Fortlebendes, Fortschreitendes. Nicht für die Gegenwart, noch viel weniger für irgend eine Vergangenheit (das heißt im Sinne derselben — für Ziele, welche ihr gesetzt waren, aber schon überschritten sind) soll die Jugend erzogen werden, sondern für die Zukunft, nicht blos für die nächste, auch für die fernere. Ja, da in keinem der zukünftigen Momente Leben und Fortschritt stehen bleiben, so wenig wie bei dem heutigen oder gestrigen Tage, so muß jener Forderung, die Jugend für die Zukunft zu erziehen, die zweite noch viel gewichtigere zugefügt werden, sie überhaupt und für alle Folgezeit für den Fortschritt zu befähigen. Staaten, Völker, die diese Forderungen ablehnen, bereiten sich den Untergang. Stillstand ist Tod im Leben der Völker und Staaten, wie in dem der Einzelnen und der ganzen Natur. Wenn dies eine Volk, dieser eine Staat still-

steht, so folgt daraus keineswegs, daß auch die übrigen in Erstarrung fallen. Sie werden — oder einige, oder auch nur einer — weiter schreiten, sie werden Angehörige der kommenden Zeit sein, für die sie sich gebildet, sie werden also die Kraft der neuen Zeit zu ihrem Erbtheil haben und damit die Sieger und Herren der Zurückgebliebenen sein.

Wer aber ist der Zukunft kundig? Welche Urkunden geben über ihre Ziele und ihren Gehalt sichere Kunde? Selbst Vergangenheit und Gegenwart gewähren darüber nur schwankende Andeutungen.

Wer hier Licht begehrt, dem kann es nur aus dem Urbilde des Völker- und Staatslebens werden, der kann nur wohlberathen sein, wenn das Volk oder der Staat, dem er zugehört, in einer über alle Zufälligkeiten und Schwankungen des Augenblicks erhabenen Idealität, welche gar nichts anderes ist, als der reinste und vollste Ausdruck seines Wesens, vor dem Auge seines Geistes steht.

Diese Betrachtung im Völker- und Staatsleben ist zu wichtig, als daß nicht zu ihrer Befestigung noch ein paar Erwägungen Raum finden sollten, obgleich die erschöpfende Behandlung einer andern Stelle vorbehalten bleiben muß.

Zuerst: ist es nicht chimärisch, für die Zukunft — für eine kommende Zeit mit ihren noch gar nicht sicher vorauszusehenden, noch gar nicht erwachsenen Bedürfnissen und Forderungen zu erziehen? Ist es nicht sicherer, alle Bestrebungen darauf zu richten, daß das heutige Geschlecht den Anforderungen des heutigen Tages genüge? —

Ist nicht die Sorge um das Morgen dem Leben selber zu überlassen?

Vor allen Dingen sind wir gewohnt, das Gestern, Heute und Morgen, oder Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als abgesonderte Begriffe zu fassen. Allein sehr leicht erkennt man, daß alle drei Zeitmomente ohne feststehende Grenzen sind, daß sie in der Wirklichkeit in einander fließen. Das Gestern war vor wenig Stunden noch ein Heute; was wir jetzt eben als Morgen bezeichnen, wird bald zum Heute und dann zum Gestern. Wir Menschen durchleben in unserer Spanne Zeit alle drei Momente; trachten wir denn ihrer aller Herr zu sein! Das Vergangene, welches Gegenwart und Zukunft herbeigeführt, belehre, rüste uns für beide aus; die Gegenwart finde uns damit festgestellt und fertig zum Wirken und Genuß; die Zukunft soll uns nicht überraschen, befremden, verwirren, sie soll uns vorbereitet, vorschauend und thatkräftig finden für alles, was sie bringen und heischen mag.

Die Forderung ist groß, schwer — aber nicht unmöglich zu erfüllen.

Daß hierbei dem Leben des Volks und des Einzelnen ein großer Antheil zufällt, ist gewiß. Allein dasselbe gilt nicht blos für irgend einen Zielpunkt im Erziehungswesen, sondern schlechthin für jeden; für jeden gilt das alte Wort: „Nicht die Schule, das Leben erzieht." — Was aber bedeuten dann die Veranstaltungen für Bildung? — sie sollen, was in der Breite des Lebens dem Einzelnen entgehen, in kraftloser Zersplitterung entgegenkommen mag, energisch zusammenfassen

und ergänzen; sie sollen, was im Leben sich über ungemessene Zeit verstreut, gesammelt, gedrängt gewähren, und damit der Zeit- und Kraftversplitterung abwehren. Die Vertröstung auf die „Schule des Lebens" ist nur zu oft eine bloße Ausflucht bei der Versäumniß der jener vorarbeitenden wirklichen Bildungsschule.

Ist denn aber, fragen wir zweitens, die Gefahr, bei der Volksbildung die Zukunft aus dem Auge zu lassen, wirklich so groß? — Sie ist es, und würde allgemeiner und deutlicher erkannt werden, wenn nicht nothwendig die Folgen des Bildungswesens und des Lebens schwer unterscheidbar in einander flössen. Ist denn nicht der Bildungsgang des Volks oder Staats Erzeugniß und Theil seines Lebens? und ist nicht umgekehrt das Leben mehr oder weniger bedingt von dem Bildungsgange, der in dasselbe einführt? Will man nun das unvergängliche Beispiel eines Volks und Staats haben, das sich fortschritt- und veränderungslos an die Gegenwart geklammert hat, die ihm seit Jahrhunderten mit der Vergangenheit zusammengeflossen ist: so blicke man hinüber auf das ferne China, auf den ewig kindhaften Greis!

„Aber wie weit ab liegt dies Beispiel!"

Gewiß! indeß sollten wir, die europäischen Völker, wirklich und in Allem so weit ab liegen von dem „ewigen Reich der Mitte," das freilich jetzt die widerstandlose Beute innerer Spaltung und jedes europäischen Söldnertrupps ist? Solche Entlebung wird nur nicht schnell genug bemerkt. Am schroffsten tritt sie hervor in Momenten, welche erneuter und ge-

steigerter Lebenskraft bedürfen. Dies ist der geheime Grund erneuter und stets wieder fehlschlagender Revolutionen. Spanien und seine ehemaligen Provinzen in Amerika haben das traurige Beispiel gegeben, daß der innere Kampf entbrennen mußte und weder hüben noch drüben, bei keiner der Parteien, die geistige und sittliche Kraft vorhanden war, zu befriedigendem Ziele und zum Frieden zu führen. Auch an näher liegenden Beispielen fehlt es nicht.

Drittens verdient die Frage Erwägung: ist nicht diese Erziehung und Richtung auf die Zukunft eine Gefahr für Staat und Volkswohlfahrt, da sie die Gedanken von dem heutigen Zustand in eine ungewisse Ferne lenkt? —

Die Gefahr ist nicht abzuleugnen. Das Morgen ist unvermeidlich der Feind des Heute, da es ein Anderes bringt und an die Stelle des gegenwärtig Geltenden setzt. Allein diese Gefahr entspringt ja nicht aus dem Bildungsziele, wie man dasselbe auch setzen mag. Sie hat ihren Ursprung in der nothwendigen und unvermeidlichen Fortbewegung des Lebens. Der Fortschritt erfolgt unabweisbar, er finde uns, wie es sei. Sorgen wir nur, daß er uns nicht unvorbereitet, nicht unfähig finde, ihn zu ertragen und uns ihm anzuschließen. Die Gefahr beruht also darin, daß das Kommende vor seinem Eintritt in das Leben gewiesen und beleuchtet werde.

Nun ist nicht zu leugnen, daß Aufklärung für die Zukunft, gleichsam die geistige Annäherung derselben, möglicherweise Beunruhigung, Ueberstürzung, allerlei Unheil bringen kann. Allein welche Kraft könnte nicht gemißbraucht werden?

welcher Standpunkt oder Weg geistiger Entwickelung könnte nicht irreleitend, verderblich gewendet werden? Wollten wir, könnten wir um der möglichen Verirrung, um des möglichen Mißbrauchs willen jeder Bildung, jeder Kraftentwickelung entsagen? das hieße doch wahrlich, wie der alte Vers sagt:

„Aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben."

es hieße dem Leben selber und seiner Fortbewegung entsagen.

Zuletzt noch ein Wort über die Möglichkeit einer Erziehung für die Zukunft.

Dem scharfsichtigsten und kühnsten Auge wird es nicht möglich sein, die Schleier gänzlich zu durchdringen, welche die Zukunft bergen. Wie also kann auf die ganz oder halb verhüllte deutlich hingewiesen, sicher hingeführt werden? — Die Antwort hierauf kann nur eine andeutende sein; ihre Erledigung muß einer andern Stelle vorbehalten bleiben. Nur Folgendes kann hier bemerkt werden.

Zweierlei Aufgaben hat jedes Bestreben um Bildung, welcher Art und Richtung es auch sei.

Die erste ist die Ertheilung von Kenntnissen und Fertigkeiten. — Welcherlei Kenntnisse und Fertigkeiten die zukünftige Gestaltung des Lebens erfordern wird, ist allerdings nicht mit Sicherheit vorauszusehen; man kann Nützliches oder Wichtiges versäumen, Unnöthiges sich aufbürden.

Die zweite Aufgabe ist es, welche in alle Wege voransteht und namentlich die Kraft verbürgt, für jede Zukunft ausgerüstet und bereit zu sein. Es ist die Entwickelung der geistigen und sittlichen Kraft im Menschen.

Wer sich im Lehrwesen nicht umgesehen hat, kann die Hinweisung auf dieses zweite Ziel aller Bildung, die Entwickelung der Kraft im Menschengeiste überflüssig oder wenig bedeutend finden; und doch ist eben sie im gesammten Bildungsgange des Menschen das Entscheidende, ohne welches Kenntniß und Geschicklichkeit nützlichen Werkzeugen in todter Hand gleichen. Und doch lehrt die Erfahrung, daß bei der Erziehung der Menschen, besonders in den gemeinsamen öffentlichen Anstalten, gerade dies Entscheidende allzu häufig hintangesetzt wird. Es verhalten sich die beiden Zweige der Bildung wie Rüstung und Bewaffnung des Mannes zu seiner Kraft und Geschicklichkeit. Was hilft die beste Rüstung und Bewaffnung, wenn Kraft fehlt sie zu tragen, das Geschick und der Muth sie zu gebrauchen? Allerdings wird aber auch der Kräftige und Muthige ohne Ausrüstung dem gleich Kräftigen aber Gerüsteten unterliegen.

Dies ist der Punkt, in welchem sich der Charakter einer idealen, der Zukunft zugewandten Volksbildung von dem scheidet, welchem wir im Leben des Tages am häufigsten begegnen. Ueberall, besonders in Deutschland, geht bei der Volksbildung das Absehen dahin, möglichst viel Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu ertheilen. Besonders in den höhern Schulen wächst die Zahl der Lehrgegenstände und der Anspruch an das Maß der Kenntnisse. Dies erscheint den Leitenden unverfänglich. Daß schon die Ueberbürdung mit Lehrstoff zur Zerstreuung der Geister, zur Minderung der Kraft, zur Abschwächung des eigenthümlichen Charakters führt,

wird nicht überall hinlänglich erwogen. Kein Wunder, wenn minder überbürdete Völker, z. B. die Franzosen (bei denen die Zahl der Lesens- und Schreibenskundigen weit geringer und die Geographie bisweilen in einer wunderlichen Verfassung ist), weit mehr Rüstigkeit für das Leben und oft gediegenere Charakterkraft zeigen, als die Deutschen.

Wir wollen nicht das Maß unserer Kenntnisse gemindert wissen; aber wir begehren, daß die Entwickelung der geistigen und sittlichen Kraft im Volke, ohne welche alle Kenntniß und Geschicklichkeit unnützer Tand ist, Hauptaugenmerk für die Volksbildung werde. Nur so werden wir Herren der Gegenwart und Zukunft. Und so gewiß für die Voraussicht jener Anforderungen, welche die Zukunft hinsichts besonderer Bedürfnisse, Kenntnisse u. s. w. an uns stellen wird, ein idealer Standpunkt, die ideale Erkenntniß des Kerns im Dasein der Völker und der von da aus sich gestaltenden Schicksale erforderlich ist: so ist doch auch die Erkenntniß, daß nicht die äußerlich an den Tag tretenden Erfordernisse von Kenntnissen und Geschicklichkeiten das Entscheidende sind, sondern die unsichtbar im Innern waltende Kraft, durchaus idealer Natur. Sie faßt den Menschen als ein Eines und Ganzes, das zunächst von innen heraus, von der Kraft und Richtung des Geistes bestimmt wird. Von dem Augenblick an, wo der geistige Funke sich seinen Körper gebaut, zum Menschengeiste aufgelodert, wo das Geschöpf Mensch geworden, von diesem Augenblick an arbeitet sich im Ringen mit der Welt und ihren Verhältnissen der Geist zum bestimm-

ten Charakter aus, — um so energischer, je heller und bestimmter, je aufrichtiger und wahrhaftiger gegen sich selber und die Andern er sein Wesen und seine Bestimmung faßt. Diese Aufrichtigkeit haben wir im Geiste vorangestellt als erste Bedingniß alles wahrhaften Erfolgs, so oft hier Erhöhung der sittlichen Kraft als eines der Ziele gestellt wurde. Denn Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit sind die ersten Erfordernisse, wo ein Charakter sich bilden und erhalten soll. Alle Künste und Schliche der Täuschung, alles trügerische Spiel und Herumschleichen um die Wahrheit, sie fallen erfolglos dahin vor der Wahrheit, ihre Scheinerfolge enthüllen bald den Kern des Verderbens. Louis Philippe hat ein solches Trugspiel mit dem Schein von Verfassung und Verfassungstreue mehrere Jahre lang getrieben. Es schien gelungen. Wie bald — zur Ueberraschung der Menge, vorausgesehen von den Einsichtigen – stürzte es den Listigen in schimpfliche Flucht und sein ganzes Haus in die Verbannung!

3. Die Kirche.

Christus hat ausgesprochen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Es lag nicht in seiner Absicht, eine äußerliche Kirche zu gründen; vielmehr ging sein Wirken dahin, daß Gott im Geist und in der Wahrheit angebetet werden solle. So hat auch das Christenthum in den ersten Gemeinden begonnen. Daß mit seiner Ausbreitung ganz andere Formen, und zwar mehrmals wechselnde, veranlaßt worden sind, ist bekannt. Diese Formen werden voraussichtlich noch manche

Wandlung erleben, sie können es wenigstens. Solche Wandlungen können im Gebiete des Katholizismus nur vom Papst ausgehen, oder unter seiner Genehmigung sich vollziehen. Im Kreise der protestantischen Gemeinden können sie nur aus dem Volke und mit seiner Genehmhaltung geschehen; jede Aenderung von außen, selbst von Staatswegen, würde, wofern das Volk nicht zustimmte, Eingriff in die Glaubensfreiheit, Gewissenszwang sein. Schon das Trachten, dem einen oder andern Bekenntnisse Vorgunst und Uebergewicht zu ertheilen, würde nicht anders zu bezeichnen sein. So mag die österreichische Regierung gegen ihre Führerschaft in Deutschland durch Vorgunst für das katholische Bekenntniß hier und da Bedenken erweckt haben, während die preußische durch ihre Sorge für katholische Angelegenheiten (Dombau in Köln u. s. w.) nicht blos gerechten Anspruch auf den Dank jener Kirche, sondern auch auf die Billigung der Protestanten erworben hat. Selbst die Rückkehr zu der ursprünglichen und, wie uns scheint, reinern Form würde nicht von der Staatsgewalt, sondern nur aus dem Zusammenstimmen des Volks bewirkt werden können.

Hiernach bleibt der Staatsgewalt von Rechtswegen nur die äußerliche Sorge und Obhut über das Kirchliche als ihr Recht und ihre Pflicht. Je fester sie sich in dieser Schranke hält, desto sicherer und kräftiger vermag die Kirche an ihrem Theil auf das Volk zu wirken und das Staatswohl zu fördern.

Die hiermit scheinbar auf blos Aeußerliches hingewiesene Staatsthätigkeit ist gleichwohl, nach der Natur des Gegen-

standes keineswegs eine so äußerliche, als dem flüchtigen, nicht in die Tiefe dringenden Hinblicke scheinen möchte. Auch hier findet ein idealer Sinn seinen heilvollen Einfluß.

Es kommt vor allem darauf an, welchen Sinn man der Kirche (der äußerlichen Einrichtung derselben) beilegt. Soll die Kirche blos Lehranstalt sein? — oder eine der Zusammenkunft der Gemeinde für den Zweck gemeinsamer Andacht, gemeinsamer Erhebung der Gemüther zum Höchsten geweihte Stätte? Die erste Annahme muß durchaus abgelehnt werden. Christus selbst ist durchaus nicht, etwa nach Art der griechischen Philosophen, als bloßer Lehrer aufgetreten; die Einrichtungen der katholischen Kirche bezeugen gleichfalls auf das Unwidersprechlichste, daß ihnen nicht blos Unterweisung Veranlassung war, sondern daß sie bezweckten, sich des ganzen Menschen zu bemächtigen und sein Gemüth — Ueberzeugung und Gefühl — zu bewegen. Gleicher Sinn wohnte auch in unserm starken Luther, der eben so mächtig als Dichter, wie als Glaubenslehrer in das Volk wirkte, der die „Musica" liebte, ihrer mit Ernst beflissen war und ihr eine Stelle „nächst der Theologie" zuwies. Selbst die Messe, das lateinische Hochamt, wollte er nicht aus der Kirche verbannt wissen.

Ueber alle Autoritäten hinaus entscheidet aber das Wesen der Sache. Der Glaube, welcher er auch sei, kann nicht gelehrt werden, weil er nicht Sache des bloßen Verstandes ist, sondern nur vom ganzen Menschen vermag er erfaßt zu werden. Und endlich würde die Kirche, wäre sie

blos Lehranstalt, der äußersten Mangelhaftigkeit unvermeidlich verfallen sein. Dem Geistlichen als Lehrer steht eine Versammlung der ungleichartigsten Hörer gegenüber, ungleich an Geschlecht und Alter, noch ungleicher an Vorbildung und Vorbereitung. Wie soll da die Lehre bemessen werden? Für die höher Begabten? — So würden die Zurückstehenden außer Stande sein, zu fassen und zu folgen. Für die Hörer von geringerer Bildung? — So würde der andere Theil an dem für sie Unnöthigen erlahmen. Von allen Seiten wird der nüchterne Gedanke, die Kirche zur bloßen Lehranstalt herabzusetzen, zurückgewiesen. Ja, sie muß lehren! aber die Lehre muß in der andachtvollen Erhebung der Gemüther eine ganz eigenthümliche Natur und Bedeutung annehmen. Ja, sie muß trachten, den Verstand zu überzeugen! aber nicht an ihn allein, an den ganzen Menschen hat sie sich zu wenden.

Allerdings ist die Sorge dafür vornehmlich dem geistlichen Amte zugehörig. Allein den Geistlichen beizustehen, ihnen die äußerlichen Mittel zu gewähren für jene umfassendere und tiefer greifende Wirksamkeit, das ist Obliegenheit der Behörden, welchen Gründung und Erhaltung der äußerlichen Kirche zusteht. Von allem, was hierin begriffen, sei nur zweierlei bezeichnet.

Erstens die Errichtung und Erhaltung des Kirchengebäudes mit seiner Ausschmückung. Wie viel Oertlichkeit und Umgebung zur Stimmung des Menschen beitragen, bedarf keines Nachweises; man vergleiche die ältern Kirchen (be-

sonders die aus der katholischen Zeit stammenden) mit so viel nüchternen und dürftigen Baulichkeiten neuerer Zeit, wenn man zu fester Ueberzeugung kommen will.

Der zweite Punkt betrifft die Kirchenmusik. Gegenwärtig ist in der evangelischen Kirche der Antheil der Musik auf das Gemeindelied (den Choral) und die wenigen liturgischen Formeln beschränkt. Diese Formeln sind nicht eigentliche Musik, ein kunstmäßiger, auf das Gemüth zu wirken bestimmter und fähiger Tonerguß, sondern eine einigermaßen musikalisch bemessene und geordnete Redeweise, — von der alten Kirche sehr bezeichnend „choraliter legere“ benannt. Der Choral, hiernach der einzige Antheil der Musik am Gottesdienste, wenn nicht etwa Vor- und Nachspiele der Orgel in Anrechnung kommen sollen, soll nun alles bestreiten, was man von der Musik begehrt: er empfängt die Gemeinde und soll sie stimmen, er umgiebt als einleitender und Nachgesang die Predigt, er tritt, wo der Geistliche es gut findet, als Zwischengesang in dieselbe ein, er begleitet die Gemeinde zum Abendmahl.

Niemand wird die Bedeutsamkeit des Chorals, dieser eigentlichen Stimme der Gemeinde, verkennen. Aber das Bedeutsamste und Mächtigste schwächt sich im Uebermaß der Verwendung.

So ist es nicht immer gewesen. Die katholische Kirche hat neben dem Choral (der allerdings bei ihr von minderer Wichtigkeit ist) das Hochamt und mancherlei andere Verwendungen der Musik; so auch hatte die lutherische Kirche ihre

Kirchenmusiken, und hat sie noch jetzt, wenngleich nur in vereinzelten Kirchen, und nicht in gleicher Bestimmtheit dem Gottesdienst als wesentlicher Theil desselben eingeordnet. Als Hauptwerkzeug für diese Kirchenmusiken dienten bekanntlich die Stadtchöre, deren einige (der Thomanerchor in Leipzig, der Dresdner, der frühere hallesche Chor) sich einen bleibenden Ruhm erworben haben. Zu gleichem Zwecke ist vor ein paar Jahrzehnten der Domchor in Berlin gegründet worden; seine Leistungen, zunächst der Domkirche zugewiesen, haben weithin verdiente Anerkennung gefunden.

Allein von zweierlei Annahmen kann nur eine gelten. Entweder ist Kirchenmusik ein wesentliches Erforderniß auch für die evangelische Kirche; dann muß jede Kirche mit ihr ausgestattet sein. Oder sie gehört nicht als wesentlicher Bestandtheil in den Kreis des Gottesdienstes; dann muß sie als ein Fremdartiges und Zerstreuendes aus jeder Kirche verbannt werden. Daß übrigens die Einrichtung solcher Kirchenmusik für alle Gemeinden insgesammt durchführbar ist, und zwar ohne nennenswerthen Aufwand und ohne auf besoldete, häufig in Almosenform unterhaltene Chöre zurückzukommen, ist bereits anderswo nachgewiesen.

Wohl mag man die Fürsorge für diese beiden Punkte wenig bedeutend nennen; es kam nur darauf an, ein paar Momente, gleichviel welche, zu bezeichnen, in denen sich der Wirkenskreis erkennen ließe, der sich der Staatsgewalt darbietet. Allen Bethätigungen in dieser Richtung liegt nur ein einziger Beweggrund unter: die ganz frei über das Vor-

handene hinausreichende Anschauung des Kirchenwesens, wie dasselbe sein sollte, um der christlichen Idee zu entsprechen, oder doch möglichst nahe zu kommen. In diesem Sinne nur kann ihr ideale Natur beigemessen werden.

Noch einmal sei bemerkt, daß es gar nicht auf die angeführten Momente um ihrer selbst willen, um ihrer eigenthümlichen Bedeutsamkeit willen hier zu thun war. Es lag vielmehr die Absicht zum Grunde, einer häufig zu beobachtenden Verengerung des Gesichtskreises auf dem Felde der Politik entgegenzutreten. Man ist oft geneigt, für die höhern idealen Gesichtspunkte nur die allgemeinen, das Ganze des Staats betreffenden Angelegenheiten hervorzuheben: Verfassung und deren Aenderung, auswärtige Politik und dergleichen mehr. Es muß klar werden, daß derselbe Sinn, welcher das Ganze umfängt, dieses Ganze auch in all' seinen Theilen zu durchdringen hat, wofern nicht das Ganze in Zwiespalt und Widerstreit fallen und sich selber von innen heraus hindern und hemmen, wo nicht zu Grunde richten soll.

Darin eben liegt die Energie und die schöne Harmonie der klassischen Staaten, namentlich der hellenischen, und ganz besonders der von Athen und Sparta, daß in ihnen alle großen Kreise des Lebens: Religion, Staatswesen und Kunst, — Erziehung, bürgerliches Leben und Kriegswesen im machtvollen Einklang zusammenwirkten. Wenn der höchste der hellenischen Dramatiker, Aeschylus, den Vorhang sinken ließ, und die Schaubühne mit seinen uner-

reichten Gebilden — seiner Orestie, seinen Persern, seinem Prometheus — sichtbar war: so waren die Gottheiten, welche man auf der Bühne anrief und persönlich erscheinen sah, die Götter des Volkes selber, so war der Vorgang die Geschichte derselben Athener (oder ihrer Vorfahren), welche sich als Zuschauende versammelt hatten; die Beute, welche mit dem prunkvollen Siegeszug vorübergetragen wurde, das waren die wirklich erkämpften Trophäen des ruhmvollen Krieges, der Dichter hatte selber mitgekämpft gegen die Uebermacht der Barbaren, er und seine Brüder hatten ihr Blut vergossen, dieses Tages Feier zu erreichen, zu der jetzt alle Künste zusammenwirkten, um das erhabene Bild der All-Einheit des Volkslebens zu verklären.

Weit sind wir Neueren von gleichem Einklang des Lebens entfernt. Wir dürfen es ohne Schmerz und Beschämung gestehen; denn unsere Aufgabe ist eine unendlich umfassendere und tiefergreifende, als die der antiken Welt auf ihrem sehr beschränkten Schauplatze. Aber vergessen dürfen wir das Vorbild nimmermehr; es deute hin auf jenes höhere Ideal, das unserm Leben als Ziel gewiesen.

Staatsformen.

In mehrfachen Gestaltungen haben von je her die Staaten sich auferbaut. Despotie, in welcher unbedingte Willkür eines Einzelnen alle Entscheidung an sich genommen haben soll, — Monarchie, in welcher wiederum ein Ein-

zelner die Summe der Macht in Händen hielt. aber an vernunftgemäße, auch wohl im voraus durch Herkommen und Gesetz festgestellte Grundsätze gewiesen und gebunden war, — Republik, in welcher die Macht und ihre Ausübung in die Hände der Staatsangehörigen gegeben war: dies sind die Grundformen, welche indessen vielerlei Wendungen erfahren und vielfache Uebergangs- und vermittelnde Formen zulassen.

Die Despotie ist in Wirklichkeit keineswegs so ganz unbeschränkte Willkür, als man ihrem Begriffe beimißt; irgendwo tritt ihr Herkommen, Religion und Priesterthum, oder der Rath der Kundigen und Weisen (die Ulema's der Türkei) beschränkend, maßgebend gegenüber. Wiederum kann die Monarchie selbst bei redlichem Willen der Herrscher sich einer Hinneigung zu despotischem Gebahren nicht überall enthalten, es kann bisweilen zum wahren Gedeihen des Staats und seiner Angehörigen rathsam erscheinen; man bezeichnet es dann als aufgeklärte Despotie. Die Republik nähert sich von ihrer Seite dem Monarchismus, indem sie die Entscheidung und Macht aus den Händen des gesammten Volks in die der Vornehmen oder Auserwählten (Aristokratie, — im Gegensatze zu Demokratie) überträgt. Von der andern Seite neigt sich die Monarchie (die nun den Unterscheidungsnamen absolute Monarchie fordert) zur Republik, indem sie sich mit den Boten der Aristokratie, mit Ständen oder mit den vom ganzen Volk auserwählten Abgeordneten umgiebt, um ihren Rath zu vernehmen und ihnen einen Antheil an der Macht der Entschließung zu übertragen. Dies ist im

Gegensatze zur absoluten Monarchie der Verfassungs-stäat, der wiederum gar mancherlei Gestalten zuläßt, auch vielfache Täuschungen unter seiner oft tröstlichen, oft sogar glänzenden Hülle birgt. Denn bald sind die Stände, welche allein oder neben den Volksabgeordneten berufen werden, ihrer ehemaligen Macht und Bedeutung und der getreuen Betheiligung für das Staatswohl verlustig gegangen, trachten nur noch nach der Aufrechthaltung ihrer Vorrechte und Vortheile; bald sind die angeblichen Vertreter des Volks gar nicht vom ganzen Volk und aus demselben erwählt, sondern nur aus willkürlich bevorzugten Klassen, z. B. aus den Bemittelteren, weil man — höchst willkürlich — annimmt, der reichere Besitz werde zu reicherer Geistesbildung benutzt und gebe Bürgschaft für festere Sittlichkeit und Gesetzlichkeit.

Ein merkwürdiges Beispiel dieser gleißenden Zwischengestaltungen gewährt das heutige England. Es nennt sich Monarchie, und umgiebt die Person des Monarchen mit einem Pomp, der einen Theil mittelalterlicher Adoration bewahrt hat. In Wahrheit aber steht diesem Monarchen nur der allerkleinste Theil der Machtfülle im Staate, ja streng genommen nur ihr Schein zu. Das Haus der Gemeinen aber ist, auch nach der Reformbill, weit entfernt, mehr als einen kleinen Theil des Volks zu vertreten, und die Wahlen zu demselben sind offenkundig ungesetzlichen und unmoralischen Triebfedern dahingegeben.

Ein Gegenbild hierzu bietet das heutige Frankreich. „Nur ein Wille soll in meiner Familie und in Frankreich

gelten, der meinige," — so hat im Widerhall jenes „l'état c'est moi" Ludwig's XIV. der jetzige Imperator erst in unsern Tagen ausgesprochen. Im Munde Ludwig's XIV. war jenes Wort der zutreffende und scheulose Ausdruck eines Absolutismus, der nur die Willkür und den Vortheil seines Trägers, keine Schranken, kein Gesetz der Vernunft, des Rechts, der Sittlichkeit anerkennt. Der neueste Herrscher dagegen spricht beharrlich aus: daß Imperialismus und Napoleonismus die Bestimmung hätten, die Republik, die Demokratie zu schützen. Und als einzigen Beweis hat er nichts als das allgemeine Stimmrecht emporgehalten, sogar in auswärtigen Gebieten aufzurufen, um die Zustimmung des Volks zur Einverleibung in Frankreich oder zu sonstigen, dem Herrscher bequemen Beschlüssen zu gewinnen, — wenigstens ihren Schein, da die Abstimmungen keiner andern Prüfung unterliegen als der des Veranstalters, der sie für den eigenen Vortheil in Bewegung gesetzt.

Das Volk im Staate.

Allzu abstrakt würde man verfahren, wollte man das Staatswesen als eine nun einmal fertig gewordene Gestaltung betrachten, ohne immer wieder auf die Menschen zurückzublicken, welche durch ihren Zusammentritt den Staat bilden. Sie haben sich mehr oder weniger unbedingt in den Staat hinein-, ihm hingegeben; aber sie hören nicht auf, als Einzelwesen mit dem Festhalten und Geltendmachen ihrer

Eigennatur fortzubestehen und dieselbe auch, so weit es geht, am Staatswesen selber zur Geltung zu bringen. Welches auch die Verfassung eines Staats sei, immer wird sie durch die Art des Volks mitbedingt werden, aus dem und für das sie entstanden ist. Diese Volksart besteht dann neben allen geschriebenen Gesetzen gleichsam als ungeschriebenes Gesetz, und macht sich neben jenen, ja, nicht selten gegen sie, geltend. Ein Beispiel dafür giebt die Preßverfassung in England. Dem geschriebenen Gesetze nach ist die Presse unbedingt frei. Gleichwohl findet diese Freiheit in dem stillschweigenden Widerstande der Volksmeinung gegen gewisse und zwar bedeutende Gegenstände öffentlicher Erörterung ihre unzerbrechbare Schranke. Nach dem geschriebenen Gesetze könnten Ausführungen gegen das Recht und die Würde des Herrschers, gegen Inhalt und Stellung der herrschenden Hochkirche ꝛc. nicht verhindert werden. Allein vergebens würde man in England Drucker, Verleger und Vertreiber für dergleichen Schriften suchen. Aehnliche Schranken haben sich selbst in dem ehrlichsten Staatswesen, in dem von Nordamerika, gezeigt.

Ueberblick.

Eine Reihe von Momenten des politischen Lebens liegt vor uns. Man denke sie sich, so weit man wolle, vervollständigt: wo findet hier Idealität eine Stätte, sich zu bethätigen und geltend zu machen? — haben wir es nicht doch

blos mit Thatsachen und ihrer Anschauung und mit Gedanken, die sich daran knüpfen, zu thun?

Dem äußerlichen Anblick nach muß Ja geantwortet werden. Allein auf dem Lebensgrunde, aus dem das Staatswesen erwächst, zeigt sich der Hergang als ein anderer.

Die Verhältnisse, welche zu dem Staatsbau führen, fordern oft eine Schnelligkeit der Entschließung, welche der langsamen Entwickelung des urtheilenden Verstandes weit voraus eilt. Dies muß sich so verhalten; man erwäge nur die grenzenlose Vielheit aller Verhältnisse, aller zu vereinenden Persönlichkeiten und Interessen, aller Gestaltungsformen! Wer vermöchte sie Punkt für Punkt zu durchforschen, zu prüfen, zu sichten, zu vereinen! und wenn es Einer unternähme, wieviel Zeit bedürfte es für die Riesenarbeit! Und wieviel würde sich während des Verlaufs dieser Zeit an den Verhältnissen ändern, mit deren Voraussetzung man die Prüfung begonnen.

Nein! so wenig man die Gottheit errechnen kann, eben so wenig kann der Schritt für Schritt nur vordringende Verstand das Wesen des Staats erfinden. Es muß dafür ein Urbild im Menschen vorhanden sein, einer Erscheinung gleich (was ja jedes Ideal in Wirklichkeit ist!) an Schnelligkeit und Unmittelbarkeit aus seinem Geiste auferstehen. Die Ideen: Staat, Gerechtigkeit, Republik, Monarchie, — sie sind nichts Erdachtes; sie sind Ideen-Urbilder, Zielpunkte, die gewonnen sein müssen, bevor der prüfende Verstand und die verwirklichende Thatkraft herantreten, ihr Geschäft zu vollführen.

Idealität im Gebiete der Kunst.

Die Kunst, — dies Wort gelte für den Inbegriff aller Künste mit Einschluß der Dichtkunst, — die Kunst ist ihrem Wesen nach durchaus idealen Ursprungs und idealer Natur.

Das Leben in all' seinen Gestalten, wie die Wirklichkeit sie unserm Auge vorüberführt, verdichtet sich (Dicht-kunst) und verklärt sich vor dem Auge des Geistes aus der verschwimmenden Unbestimmtheit leiblichen Ueberhinschauens, aus der Vermischung mit Fremdartigem und Unzugehörigem und aus dem schillernden Hineinleuchten sachfremden Lichtes vor dem Auge des Geistes zu einem gereinigten, scharfbestimmten Bilde vom Wesen des Dings. Aber es ist nicht der körperlose Begriff, den der künstlerisch geschäftige Geist herauszieht aus der Substanz; es ist eine zweite Schöpfung, eine zweite Geburt desselben Wesens, nur von allem Unwesentlichen gereinigt und frei. Der Geist des Künstlers hat dies neue Wesen rein aus sich geboren; selbst der Stoff, aus dem er es bildet, — sei es Körper oder Farben, oder Schwingungen, die sich aus unserm Leben übertragen in die umgebende Luft, oder umgekehrt, aus ihr Leben und Bedeutung gewinnend, unserm Innern sich mittheilen, selbst der Stoff, er ist der Wirklichkeit entnommen, aber durch seine Wahl und die ihm zuertheilte Bedeutung Eigenthum, Schöpfung des künstlerischen Geistes für seine Zwecke geworden. Auch

von der Dichtkunst gilt dies. Sie stellt nicht das Abbild des äußerlich erscheinenden Lebens dar, sie hat nicht die Fortpflanzung der Lebensschwingungen als Aufgabe übernommen. Nicht das Leibliche selber bringt und bewegt sie; nur die geistige Vorstellung davon ist ihr Gegenstand.

So darf und muß denn ausgesprochen werden, daß der Inhalt der Kunst geistig wie leiblich durchaus idealer Natur ist.

Dies erweist sich schon an dem engen Zusammenhang der Künste mit den idealen Vorstellungen vom Göttlichen. Vates hießen den Alten sowohl die Verkünder des Heiligen, als die Dichter. Lange hörte man behaupten, daß Homer den Hellenen ihre Götter gegeben; und wenn man auch den Ausspruch nicht buchstäblich festhalten darf, so ist doch so viel gewiß, daß Homer (und Hesiod und Phidias mit seinen Genossen) den hellenischen Gottheiten erst bestimmtere Gestalt und festen Halt ertheilt, bis allmälig das hellenische Gottesbewußtsein selber, und mit ihm seine Gestaltungen, in Unbestimmtheit und Nebel zerflossen.

Welches war aber und ist immerdar der Antrieb zu künstlerischer Schöpfung? —

Winkelmann, der tiefsinnigste, noch heute unübertroffene Archäolog, — so unvollständig auch in seiner Zeit das Wissen von den antiken Kunstwerken war, — beginnt seine Entwickelung von der alten Kunst mit den tiefsinnigen Worten: „Die höchste Schönheit ist in Gott." Er bezeichnet damit den das Weltall umfassenden und durchdringenden Geist als den Grund-

inhalt der Kunst, und von diesem höchsten Punkte ausgehend, habe — so legen wir uns seine Ansicht aus — die Kunst des Alterthums, die Welt aller Gestalten, wieder-schöpferisch und aus dem Geiste gestaltend, durchwandert, von den Olympiern zu den unteren Göttern, von da zu den Halbgöttern, zu den Heroen und geringeren Helden, zu den Weisen, bis hinab zu den Fechtern und Athleten, zu den mythischen und von der Sage bezeichneten Thiergestalten hinabsteigend.

Was aber könnte den schöpferischen Kunstgeist von Gestalt zu Gestalt bewegt haben, wenn es nicht das herzinnige Wohlgefallen, die Liebe zu ihnen wäre, ja bis zu dem Abbilde bestimmter Persönlichkeit ist diese Liebe Bewegerin des künstlerischen Geistes und recht eigentlich Schöpferin. Denn selbst in diesen Abbildern zeigt sich, daß nicht die Wiederholung des Urbilds, wie die mechanisch abgenommene Todtenmaske oder das Lichtbild sie geben, sondern die ideale Auffassung von seinem Wesen der eigentliche Vorwurf des Künstlers sind. In den Abbildern olympischer und pythischer Sieger legten die hellenischen Künstler, dem idealgewohnten Sinne des Volks vertrauend, nur ein sehr beiläufiges Gewicht auf die genaue Nachbildung des Persönlichen; nicht die Persönlichkeit, sondern der ruhmvolle Sieg und der Glanz, den das Vaterland von seinem Ausgesendeten empfing, sollten auf die Nachwelt kommen. Auch die großen Maler der neuern Zeit, die Raphael, Titian, Rubens, Van Dyk, La Roche haben an dieser Richtung mehr oder weniger Theil gehabt,

wenngleich die größere Geltung des Individuums nicht mehr eine Entbundenheit, gleich der hellenischen, gestattet.

Haben wir uns hier der ausschließlichen Betrachtung der Bildkunst zugewendet, so gilt doch dasselbe von den andern Künsten. Ueberall ist Liebe für den Gegenstand — aber für ihn, wie er dem schöpferischen Geiste sich verklärt — das Bewegende und Bestimmende. Ueberall schaltet sie deshalb über ihren Gegenstand ganz frei, nur von der allwaltenden Vernunft geleitet und bedingt. Dem Dichter ist Maria Stuart nicht die gebrechliche, gelähmte, verfallene Greisin; sie blüht ihm in unverwelklicher Jugendschöne, denn nur darin fanden ihre Versuchungen, ihre Fehltritte, ihr rächendes Geschick, Ursprung und Verständniß.

Ebenso hat lange genug die Tonkunst mit Tönen und Rhythmen gespielt und aus diesem „spielseligen Leben" (Jakob Böhm) Seligkeiten geschöpft, ja den Widerschein des „himmlischen Freudenspiels" zu schauen vermeint. Dann hat sie in diesen Schwingungen und ätherischen Linien die Regungen der eigenen Seele vernehmen gelernt, bis sich zuletzt (Beethoven) der zum Selbstbewußtsein erhobene Geist auch in dieser Sphäre erkennen gelernt.

Es ist nicht vonnöthen, diese Betrachtungen hier weiter zu verfolgen; eine andere Stelle wartet ihrer. Nur noch auf Eins muß hier aufmerksam gemacht werden: auf die hohe Wichtigkeit, welche die Beobachtung der Idealität im Kunstgebiete für die allgemeine Erkenntniß derselben hat.

Sobald wir uns erst von der ängstlichen Gebundenheit frei-

gemacht haben, welche der stets unbestimmt bleibende Begriff von Schönheit, als dem Zweck oder Gegenstande der Künste von den Hellenen bis auf unsere Tage ausgeübt, sobald wir uns, nach dem Beispiel des Naturforschers, zu der unbefangenen und voraussetzungslosen Betrachtung der Kunst und ihrer Werke erheben, werden wir unter andern gewahr, daß uns nirgends so klarer und tiefer Einblick in das Wesen der Idealität gewährt wird, als hier. Die Stätte, auf welcher Ideale vom Göttlichen erwachsen sind, sie verschließt sich, sobald der Schöpfer eines solchen Ideals, — sei er ein Gottgesandter, ein Mund des Gottes (Prophet), Weiser, Dichter, der verkündet, was im Gesammtbewußtsein eines Volkes erstanden ist, — seine Sendung vollbracht. Hier giebt es keinen Augenschein, der den Beobachter leitete; nur das fertige Jedeal kann, wie es erscheint und wirkt, beobachtet werden. Auch den Zeitgenossen eines solchen immerhin seltenen Ereignisses entgeht die Gelegenheit der Beobachtung, da dasselbe unvorhergesehen, anfangs unbeachtet, dann von zwiefachen Schleiern, des Unglaubens und Glaubens, verhüllt hervortritt, das reine Bild aber, je ferner von seinem Ursprung, desto fremdartiger in schwankende Umrisse und Scheine verfließt.

Noch zweifelvoller haben wir die Beobachtung der Idealität im Gebiete der Politik finden müssen, wo dieselbe allzu eng von der vielfältigsten Realität umdrängt und bedingt, kaum von ihr auch nur gedanklich loszulösen ist.

Ganz anders im Gebiete der Künste. So lange eine Kunst besteht, schafft sie, denn eben im Schaffen erweist sich

ihr Leben. Der Stätten ihres Schaffens sind unbestimmbar viele, ihre Thätigkeit aber ist für das geistige wie leibliche Dasein unverfänglicher, nicht so tief und so jäh eingreifend, daß sie sofortige Gefahr drohend erschiene und damit den Blick des Beobachters verwirrte.

Hier also enthüllt, mehr als irgendwo, die Idealität ihr Wesen.

Hier können wir zuverlässiger als irgendwo ihren Quell in der verklärenden Liebe zum Gegenstande schauen. Jeder Liebende, der in seiner Geliebten die höchste Vollendung des ganzen Geschlechts erblickt, er gehört, — gleichviel wie fern wir seiner Auffassung stehen, gleichviel wie humoristisch jeder Liebende jeden andern widerlegt, der das weibliche Ideal mit gleicher Zuversicht ganz wo anders schaut, — der Reihe ideal Schauender zu, welche andern, höher stehenden, bis zu der Idee der Gottheit hinanführenden Urbildern zugewendet sind. Und in ihnen allen waltet derselbe Urtrieb verklärender Liebe.

Hier auch lösen sich die Fragen von dem Erstehen des Ideals, — ob es sich aus der Wirklichkeit auferbaue? ob der Geist es, sich selber überlassen, aus sich selber hervorbringe? Fragen, die so widersprechende Antwort gefunden, sicher und friedlich. Ja! das Ideal erwacht an der realen Wirklichkeit, indem ihr Anschauen sie unbewußt, unabsichtlich, unvermerkt reinigt, vergeistigt, verklärt. Ja! der Geist bringt es aus sich hervor, indem sein inneres Weben aus körperlosen Vorstellungen und Gedanken sich in mächtigem Ringen Gestalt gewinnt, und zwar die höchste,

nicht für das leibliche, nur für das geistige Auge. Nichts wäre leichter, als den einen wie den andern Ursprung bald an diesem, bald an jenem Kunstwerke nachzuweisen, lägen nicht solche Nachweise zahlreich genug und Allen erlangbar vor.

Ja, selbst der Gang idealen Bildens öffnet sich dem Auge zu einem wenigstens flüchtigen Einblick. Der Künstler weiß, und wir können von ihm erfahren oder an ihm beobachten, daß das Kunstwerk, so langsam auch seine Durchführung vorschreite, in seinem Ursprunge die Schnelligkeit des Blitzes mit der Unfehlbarkeit des Instinkts vereint. Wie der Instinkt das Thier sicher auf das Zuträgliche, hinweg von dem Schädlichen, hinzieht, so lenkt den Künstler, der in ihm wesende Zug des Geistes — gleichsam ein geistiger Instinkt gegenüber dem leiblichen, der untermenschlichen Kreatur — mit Unfehlbarkeit auf sein ideales Ziel hin. Und so wird sein Ideal nicht langsam und gleichsam stückweis (wie Unkundige des Künstlerwesens vom Praxiteles gefabelt: er habe Aphrodite's Bild aus sieben hellenischen Schönheiten zusammengetragen, dem Munde der Einen die Nase der Andern aufstülpend 2c.) zusammengetragen oder zusammengedacht, sondern: jetzt ist es noch nicht, und jetzt, einer Erscheinung gleich, ist es, und ist ganz und vollständig da. Im Künstler, wie in jedem ideal Schaffenden glimmt ein Funke jenes schöpferischen Urfeuers, von dem die Bibel aussagt: Und Gott sprach, es werde Licht! und es ward Licht.

Ein Letztes, wenngleich weniger Wichtiges kann hier

noch beobachtet werden: die Zurüstung des Menschen, in welchem ein Ideal erstehen soll.

Es ersteht in der Urplötzlichkeit, mit welcher der Blitz aus den Wolken niederleuchtet. Aber die Wolken haben sich zusammenziehen und den Stoff für den Leuchtstrahl zusammenströmen müssen. So auch muß in dem Geiste, in welchem ein Urbild erstehen soll, die Summe der Kräfte des Denkens, der Vorstellungen, der unwiderstehlichen Antriebe zusammenfließen, aus denen das Urbild wird, und ohne die es nicht werden könnte. Ueberall können wir beobachten, wie nothwendig dem Künstler für sein Schaffen solche Zurüstung ist; Raphael hat viel auf Töpfergeschirr malen und viel bei seinem Meister üben müssen, bevor er an seine Sixtina gelangen konnte. Und nicht blos Kunstübung, sondern der ganze Zuschuß reicher Lebenserfahrung, zuletzt gar der ganz unberechenbare Zusammenklang mit Idee und Bedürfniß der Zeit müssen zusammenwirken, damit das Ideal erstehe und hinausschreite in das Leben.

Aber die Wolken sind nicht der Blitz, und die Zurüstungen sind nicht das Ideal, sondern nur die verborgen bleibenden Vorbedingungen.

Zweites Buch.

Hinausschreiten des Ideals in das Leben.

Das Ideal, wir haben es bereits erkannt, ist nicht die Wirklichkeit, in welcher die Außenwelt vor unser sinnliches Auge tritt, sondern ihr gereinigtes und verdichtetes Abbild im Geiste und für denselben. Ihm steht die Wirklichkeit als der andere Pol gegenüber. Beide Pole aber fordern und suchen einander, die Wirklichkeit erweckt in unserm Geiste das Idealbild, das Idealbild strebt, in der Außenwelt die ihm entsprechende Wirklichkeit zu gestalten.

Nun ist im ideal schauenden Geiste, gleichviel wann und wo, irgend ein Urbild erstanden und tritt heraus. Wie werden die Menschen umher es anschauen und auffassen?

Ursprünglich muß es ihnen neu, fremd, dem bisherigen Inhalt ihres Bewußtseins widersprechend sein.

Je nach ihrem Standpunkt und ihrer Befähigung werden sie sich dem Neuen näher oder ferner, verwandter oder fremder finden; sie bringen, was sie bisher geschaut und ge-

dacht, herzu; wie könnte es anders sein, als daß eine Mischung des Neuen mit dem Vorhandenen ein Ueberfließen des Einen in das Andere vor sich ginge? Hier also treten jene Mittelgestalten in das Leben, welche als verbindende Glieder von einem Urbilde rückwärts in die Zeit vorher und vorwärts in die Folgezeit reichen.

Hinausschreiten des Ideals auf dem Gebiete der Religion.

So war schon der Zeit kosmischer Vorstellung das Bild individueller Gestaltungen des Lebens keineswegs fremd; es war nur untergeordnet, mehr nur Symbol der kosmischen Mächte. Umgekehrt ragten die letztern (man denke an den Uranos der Hellenen) in die Periode der Menschengötter hinein. So war ferner den Hellenen die Vorstellung, daß die Gottheit rein-geistiges Wesen sei, keineswegs ganz verschlossen; das Schicksal wußte sie sich nicht leiblich vorzustellen, es war ein rein-geistiges Wesen, das über den Menschen und ebenso über den Göttern menschlicher Gestaltung waltete. Allein diesem Schicksal war, wie gesagt, keine Gestalt verliehen, und eben so wenig ward ihm Verehrung und Opfer gezollt; man mußte es gelten lassen, ohne weitere Beziehung zwischen sich und ihm zu knüpfen.

Die Hebräer faßten, was dem Geiste der Hellenen nur ganz unbestimmt vorschwebte — daß das göttliche Wesen rein-

geistiger Natur sei, als Mittel und Schwerpunkt ihrer Gottes-anschauung, — eigentlich als Ein und Alles auf. Aber schon haben wir gesehen, daß Thierbilder aus Aegypten nicht ganz abgewiesen werden konnten. Früh schon lagern sich ferner die Elohim, denen doch wohl Götternatur nicht abzusprechen ist, um den Thron Jehova's; schon dienen ihm Seraphim und Cherubim, Mächte des Lichts, Lichtstrahlen, — und Mächte der im Sinnbilde des Stiers angeschauten Kraft. Ein eigenthümlicher Kampf vollzieht sich im Geiste dieser Hebräer zwischen der Abneigung gegen bildliche Vorstellung und dem unabweisbaren Bedürfniß derselben; sie umgeben die heilige Bundeslade mit Engelsgestalten, — aber diese verhüllen sich selber dem Anblicke; auf zwei Flügeln schweben sie, mit zwei Flügeln verhüllen sie das Antlitz, mit zweien die Gestalt. Und wiederum greift dieses Volk mit seiner Entwickelung über seinen Standpunkt hinaus in die Folgezeit. Schon ist ihm die Vorstellung, daß Gott der Vater alles Erschaffenen sei, nicht fremd geblieben. Aber nicht diese Vorstellung, sondern die des unbedingt gebietenden Herrn ist die vorherrschende; dies spricht sich überall aus, vornehmlich in dem „Gesetz," das er ertheilt hat und das in Unverbrüchlichkeit feststeht. Selbst nähere Beziehungen zwischen Menschenthum und Gottesthum deuten sich an. Ein uralter König stirbt nicht, sondern wird lebend emporgehoben zum Himmel (Henoch); in ausgeprägterer Bedeutsamkeit fährt Elias, lebend in seinem irdischen Leibe, im feurigen Wagen auf zum Himmel. Ungleich bedeutsamer für uns sind die Rückwendungen innerhalb

der christlichen Kirche. Hier sollte sich die Idee des Christenthums als die wahre Gründerin und Behüterin der Freiheit erweisen.

Christus hatte gesprochen: Gott ist ein Geist und soll im Geist und in der Wahrheit angebetet werden. Zugleich war ausgesprochen, daß die Gemeinde „ein priesterlich Volk" sei. Solchen Sinnes hatte Christus seine Jünger, und wer ihn hören und ihm folgen wollte, um sich versammelt; er selber hatte nicht Anlaß genommen, eine besondere Kirche zu errichten und ein besonderes Priesterthum einzusetzen; was er gab, war rein-geistiger Natur.

Mit der Ausbreitung des Glaubens und der Schaarung der Gläubigen zu Gemeindevereinen waren gemeinsame Andachtstätten, Kirchen, und für sie die waltende Obhut von Priestern nothwendig geworden.

Sogleich erfolgte bedeutungsschwer und schlechthin mit Unvermeidlichkeit der Rückgriff in das Vergangene.

Diese in das Unübersehbare wachsende Gemeinden nebst den einzelnen über sie hin verstreuten Priestern mußten im Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit und Einheit erhalten werden; sie sollten in Wirklichkeit eine Einheit, die Christenheit sein. Das aber konnte, den schwankenden unsichern Vorstellungen der Anfangszeit gegenüber, zunächst nicht dem freien Bewußtsein überlassen werden, es mußte sich real, in äußerlich erkennbarer Thatsächlichkeit vollziehen.

So entstand die Einsetzung des Papstthums, unverkennbar nach dem Vorbilde des hohen Priesterthums von Jerusa-

lem, — und gar nicht unbeeinflußt von diesem Vorbilde, obgleich der Papst fest und unbedingt Diener und Verwalter der christlichen Kirche sein sollte und wollte, und die Bezeichnung als „Statthalter Christi auf Erden" ihre tiefe Bedeutsamkeit hatte. Von ihm, als dem Grundsteine, erhob sich in mächtigen jahrtausendalten Wölbungen der Bau der Hierarchie über den ungezählten Millionen der katholischen Christenheit.

Die verwandten Gestalten der griechischen und anglikanischen Kirche können hier bei Seite bleiben. Es ist nicht nöthig, hier die weitere Entwickelung der katholischen Kirche zu betrachten und Schritt für Schritt zu prüfen, wie weit das von Christus gegebene Urbild sich in ihr rein erhalten, wie weit es sich durch die Gegenwirkung des Realen und durch die einstweilen oder für immer unabweislichen Bedingungen desselben hat verschleiern oder verziehen lassen. Einem Theil der christlichen Gemeinden wenigstens war das Festhalten am Papstthum nicht nothwendig, eine Rückkehr in die Freiheit, zu dem „Wort, das im Anfang war" ohne Zwischentritt und ohne priesterliche Vermittelung Bedürfniß und geboten. Sie lehnten den Papst und seinen Klerus nebst den Heiligen ab, welche die päpstliche Kirche als Fürsprecher und Mittler zwischen uns und — dem Mittler anruft.

Dies ist der Beweggrund, aus welchem die Reformation hervorgetreten: die lutherische, die reformirte und alle Nebengestalten, auch die der sogenannten Quäker, welche bekannt-

lich für die geistlichen Handlungen jeden aus der Gemeinde berufen und dazu besonders angestellte Geistliche unnöthig erachten.

So breitet sich denn eine ganze Reihe von Gestaltungen der christlichen Kirche vor uns aus. Sie alle sind irgendwo und irgend einmal dem Bedürfniß der Christen in geschichtlicher Nothwendigkeit entsprungen; es ist keineswegs abzusehen, ob nicht noch andere Gestaltungen im Laufe der Zeit hervortreten werden. Sie alle, wie viel oder wenig sie von einander abweichen und welche von ihnen uns Einzelnen gemäßer, dem Urbilde getreuer erscheine, sie alle sind zusammengenommen die eine christliche Kirche.

Wenn aber der sichtbare Einigungspunkt des Papstthums nicht mehr für alle gilt: welches festere und dauernde Band hält sie dann alle zusammen? —

Dieses Band kann kein anderes sein, als jenes Urbild, das von Christus selbst ausgegangen. Wie weit ihm die Glaubenssätze entsprechen, welche das Bekenntniß der katholischen Kirche ausmachen und in die evangelischen Gemeinden hinübergenommen sind, bleibt hier unerörtert. Ebenso darf unerwogen bleiben, mit welchem Grade von Klarheit und Faßlichkeit das Bekenntniß den Grundgehalt der Religion wiederzugeben vermochte. Schwierig, vielleicht unlösbar war die Aufgabe, den unausschöpflichen Reichthum der ursprünglichen Offenbarung in kurze, abstrakt zusammengedrängte Formeln zu fassen. Die Dogmen — das konnte wohl nicht anders sein — leben nicht in ihrem Worte; das Wort, der

Satz hat nur symbolische Bedeutung, wird nur lebendig durch den Sinn, an den es uns mahnt. Ohne diesen Sinn bleibt der Wortsinn leer, ja sinnwidrig, und kann den Geist nicht zum Urbild erheben. So erfährt es jener verlorene König, den der hellschauende Dichter klagen läßt und bekennen:

„Die Worte fliegen auf, der Geist hat keine Schwingen!
Wort ohne Geist kann nicht zum Himmel dringen.“

Ob so viele Geistliche recht thun, den Begehrenden das Glaubensbekenntniß gleichsam als einen Stein hinzuhalten, an dem nichts zu ändern und zu thun ist, aus dem kein Keim hervorbringt, in dem keine Wurzel haften mag, — ob sie daran recht thun, statt den Sinn, der im Steine verborgen, lebendig herauszuführen? — Zwar, wer erläutert, kann irren und irreführen; aber wer aus Furcht, zu irren, schweigt, kann der, todt für die That, Leben spenden? — Tausende und aber Tausende unserer Brüder in Israel treten scheu und trotzig vor dem Worte „Dreieinigkeit“ zurück, weil der tiefe Sinn, der im anscheinend widersinnigen Worte verborgen ruht, ihnen nicht erschlossen wird.

In allen Bekenntnissen, gegenwärtigen und künftigen, die sich an das lebendige Wort vom Christ halten, lebt dieses Wort, gleichviel ob mehr oder weniger verdunkelt und verstellt; aus jeder Verdunkelung und Verstellung kann zur Wahrheit durchgedrungen werden, so lange ihr das Urbild erhalten bleibt.

Abwendung vom Ideal.

Wie Schlaffheit und unlauterer Wille sich von dem Urbilde des Christenthums hinwegverlieren, das ist hier nicht in Betracht zu ziehen. „Viele (hat schon Christus gesagt) werden mich bei meinem Namen rufen, und ich werde ihnen antworten: Ich habe euch nie gekannt.“ Auch jenes Wort, das dem Christ dichterisch und prophetisch in den Mund gegeben: Venio iterum crucifigi (Ich komme, abermals den Kreuzestod zu leiden!) hat blutige Wahrheit in sich. Dies Alles jedoch bleibt hier bei Seite. Denn die einzelnen Sünden und Missethaten, häuften sie sich auch höher als die höchsten Berge, wollen gar wenig bedeuten gegen die Hoheit der Idee, welche das Christenthum in sich trägt. Nicht auf gewisse Zeit, gleich den Häusern in London, die auf 99 Jahre gebaut werden, oder gleich den Vorbereitungsschulen, welche zu andern Schulen erst hinführen sollen, — nicht auf gewisse Zeit ist die christliche Idee gegeben, sondern für alle Zeit. Die Ziele, z. B. gleich das nächste: „Liebe Deinen Nächsten als Dich selbst,“ sind so hoch und weit gesteckt, daß eine endlose Staffel nach ihnen hin zu erklimmen ist, und daß eben hierin Trieb und Pflicht ewigen Fortschrittes begründet sind. Auch hierin hat der große Dichter tiefsinnig das Rechte getroffen. In seinem Shylok stellt er — nicht irgend einen einzelnen Juden, sondern das Phantom des Hasses und Rachedurstes auf, das jahrtausendelange Mißhandlung im Herzen der überallhin versprengten und verfolgten Ueberbleibsel

jenes Volkes hat ausgähren lassen. Und wen stellt er diesem Shylok gegenüber? wer ist dieser „königliche Kaufmann?“ — Flache, gar nicht gehaltvolle Persönlichkeiten sind es, weit nachstehend an Energie und Bestimmtheit des Wollens jenem Shylok, dem sie und die Andern von lange her das Herzblut vergiftet haben. Dies zeigt eben die Tiefsinnigkeit des Dichters. Nicht Person gegen Person sollte hier gewogen werden, sondern es stand Christenthum und Judenthum, das mißhandelte, gegen einander. So auch wollen und müssen wir die unzählbaren trefflichen Eigenschaften und Handlungen der Israeliten, z. B. ihre von ihrem Gesetz schon gebotene und rücksichtslos Glaubensgenossen und Fremden zu Gute kommende Wohlthätigkeit verehren und dankbar anerkennen. Wir alle, Juden und Christen, müssen mit Jenem auf Golgatha ausrufen: „Gott sei mir armen Sünder gnädig!“ Aber keine Gutthat und keine Schwäche der Einzelnen ändert das Mindeste an dem Ideal, das hüben und drüben das Bestimmende ist.

Nicht von diesem Allen soll also die Rede sein. Eben so wenig von den Begriffen, welche dieser, jener Philosoph an die Stelle des christlichen hat setzen wollen. Mag denn Spinoza die Gottheit als „die Substanz“ bezeichnen, als das auf sich selber Beruhende, — mag Schopenhauer den Willen im Menschen als das Bestimmende bezeichnen (aber bedarf nicht der Wille, um zu entstehen und wirksam zu werden, zuvor einer Festsetzung seines Ziels, möge diese vom Verstande oder von der Vernunft ausgehen?) und als

das den Willen der Menschen Hervorrufende den „Willen des Willens;" — mögen Andere sich anders, deistisch, pantheistisch und wie sonst, bestimmen. Auch mit den französischen Materialisten des vorigen Jahrhunderts und ihren Anhängern haben wir uns hier nicht einzulassen. Mag denn Lamettrie uns als Mechanismen (l'homme machine) proklamiren! — er glaubt es selbst nicht! oder mag Laplace auf Napoleon's Frage nach seiner Meinung von der Gottheit eine Prise Spaniol (er bedurfte dessen) in den weiten Naslöchern aufziehend, antworten: Sire, ich bedarf dieser Hypothese nicht! — versichern: die Weltkörper seien aus dem in Wirbelbewegung kreisenden Aether entstanden, wobei nur die kleine Frage übrig bleibt: wer denn den Aether geschaffen? und in Wirbelbewegung gesetzt? und die Wirbel so gelenkt, daß daraus wohlgeordnete, genau abgewogene und nach tiefem Gesetz laufende Weltkörper sammt allem Uebrigen entstanden sind? das Alles bleibt hier bei Seite. Nur eine Wendung des forschenden Geistes muß in das Auge gefaßt werden, da sie unmittelbar das Wesen des Ideals aufzuheben und in sein Gegentheil, endliche Bestimmung zu verkehren trachtet. Und diese Bewegung hat zu ihrem Quell einen wahrhaft edlen Trieb, und zu ihrem vornehmsten Vertreter keinen geringern Mann, als den hochachtungswürdigen und hochverdienten David Strauß.

Der Trieb, welcher Strauß wie seine Vorgänger und Mitarbeiter geleitet, ist kein anderer, als das unerschrockene und unbedingte Ringen nach Wahrheit und sicherer Erkennt=

niß auch auf dem Boden der christlichen Religion. Strauß ist zuerst — zwar in deutscher, allem Volk offener Sprache hervorgetreten, doch aber nach Inhalt und Form mehr zu den wissenschaftlich Vorbereiteten gewendet. Dann hat er in einer zweiten Ausgabe seines Werkes dieselben Gedanken mit der ausgesprochenen Absicht für das ganze Volk, auch für die Ungelehrten, dargelegt.

Man müßte dem Gedanken der Freiheit, namentlich der geistigen Freiheit, welcher ein Grundzug am christlichen Ideal ist, abfällig werden, wollte man jenem Trieb und der daraus entsprungenen That ihr Recht verkümmern; sei dieselbe sogar irregehend, dennoch ist sie der Idee des Christenthums, seiner Freiheit und seinem ganz unbeschränkten Ringen nach Wahrheit entsprungen und zugehörig. Aber mit derselben Offenheit, welche wir an Strauß ehren, muß bezeichnet werden: wo sein Weg von der richtigen Linie abbeugt.

Um es mit einem Worte zu sagen: ihm hat sich das Ideal, das Urbild, vor dem er stand, unvermerkt in endlichen Begriff verwandelt.

Den Anstoß dazu hat das Streben gegeben, in jenen Vorgängen, welche dem Namen und der Person Christi entflossen sind, die geschichtlichen und geschichtlich erweisbaren Momente von dem zu scheiden, was nicht geschichtlich, nicht real bestehend ist, sondern übersinnlichen Vorstellungen und Hinzudichtungen angehört. Das Uebersinnliche und daher nicht real Erweisbare soll abgelehnt, dabei aber der gedankliche Inhalt festgehalten werden. So verwandelt sich denn

das Evangelium in eine Summe von Gedanken, theilweis auf geschichtliche Momente gestützt, und dabei umkleidet mit Bildern in der Gestalt von Anschauungen, welche Strauß als das Vergängliche im Christenthume bezeichnet, im Gegensatze zu dem Bleibenden und Ewigen, nämlich zu dem in jenen Bildern enthaltenen gedanklichen Kerne. Der nächste Anstoß für diese Richtung ist, wir wiederholen es, die Scheu, sich auf Uebersinnliches, real und geschichtlich nicht Erweisliches einzulassen. Hiermit spaltet sich denn die Ueberlieferung, welche uns das Urbild des christlichen Glaubens dargeboten, in zwei durch weite Kluft geschiedene und nicht wieder zu vereinende Hälften. Geschichtlich unzuverlässig soll die Ueberlieferung der Evangelien sein, weil dieselben erst spät, lange nach dem Hinscheiden Christi, abgefaßt seien, — und weil sie in gar mancherlei Momenten von einander abweichen, ja einander widersprechen. Der scharfsichtigste Kämpfer auf diesem Felde ist Bruno Baur, auf den Strauß Bezug nimmt.

Das Uebersinnliche und darum nicht Glaubhafte soll in den Wundern hervortreten, mit denen Geburt, Wirksamkeit und der Tod Christi mit den Folgemomenten (Auferstehung, Erscheinung vor Paulus, — setzen wir hinzu vor Magdalena im Garten und den Jüngern) umgeben ist.

Allein — ist denn die Grenze zwischen dem Realen und sinnlich Erkennbaren einerseits und dem Uebersinnlichen andererseits so bestimmt gezogen und erkennbar? — Ist nicht bekannt und oben schon angedeutet, daß auch die sinnliche

Erkenntniß keineswegs absolute Sicherheit gewährt? und wo können wir, von ihr weiter und weiter in das sogenannte Uebersinnliche dringend, dessen Grenze ziehen? Die Naturforscher weisen die regelstrenge Krystallisation auf; sie wissen, daß dasselbe Gesetz unverbrüchlich waltet, wo und wann irgend derselbe Krystall sich bildet. Sie haben scharfsichtig genug Gestalt und Wachsthum der Pflanzenwelt beobachtet und das treue Festhalten jeder Pflanzenart an der ihr gewiesenen Form erkannt. Näher dem Geistigen stehend hat die Physiologie nicht blos die Formen und Lebensbedingungen der Geschöpfe, sondern mit Hülfe der organischen Chemie auch die Stoffe erkannt, aus denen der Leib sich zusammensetzt und erhält. Aber — wer hat dem Steine und der Pflanze jenes Gesetz ihres Werdens und die Form ihrer Ausgestaltung ertheilt? Und wie ist es geschehen, daß diese für das Werden des Leibes bestimmten Stoffe sich zusammengefunden und in der rechten Weise verbunden haben? — Wollen wir nun jene Kraft, welche die Stoffe in krystallischer Form, welche andere Stoffe zur Gestalt der Pflanze zusammenfügte, als übernatürliche oder als natürliche bezeichnen? —

Hier, vor uns hingestreckt schauen wir die Leiche eines soeben Verblichenen. Noch fehlt, so weit wir auch forschen, nichts am körperlichen Bestande. Nur das Leben fehlt. — Was ist das?

Wenden wir uns von diesen bedenklichen Fragen nach Anfang und Ende weg in die Mitte des Lebens. Ich will

meine Hand ausstrecken, und es geschieht. Wie geschieht es? Der Physiologe spricht ganz richtig aus: Die Bewegungsnerven haben die entsprechenden Muskeln erregt, und so ist es geschehen. Aber — wie ist denn mein Wille zu den Bewegungsnerven gelangt?

Dort der Knabe schleudert seinen Stein nach bestimmtem Ziele und trifft. Wie ist ihm das gelungen? Richtung und Entfernung des Ziels, Schwere des Steins, die parabolische Wurflinie, die Kraft des Wurfs, alles das muß genau zutreffen, damit der Wurf gelinge. Wo hat der Geist des unwissenden Knaben dies Alles erwogen und ermessen? und wie hat er Arm und Hand gelenkt?

Hier der Sänger singt einen vernommenen Ton genau in rechter Höhe, selbst mit Nachahmung der Klang- und Lautweise, in der er ihn vernommen. Ja, das Kind, vollkommen unwissend und ungeübt, bildet mit seiner schwachen Stimme die Laute, den Schall nach, die seine Aufmerksamkeit gereizt. Wie geschieht das? — Nur sehr beschränkt fällt die Antwort aus: Für die Tonbildung, lautet sie, ist diese, jene bestimmte Stellung der Kehlkopftheile und Spannung der Stimmbänder erforderlich. Sehr wohl! aber woher weiß und vermag der Sänger, das Kind, diese Stellung und Spannung und dazu alle diese Vorrichtungen für Klang- und Lautweise und für das Stärkemaß zu treffen? —

Hier war die Frage, wie das Geistige auf das Leibliche wirke, und die Antwort ist ausgeblieben. Schreiten wir weiter! Mir ist eine Vorstellung, ein Gedanke, einer aus

den unzählbar möglichen, in den Geist gekommen, woher? — Mein Gedächtniß überliefert aus weiter Ferne Momente, die mir längst entschwunden waren, und andere, vielleicht einen tausendmal gebrauchten Namen versagt es eigensinnig. Der Dichter beschwört eine nie dagewesene Welt aus dem Nichts herauf; der Tonkünstler greift aus unzählbaren Motiven gerade die seiner Gemüths- und Geistesrichtung einzig gemäßen heraus; der Maler zieht seine Linie mit der Unfehlbarkeit des Nachtwandlers, der auf dem äußersten First des Daches sicher und sorglos dahinschreitet.

Wie geschieht das Alles? Wo ist für das Alles reale Erklärung, nur ein Wink zu finden? Sind wir diesen täglichen Wundern gegenüber noch auf realem Boden, oder schon im Gebiete des Uebersinnlichen? — „Auf realem Boden!" wird mir zur Antwort; „denn diese Vorgänge kann Jeder und täglich Jeder beobachten." Allein hierin kann doch wohl nicht das Merkmal des Realen und Uebersinnlichen gesucht werden. Vieles kann nur in weiten Zwischenräumen und verhältnißmäßig nur Wenigen zur Anschauung kommen; und viel Anschaubares ist lange, zum Theil noch jetzt, unerklärt geblieben, folglich sein Standpunkt auf so lange unbestimmt.

Wenden wir uns nun endlich zu jenen Erscheinungen und Ereignissen, die nach allgemeiner Uebereinstimmung dem Uebersinnlichen, dem Uebernatürlichen im Gegensatze zum Natürlichen beigezählt werden; es sind nach der Schriftsprache Wunder, Weissagungen, die ihre Erfüllung gefunden, und Erscheinungen; jene ersten, welche vom gewöhnlichen und allbekannten

Laufe der Natur abweichen, die gewöhnlichen Kräfte der Natur überragen.

Aber, muß wieder gefragt werden, sind wir mit Maß und Grenze der Naturkräfte so genau bekannt, daß wir ihnen ein unbedingtes „Bis hieher und nicht weiter!“ zurufen können? Wie Vieles ist uns allmälig innerhalb des Naturlebens bekannt und geläufig worden, das sich früher unserm Auge und noch länger dem Verständniß entzog? Man denke der Wunderwelt, welche sich erst in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete des Magnetismus, der Elektrizität, durch die Erfindung des Daguerreotyps, der aller Zeit und Entfernung spottenden Telegraphie erschlossen hat! Ist es diesen Erfahrungen gegenüber so leicht, von irgend einem Vorgange festzustellen: er sei ein — vielleicht nur selten hervortretendes und in seinem Zusammenhange mit dem gesammten Naturleben noch unenträthseltes Naturereigniß, — oder ein wirkliches Wunder, das heißt außerhalb des Naturganges stehend?

Solchen wirklichen Wundern meint man oft die Glaubhaftigkeit zu entziehen, wenn man sie gleichsam als Flickarbeit der Vorsehung, als nothgedrungene Nachhülfe bei der Mangelhaftigkeit des ewigen Naturganges ansehen will, — gleichsam als wäre der alles leitenden Weltvernunft erst im letzten Augenblicke des Bedürfnisses die Unzulänglichkeit des Naturganges und die Nothwendigkeit, hier schnell einzugreifen und nachzuhelfen, einleuchtend geworden. Allein wo liegt die Nöthigung zu einer solchen allerdings spottwürdigen Auffassung?

Hat sich unser Gott (wie Elias den Baalspriestern von ihrem Gotte spottend zuruft) etwa schlafen gelegt, nachdem er die Schöpfung vollbracht. Könnten nicht auch die sogenannten Wunder im Plane des Ganzen von Anfang her ihre bestimmte Einordnung — freilich den Menschen unbewußt — gefunden haben?

Und die Weissagungen? Und die Erscheinungen, Gesichte, Stimmen aus unenträthselter Ferne, aus einem Jenseits! Woher wissen wir von dem Allen?

Hat etwa blos die christliche Geschichte von ihnen berichtet? Nicht auch die alttestamentarische? Nicht auch die hellenische, die religiöse Sage aller Völker? — Und ist es nur die Sage auf dem Felde der Religion, die davon weiß? Finden sich nicht etwa in der Profangeschichte, in ungezählten Nachrichten aus dem Leben Einzelner vielfache gleiche Zeugnisse? —

Was die Weissagungen betrifft, namentlich Aussprüche des alten Testaments, welche christlicherseits auf Christus und seine Sendung bezogen werden, so mag dergleichen Bezugnahme mehr oder weniger oft Widerspruch finden. Nachdem das Wort und Werk Christi ergangen und begonnen, bedarf es der Verkündigungen nicht mehr, die ihm seine Bahn öffnen sollten, und bedürften wir noch des Beweisthums der Prophezeiungen, so sind deren aus Christi Munde ergangen und haben sich bis auf diese Stunde als Wahrheit erwiesen. So jenes Wort über unsere zögernden Brüder in Israel, das auf dem Hingange zum Kreuzestode gesprochen worden: „Ihr

Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich; weinet über euch und eure Kinder!" Wie hat dies Wort sich blutig und thränenreich bis auf diese Stunde erfüllt! In der Volkssage vom „ewigen Juden," der nimmer und nirgends Frieden findet und eine Ruhestätte, hat es seinen Wiederhall gefunden.

Wohl mögen wir einräumen, daß gar manche Kunde von Wunderereignissen nichts ist als Wiederhall, willkürliche Nachbildung früherer Kundgebungen. Die von den Aposteln verrichteten Wunder, die, welche die katholische Kirche von Märtyrern und Heiligen erzählt, spiegeln wieder, was zuvor von den Werken Christi berichtet worden.

Gern wird selbst eingeräumt, daß viele dieser Nachrichten auf Täuschung und Betrug beruhen. Allein solche Täuschung setzt schon den Glauben, ja die Ueberzeugung von der Möglichkeit, von dem Vorhandengewesensein eines solchen Vorgangs voraus; sonst würde sie keinen Glauben bei Andern finden. Dies kann man leicht gewahr werden, wenn man die Wirkung solcher Erdichtungen beobachtet, denen die Ueberzeugung des Dichters von ihrer thatsächlichen Wahrheit mangelt. Die Dichtungen aller Sagen und Fabeln, die tiefsinnigen Mähren, welche Dante aus der Unterwelt und den Sphären des Himmels uns hinterbracht, — sie sind reizvoll, verlockend, bedeutsam, tiefsinnig. Aber Niemandem ist je in den Sinn gekommen, ihnen thatsächliche Wahrheit beizumessen. Es scheint doch mit jenen Sagen von Erscheinungen und Wundern ein ander Bewenden zu haben. Wenigstens die Möglichkeit thatsächlicher Grundlagen dürfte nicht so leicht bestritten

werden können, als man oft mit dem nackten Gegensatze von Natürlichem und Uebernatürlichem unternommen hat. Man bedenke, daß auch die geschichtliche Wahrheit vorübergegangener Zeit nur auf Zeugnissen beruht, die meistens weniger zahlreich und auf eine kleine Spanne Zeit und Raum beschränkt sind.

Nicht im mindesten sollte hier ein Beweis für das Uebersinnliche geführt werden; nur erinnern mußten wir daran, daß auch das Gegentheil keineswegs dermaßen feststeht, um mit alten Ueberlieferungen davon kurzweg zu brechen.

Endlich — wenn denn die Grundlosigkeit all' dieser so oft angezweifelten, aber — noch weit öfter geglaubten übersinnlichen Welt dennoch für festgestellt gelten soll, wenn man alle Kunde davon nur dem Drang der Menschen zuschreiben will, Leben und Bewußtsein über die wenigen ihm zugezählten Jahre auszudehnen und die hier nicht erlangte Befriedigung anders woher, aus einem „Jenseits": ist denn nicht auch hiermit ausgesprochen, daß die Vorstellung von einem Uebersinnlichen, die Grenze des realen Naturlebens Ueberfliegenden in dem Bedürfnisse des Menschen ihren Grund hat? — daß sie überall und zu jeder Zeit aus dieser Wurzel, aus dem tiefinnerlichen Bedürfniß des menschlichen Gemüths erwachsen ist?

Aber — sie sind doch nicht wahr diese Wunder und Erscheinungen! sie sollen nicht wahr sein!

Vor allen Dingen: der Glaube an sie, für uns ist er nicht Bedingung und Bedürfniß des Christenthums, denn das

Alles enthält nicht, berührt nicht das Urbild der Religion. Wohl aber steht das fest, daß, was Strauß als bleibenden Kern der christlichen Ueberlieferung bezeichnet, nicht als dieser nackte harte Kern gegeben worden, sondern in der Umhüllung mit dem sogenannten Uebernatürlichen, was als das Vergängliche abgesondert werden soll.

Soviel haben wir schon erkannt, daß die Vorstellungen, die Hinneigung zu dem sogenannten Uebernatürlichen ein tiefer, überall und zu allen Zeiten sich hervordrängender Hang der Menschen ist. Wenden wir uns nun zu den Urhebern der Ueberlieferung. Wie haben wir uns vorzustellen, daß diese, seien es die Evangelisten oder Jesus selbst, zu der Vorstellungsweise gelangt sind, die Strauß in Kern und Umhüllung zerlegt?

Es scheint nur dreierlei möglich.

Entweder haben die Verkünder des Evangeliums, wer sie auch seien, zuerst den sogenannten Kern als solchen gefaßt und darauf willkürlich, aus freiem Entschlusse mit dem sogenannten Mythischen umkleidet, — oder sie haben Kern und Umkleidung ungeschieden und unscheidbar als ein einiges Ganze gefaßt und so gegeben; — möge nun das Uebersinnliche Wirklichkeit, oder ihrem Geiste Nothwendigkeit, Bedürfniß gewesen sein. Die erste Annahme muß sogleich als unstatthaft zurückgewiesen werden. Sie würde darauf führen, daß der vorerst in seiner Nacktheit gefaßte Kern als für sich ungenügend und unannehmbar erschienen wäre und nachhelfender Kunst (wo nicht gar Täuschung) bedurft hätte. Wie unwürdig aber dem ho-

hen Sinne der Verkünder ist diese Anschauung von ihrer Geistesthat. Man sehe sich doch im Gebiete der Dichtkunst und aller andern Künste um. Hat jemals ein Dichter erst den Gedanken seines Werkes hervorgelangt, und dann die etwa zusagenden oder ersprießlichen Bilder zusammengesucht? Hat je der Maler erst die Umrisse geschaut, und dann Licht und Schatten und Farbe herzugetragen? Oder kommt dem Musiker erst die Melodie, und sinnt er nachher auf Begleitung und Instrumentenwahl? Jeder wahre Dichter und Künstler wird Euch das Gegentheil berichten. Wohl mag er thatsächlich mit Entwürfen, mit Grundriß und melodischer Skizze beginnen; nöthig ist auch das nicht. Aber allem thatsächlichen Beginnen voraus hat er seine Schöpfung gleich einer Naturerscheinung in lebendiger Ganzheit vor dem Auge seines Geistes gehabt. Dies Schauen ist der eigentliche Schöpfungsmoment, Ursprung und Erweis des Lebens, das zu Tage treten soll. Alles Weitere ist nur die für das Herausstellen des im Geiste schon Geborenen nothwendige Hantierung. Gluck erklärte seine Oper für vollendet, sobald ihr Bild ihm vor dem Geiste stand, wenngleich er noch keine Note geschrieben hatte; und Raphael's Madonna war in dem Augenblicke geschaffen, wo der Künstler sein Urbild schaute, — nicht die blos nachhelfende Persönlichkeit der Fornarina, sondern seine certa idea.

Und nun frage man sich: mit welchem Rechte jene Scheidung von Kern und Umkleidung unternommen worden ist? — Der Forscher mag ihrer für tiefere Durcharbeitung

bedürfen, wie der Anatom die Zerlegung des Körpers für den Zweck gründlicherer Einsicht unternimmt. Allein das Leben ist dann entflohen, und ebenso beruht das Leben des religiösen Ideals in der Ungetrenntheit und Untrennbarkeit der nur willkürlich und gewaltsam geschiedenen Hälften.

Noch ein Moment aus dem vom Natürlichen gesonderten Uebernatürlichen muß hier in Betracht gezogen werden. Er betrifft die Persönlichkeit Christi.

War er nur Mensch, des Zimmermanns Sohn, und wenn er „Sohn Gottes“ genannt wird, hat dies Wort Bezug auf seine Abstammung von König David? — Oder haben wir uns Gott gleichsam als persönlichen Vater vorzustellen, und Christus als den Sohn der Maria, die ihn durch den von Gott ausgehenden heiligen Geist empfangen? — Oder endlich weiset jenes Wort darauf hin, daß das göttliche Wesen nicht blos in der Welt umher lebt und wirkt, sondern auch im Menschen, in uns, die wir Alle Kinder Gottes sind, nur daß der Name Gottessohn vorzugsweise demjenigen beigelegt ist, von welchem uns das Bewußtsein des göttlichen Webens in uns gekommen?

Die zweite Annahme ist es, welche dem übernatürlichen Gebiete zugehört. Lassen wir sie gelten, so ist keine Frage weiter, woher dem Christ seine Idee gekommen; sie ist ihm unmittelbar von Gott gegeben.

Strauß lehnt die Wahrhaftigkeit alles Wunderbaren, folglich das außerordentlichste aller Wunder, die göttliche Abkunft, ab. Er weist auf den inneren Zusammenhang hin, in

welchem einzelne Lehrsätze Christi mit denen des Täufers, der Essener, griechischer Philosophen, gestanden; hierüber ist das Nöthigste bereits gesagt.

Renan tritt seinem Vorgänger Strauß zur Seite und trachtet, in geistvoller Weise, den psychologischen Nachweis zu geben, wie Christus durch die Natur seines engern Geburtslandes, durch die dort waltenden Verhältnisse und die Sinnesart der Bewohner auf seine eigenen Anschauungen geführt worden; ja, er versichert (zwar ohne Beweis, aber mit dem Nachdrucke von hundert Beweisen), daß das System Christi sich erst während seiner Thätigkeit stufenweise ausgebildet habe, und daß ihm die Ueberzeugung, er selber sei der verheißene Messias, erst durch den Täufer gekommen sei. — Nun wären wir also der Wunderwelt enthoben!

Sei es darum! aber das Eine bleibt doch bestehen, das weltgeschichtliche Wunder (man erlaube den Ausdruck): daß die ganze Weltentwickelung hingedrängt hat auf den einen Punkt, wo kein Fortkommen mehr zu finden war, als durch die Ankunft dessen, durch welchen neue Lebenskraft für die Welt erweckt werden sollte. Und diesem entsprechend das andere Wunder: daß in der Person Christi, gleichviel auf welchen Wegen, alle Anschauungen und Kräfte zusammenströmten für seinen Beruf. Dies Doppelwunder ist wohl ein unleugbares, und scheint uns gewichtiger als das der mystischen leiblichen Erzeugung.

Ueberhaupt muß hier endlich der Werth dieser Wunder erwogen werden, die von der einen Seite, — von den Ver-

tretern der Kirche oder der Mehrzahl derselben — als unerläßliche Glaubenspunkte hingestellt, von der andern, auf welcher wir Strauß, Renan und noch viele andere eben so aufgeklärte und achtungswürdige Männer finden, abgelehnt werden. Welcher der beiden Seiten gehören wir zu? zu welcher würden wir, wenn man uns fragte, hinweisen? —

Sollte es denn aber so nothwendig und wichtig sein, sich für die eine oder andere zu entscheiden?

Wir können nicht zugeben, daß jene Wunder und Zeichen Unmöglichkeiten seien, und meinen schon sattsam darauf hingewiesen zu haben, wie schwankend der Begriff des Wunders, wie unbestimmbar die Grenze zwischen Natürlichem und Uebernatürlichem ist.

Eben so wenig scheint uns der Glaube für all' jene Wunder für den Bestand des Christenthums oder die Ueberzeugung eines Christen von Belang. Denn was bezeuget allgemeinhin jedes Wunder? — die Macht der Gottheit, es zu vollbringen, und den Willen, damit in die Geschicke der Welt einzugreifen. Was wollen aber diese einzelnen Momente bedeuten gegenüber dem Walten einer Vorsehung, die wir, so weit es uns gelingt den Gang der Weltereignisse und den Lebenslauf der Einzelnen zu begreifen, überall sich bethätigen, überall Vernunft und (was dasselbe ist) Liebe und volle Macht ausströmen sehen? — Schon vorher ist das Wort „weltgeschichtliches Wunder" gewagt worden, und nicht ohne Absicht. Nun wohl! Ist denn dieses eine sogenannte Wunder das einzige? Tritt nicht überall, wo wir den Gang der Welt-

ereignisse heller erkennen, im Größten wie im Kleinsten, dieselbe Fügung hervor, unermeßlich weit alles menschliche Vorbedenken, alle menschliche Vorsorge und Macht überragend? Ist nicht eben so wohl jener Winter, der des unüberwindlichen Napoleon Macht brach und der Welt die sonst unerlangbare Befreiung brachte, ein solcher Wunderbeweis? Und ist jener bittere Kelch, den Beethoven zu leeren hatte, jenes Ertauben des Tonmenschen, ohne das er, und mit ihm seine Kunst, nicht in die Sphäre des bewußten Geistes eintreten konnten, — ist das weniger ein Weltwunder als jener erschütternde Schlag, der den Titanen fällte? —

Noch einmal: nicht des einzelnen Wunders bedürfen wir, nicht darum — ob es geschehen? ob es möglich oder nicht? lohnt sich zu streiten; das sind flüchtige Funken aus der hohen, ewigen Flamme, die wir Vorsehung nennen und deren Odem Allmacht und Liebe ist. Ihr allein gebührt der Name Wunder, wenn er überhaupt bestehen und würdig gelten soll.

Wenn wir aber das Uebernatürliche, folglich auch die übernatürliche, menschlich ganz unbegreifliche Abkunft nicht gelten lassen mögen, woher dann jene Idee? —

Wir wissen es nicht, so wenig wir wissen, woher der Künstler sein Urbild, woher jeder von uns irgend einen neuen Gedanken empfangen. Unser Trachten kann uns höchstens geistige Nahrung, gleichsam geistigen Stoff (schon vorhandene Vorstellungen und Gedanken) zugeführt haben, förderlich oder nöthig für die neue Geistesgeburt; denn diese

selber konnte nicht bewußtes Ziel für Wollen und Streben sein, da sie noch nicht vorhanden war. Gegen unsern Willen sehen wir uns so, gerade wie bei den zuvor angestellten Betrachtungen, an die Pforte des Uebernatürlichen zurückgewiesen.

Christus hat ohne Zweifel den Inhalt der israelitischen Lehren und Mittheilungen gekannt; er ist mit seinem nächsten Vorgänger, Johannes dem Täufer, persönlich zusammengetroffen; möglich, daß er vom Geheimbunde der Essener und seinen Lehren Mittheilung empfangen. Ist in dem Allen das Wesen der christlichen Idee, ist mehr darin enthalten, als Hindeutung und Vorbereitung dazu? — Der Verein der Essener war Geheimbund, und schon damit von der Bestimmung Christi, für das ganze Volk, für alle Völker offenbares Gemeingut zu sein, wesentlich verschieden. Ferner der Bund sowohl wie Johannes, sie hatten ihr Absehen auf Buße und Reinigung, waren also durchaus dem Vergangenen zugewendet, brachten keinen Schritt über dasselbe hinaus zu einem neuen Leben. Gerade dies aber war die Bestimmung und das Eigenthümliche des neuen Verkünders.

Es ist hierbei noch ein Punkt anzudeuten, auf den Strauß, wohl mit Recht, gar nicht eingegangen. Die jüdische Tradition nämlich (wie Renan in seinem Leben Jesu aus talmudischen Ueberlieferungen mittheilt) nennt sogar einen „Lehrer" Christi; es ist Hillel, der ein halbes Jahrhundert vor Christus einige, den christlichen verwandte Lehren vorgetragen habe, und dessen Langmuth oder Milde noch heute den Israeliten sprichwörtlich („Hillel's Geduld...") in

Erinnerung geblieben ist. Allein wiederum muß in Erwägung gezogen werden, daß nicht einzelne — selbst nicht viele einzelne Lehrsätze das Werk Christi ausmachen; deren mag er mit Hillel gemeinsam haben, wie er mit andern aus den Büchern des alten Testaments, namentlich der Propheten und Psalmen, zusammentrifft. Nicht hierin liegt, was er gebracht, sondern in der Ueberführung aus dem Zwang des alten „Gesetzes" und der blos vorbereitenden Reinigung und Buße zu dem Liebesbunde, der fortan Schöpfer und Geschöpfe als Vater und Kinder — und alle Menschen als Brüder umfassen und zur Freiheit beglückend herausführen sollte.

Noch eine jüngere Tradition haben die Israeliten in den „Abschnitten" (Spruch- und Gebetbuch) aufbewahrt. Hier wird als persönlicher Lehrer des „Nicht zu Nennenden" (Christi) ein Rabbi Josua genannt, so angelegen ließ man es sich sein, der Quelle nachzuspüren, aus welcher Jesus geschöpft haben könne.

Kehren wir zu Strauß' Entwickelung zurück.

Jenen Vorgängern Christi gesellt er auch die Lehren der griechischen Philosophen bei, namentlich der Stoiker und Epikuräer, vor ihnen aber des Plato. Was ist hiervon zu halten? Die Frage ist hierbei nicht auf den Werth und Inhalt griechischer Philosophie an sich gerichtet, sondern auf ihren Zusammenhang mit der nachfolgenden Lehre Christi und auf den Einfluß, den jene auf diese gehabt haben kann.

Verwandtschaft der Vorstellungen diesseits und jenseits ist nicht zu verkennen. Besonders merkwürdig erscheint die Vor-

stellung, welche Plato von den Seelen der Menschen gefaßt, denen er drei Perioden des Lebens beimißt: eine, die sie vor dem Leben auf Erden bei den olympischen Göttern zubringen und aus welcher sie Erinnerungen des Ewig-Schönen und Guten in den Ideen oder Urbildern des Seins in der Wahrheit festzuhalten trachten, — eine zweite, welche ihr Leben auf Erden umfaßt, — eine dritte, in welcher sie sich zu den Göttern wieder erheben, um im ewigen Verein bei ihnen zu weilen.

Es ist nicht vonnöthen, die Hinneigung dieser unstreitig tiefsinnigen und erhabenen Vorstellung sowie der andern philosophischen Lehren näher zu bemessen. Verwandte Vorstellungen hüben und drüben können nicht einmal besonders auffallen. Denn die Vorstellungen, welche wir Menschen uns vom Göttlichen und unsern Beziehungen zu ihm bilden, sind auf einen engen Kreis beschränkt und müssen es sein. Es ist also gar nicht anders möglich, als daß gleiche oder ähnliche Vorstellungen an verschiedenen Punkten und zu verschiedenen Zeiten auftauchen, ohne daß deswegen ein Entlehnen oder Anlehnen angenommen werden dürfte. Ein solches kann möglicherweise Statt haben, wie z. B. die Römer manches von den Griechen entlehnt haben; es kann aber auch eben so wohl dieselbe Vorstellung in verschiedenen Menschengeistern und getrennten Orten als eine ursprüngliche hervorsteigen.

Nun also ist die Frage: hat Christus aus dem Born hellenischer Weisheit geschöpft? Ist sie mit seiner Lehre dieselbe, oder gleichartig? Wie? sollte der Zimmermannssohn von jener gewußt haben? Woher? —

Nach Griechenland ist Christus niemals gekommen; eben so wenig nach Alexandria. Wohl aber könnte er mit einzelnen Griechen zusammengetroffen sein, deren sich, wie außer ihnen Römer, Phönizier, Syrer, Araber in Galiläa, der jüdischen Bevölkerung beigemischt hatten. Aber diese Einzelnen, wer waren sie? Voraussetzlich Geschäfts- und Handeltreibende oder dem römischen Beamtenthum Angeschlossene; bei ihnen war Lehre und Bildung nicht zu gewinnen. Zudem war Kenntniß der griechischen Sprache und Bildung (wie Renan, der zuverlässige Kenner semitischer Sprache und Kultur darlegt) nur den an der Regierung theilnehmenden Klassen erschlossen, sonst aber verachtet und verboten. Man belegte den, der seinen Sohn im Griechischen unterweisen ließ, mit derselben Verwünschung wie den Schweinezüchter. Wie hätte nun Jesus, der sich überall dem Bildungs- und Gesichtskreise seines Volks nahe hielt, zu solcher Abweichung kommen sollen?

Mag es aber darum sein, daß — gegen alle Wahrscheinlichkeit — Jesus irgendwelche Kenntniß von griechischer Kultur, von Plato, den Stoikern und Epikuräern (etwa von Alexandrien aus) erhalten habe: sind denn die Eröffnungen dieser Philosophen jemals irgend etwas anderes gewesen, sollten sie etwas anderes sein, als Uebertragungen ihrer Wissenschaft vom Lehrer auf den Schüler, und zwar auf Schüler, die nach Befähigung und Vorbereitung geeignet waren für die wissenschaftliche Gabe? Wo hätte Christus sich jemals als Mann der Wissenschaft bezeigt? Wo hätte er sich in einen Kreis von Schülern, bestimmt und vorbereitet für die Wissenschaft, eingeschlossen?

An das ganze Volk ging seine Rede; seine Nächsten, seine Jünger, sie waren Männer des Volkes und keineswegs den höhern, gebildetern Klassen zugehörig. Seine Darstellung auch trug durchaus nicht wissenschaftliche Form, auch findet sich nirgends an ihr die Spur popularisirender Zurichtung eines „Kerns"; sie ist unmittelbare Strömung aus einem, göttlicher Weisheit vollen Gemüth in die dürstenden Gemüther des Volks. Und von alledem abgesehen: wo finden wir in irgend einem Griechen, oder überhaupt irgendwo, einen Satz, den Worten Christi, z. B. seiner Bergpredigt, vergleichbar.

Strauß geht weiter; glücklicher meint er, hätte sich die Offenbarung gestaltet, wäre sie aus der Mitte der Hellenen, statt aus dem schon von Alters her durch Satzung, Unbildung und Knechtschaft niedergedrücktem Volke Israel hervorgegangen. — Wie stand es doch damals mit den Griechen? Was war diesen Vasallen Roms von ihrer Freiheit, von der Fruchtbarkeit und Hoheit ihres Geistes geblieben? Wie hatten sich ihre Göttergestalten hin und her verwandelt, der Zeus in den Herrscher des Schattenreichs, ja in eine Göttin? Wo war noch Glauben an diese Götter zu finden? Aristophanes schon spielt, tändelt, bald gläubig, bald spottend mit ihrem Bilde. Und wo hätte sich aus ihrer Mitte zum Ideal des christlichen Gottes ein so sicher gebahnter Weg gezeigt, als von der festen Vorstellung einer einigen und geistigen Gottheit, die diesem so oft hochmüthig verachteten Volke der Hebräer verliehen worden?

Wie viel tiefer schautest Du, Alter aus Königsberg, den sie „Magus im Norden" genannt! Wie klar erkanntest Du bei aller liebenden und dankbaren Verehrung der griechischen Lehre die Grenze, welche ihr gesetzt war, über welche nicht sie, sondern nur das Evangelium führen konnte! So spricht Hamann von den Blättern des Evangeliums zur Weisheit der Hellenen rückblickend:

„Gute Nacht, Vater Sokrates, Bruder Aristoteles! der Abschied eurer Freundschaft ist ein Opfer der Liebe. Wahrheit ist mein Mädchen; schwarz aber gar lieblich, wie die Hütten Kedar, wie die Teppiche Salomo ......"

Wie dem Christ seine Sendung zuertheilt worden, wir haben es nicht zu sagen gewußt, so wenig wie Strauß. Von der Annahme übernatürlicher Bestimmung uns abwendend, mußten wir doch, wenngleich in anderer Weise als die Sage lautet, zu ihr zurückkehren. Sei dem wie ihm wolle, dennoch hat höhere Hand sich mitthätig erwiesen, und zwar geschichtlich nachweisbar.

Das Wort Christi wäre im Leeren verhallt und verweht, wenn nicht die Welt gerade damals für dasselbe vorbereitet, ja, desselben so dringend bedürftig gewesen wäre, daß man ohne den Hinzutritt der neuen Offenbarung schlechthin keinen Fortgang, ja keinen Fortbestand der menschlichen Angelegenheiten zu finden vermag.

Vorbereitend wirkte vor allem die Lehre des jüdischen Glaubens, welche die Mutter der christlichen Lehre genannt werden muß und derselben als Grundlage die Idee

eines einigen, rein-geistigen Gottes dargeboten, — sie allein vor allen andern Religionen der Völker.

Vorbereitend wirkte ohne Frage auch die Philosophie der Griechen. Nicht in dem Sinne, daß Christus aus ihr hätte schöpfen können, ist dies zu behaupten (denn es fehlt, wie gesagt, an jeder Spur eines Zusammenhanges zwischen ihr und Christus), sondern sofern die Menschen, zu welchen das Christenthum herantreten sollte, bereits durch die Lehren der Griechen auf dessen Inhalt hingewiesen waren. Sogar eine Gestalt erhebt sich (auch Strauß weiset auf sie hin) aus der Mitte des hellenischen Volkes — Sokrates —, welche der des Christus gleichsam als ihr leichtes Schattenbild voranschreitet. Wie viel indeß der sokratischen Lehre (namentlich seiner Aussage von dem Dämon — dem eigenen Bewußtsein und Gewissen) wie viel dieser Lehre abgeht von dem unermeßlichen Gehalt der christlichen, weiß Jeder, oder kann Jeder unschwer erfahren.

Und wo war Bestehen, wo war Fortschritt zu hoffen? Zerspalten waren die Völker, in denen bis dahin Bildung und Gesittung waltend gewesen; die Religionen dieser Völker waren ausgelebt, glaubenslos; überall das Bedürfniß der Erneuung tief empfunden; die vom alten Testament ausgegangene Lehre harrte längst der Erfüllung durch den so oft von ihr verkündeten Messias; ebenso war das Forschen der fremden Völker befriedigenden Abschlusses bedürftig. Nun trat Christus hervor; nicht blos an die Juden, an alle Völker ging seine Sendung. Da war denn der Siegessturm

Roms über die Völker dahingeschritten und hatte sie zu einer, wenngleich nur äußerlichen Einheit zusammengebracht. Und die Sprache Roms, sie war Weltsprache geworden, überall verstanden, wo römische Waffen geglänzt hatten. Das war die Stätte, von der aus die neue Botschaft in alle Welt ergehen konnte. Hier ist höheres Walten, eine Fügung, die nicht von diesem oder jenem, oder vielen oder allen Menschen ausgegangen. Hier, für die Sendung Christi ist sie Allen erkennbar, sichtbar hervorgetreten. Dies darf um so sicherer für wahr angenommen werden, da hier nichts weniger als ein einzelner Fall zur Anschauung kommt. Ueberall, so weit wir die Geschichte der Völker, ja der Individuen durchschaut und begriffen haben, so bald wir über den chronikalen Standpunkt hinausgeschritten sind zu der Auffassung, daß die Geschichte nichts ist als eine der Offenbarungen der überall waltenden Vernunft, überall tritt dieselbe Lenkung höherer Hand hervor. Der große Napoleon, kommen wir noch einmal auf dieses großartigste Beispiel eines weltgeschichtlichen Wunders zurück, hat fallen müssen, damit die Völker frei würden und jedes sich seiner eigenen Bestimmung gemäß entfalten könne; es war nicht Bestimmung, daß die Welt eine französische werde, eingeschlossen in der engen Schranke des französischen Geistes. Nun! wer hat ihn gefällt? Die Könige, die ihm entgegenstanden? wie weit standen sie ihm nach an Geisteskraft und Macht — ihre Feldherren? die Heere? — wie weit untergeordnet waren sie dem großen Feldherrn und seinem Heere an Geschick und Kriegsgewöhnung!

Der russische Winter war es, der ihn gefällt! und zwar gegen alle Berechnung; auf ein Jahrhundert und länger rückwärts hatte Napoleon die klimatischen Verhältnisse des Landes, wohin er strebte, auf das Sorgfältigste zu Rathe gezogen; überhaupt sind die Strategen einverstanden, in dem Plan zum russischen Feldzuge das größte Meisterstück Napoleon's zu erkennen. Da gerade ward seine Kraft gebrochen. Und nun erst erhoben sich die Völker, um das höher Begonnene zu vollenden, allen voran das preußische Volk, an seiner Spitze Blücher, nicht als Feldherr, nur als Held des Volksgeistes mächtig und siegsgewiß.

Wie gleiches Walten auch im Leben des Einzelnen offenbar wird, meine ich an der Führung Gluck's und Beethoven's nachgewiesen zu haben. Gleiches offenbart Hamann's Leben, Gleiches wird sich überall offenbaren, wo uns genügender Einblick gestattet ist.

Das große Räthsel: wie höhere Leitung und menschliches Thun zusammengreifen und sich nicht ausschließen, muß in jedem einzelnen Falle besonders gelöst werden, hier kommt das nicht zur Sprache.

Noch ein Moment, das letzte, ist aus Strauß zur Betrachtung und ernstlichsten Erwägung hervorzuheben: sein Hinblick auf die politische Arbeit, in welcher eben jetzt das deutsche Volk begriffen ist. Mit tiefem Einblick in das Wesen unseres Volks erkennt er, daß dasselbe auch die politische Freiheit nicht erringen könne, als auf dem Grunde religiöser und sittlicher Befreiung. Von diesem Gedanken, lauter und kost-

bar wie das reinste Gold, ausgehend, erkennt er in der Reformation Luther's den ersten Schritt zur politischen Freiheit, wie lange diese auch auf sich warten lasse. Beachtenswerth ist hierbei, daß auch der tiefschauendste und ehrlichste der französischen Geschichtschreiber, Louis Blanc, in der deutschen Reformation Grundlage und Vorbereitung der großen französischen Revolution erkannt hat. Strauß aber begreift die von Luther begonnene Reformation keineswegs als eine beendete, sondern als eine über Luther's Anfänge hinausgehende Bewegung. Dies wird um so weniger zu bestreiten sein, da das Christenthum (ungleich auch hierin dem im „Gesetz" eingeschlossenen Judenthum) selber kein abgeschlossenes, sondern ein fortlebendes und fortschreitendes Wesen ist, bei stetem Festhalten an seinen ewigen Grundlagen in steter Wandlung der Außengestalt und Ausführung begriffen. Schon die Spaltung Deutschlands in eine katholische und eine protestantische Seite ist dem hellblickenden Manne dafür Fingerzeig. Die Einigung beider Parteien gilt ihm als Nothwendigkeit, nicht blos in dem Bedürfniß politischer Volkseinheit wurzelnd, sondern auch in dem naiven Bewußtsein des Volkes von dem Heil und Bedürfniß religiöser Einheit (die Reformation hatte einstweilen trennen müssen, und die gewaltsame Zurückdrängung ihrer anfänglichen Ausbreitung hatte sie nicht überwinden können), zu deren Wiederherstellung das Hervortreten der „Deutsch-Katholiken" und „Lichtfreunde" ihm als beachtenswerthe, wenn auch nicht endgültige Anfänge gelten.

So gewiß man diesem Gedanken beipflichten muß, so

schmerzlich überrascht es, aus demselben Munde die Lehre Christi als Hinderniß politischer Freiheit, als ungenügend für die politischen und sozialen Verhältnisse der Neuzeit bezeichnen zu hören. Wie? die christliche Idee, aus welcher wir Befreiung, Brüderlichkeit, Gleichheit aller Menschen hervorkeimen gesehen in unendlich höherer und umfassenderer Entfaltung, als die alten Völker und die jetztlebenden nichtchristlichen je haben ahnen können, — diese Idee sollte sich derselben Freiheit, die aus ihr geboren, widerstrebend erweisen? Wo ist eine Gestalt zu erblicken, inniger angehörig dem Volke, unbedingter seinem Heil hingegeben, als die Christi? Haben ihn nicht selbst die Freiheitsmänner jenseit des Rheins, im höchsten Auflodern des Freiheitsdranges, als den ersten Volksmann und Freiheitshelden, wenngleich in ihrer cynischen Weise bezeichnet, ihn, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legen könnte? Ohne Zweifel hatte sich hier das Auge des weit umherschauenden Forschers von dem Urbilde ab auf die schattengleich vorübergleitende Zeitgestalt (vielleicht unserer Zeit?) hingewendet, unter der die Urgestalt, wenngleich verschleiert, verborgen blieb. Wir aber haben es hier nur mit dem Urbilde zu thun, in dem die Christenheit immer und immer ihren Anhalt findet, und zu dem sie aus jeder zeitlichen Verirrung und Entstellung zurückkehrt.

Daß aber Christus seine Lehre nicht umfassender auf das politische und soziale Dasein hinleitet, das ist gewiß und wohl begreiflich. Er hatte es nur mit den ewigen Grundlagen für das religiöse und sittliche Leben der Menschheit zu thun;

auf diesen Grundlagen das Zeitliche zu beschicken, hatte er uns überlassen. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" Dies Wort hat nicht blos die irrige Vorstellung der Israeliten zurückzuweisen, daß der erwartete Messias das irdische Reich Israels wieder errichten werde; es gab Richtschnur und Maß für das Wirken Christi in Bezug auf das Endliche. Sehr bezeichnend ist auch jenes andere Wort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist." Der Herrschgewalt auf Erden soll Folge werden, bis zu jener Grenze, wo das Ewige beginnt. Was aber ist das, was wir Gott geben sollen? Ist es der äußerliche Tempeldienst? Für Tempel und Priesterthum zu entrichtende Steuern? Sind es Opfer, im Tempel darzubringen? — Nur Ein Opfer kann dem Gedanken an den Höchsten würdig dargebracht werden: daß wir uns selber nach seiner Bestimmung und seinem Willen gemäß ihm darbringen, in der Gestalt, die unser als Kinder Gottes gemäß und würdig ist. Wo die Herrschgewalt dies unmöglich macht, wo die geistige Entwickelung und die dafür unentbehrliche leibliche verkümmert wird, da zieht sich die Grenzlinie, die vom Endlichen das Ewige scheidet. In diesem Sinne ist auch jenes andere Wort zu verstehen: „Seid unterthan der Obrigkeit, denn sie ist von Gott." Nicht jede Obrigkeit ist von Gott; vor und nach Christus hat es Beispiele „gottlosen Regiments" gegeben. Von Gott ist die Obrigkeit, wenn sie den Willen Gottes an der Menschheit sich vollziehen läßt, daß diese sich nach ihrer von Gott kom-

menden Bestimmung vollende. Nicht in diesem Sinne faßt Strauß die Aufgabe Christi. Zwar erkennt er in einer nicht genug zu preisenden Weise im religiösen Ideal die für unser Volk schlechthin unentbehrliche Grundlage jedes Fortschrittes auch zu politischer Freiheit, wenn er (Vorrede X) ausspricht: „So gewiß es die Reformation ist, die, aus der tiefsten Eigenthümlichkeit unseres Volks entsprungen, demselben für alle Zeiten ihr Gepräge aufgedrückt hat, so gewiß kann diesem nichts gelingen, was nicht an sie anknüpft, nicht auf dem Boden innerer Geistes- und Herzensbildung erwachsen ist: wir Deutsche können politisch nur in dem Maße frei werden, als wir uns geistig, religiös und sittlich frei gemacht haben."

Allein dann erscheint ihm jene Grundlage wieder unzulänglich, weil sie nicht zugleich den Ausbau in das bürgerliche und politische Leben mit herzubringt. Hier tritt ihm nämlich jene Scheidung hindernd und irreführend in den Weg, welche zwischen dem historisch Erweisbaren und dem Uebernatürlichen oder Mystischen Christus selber gesetzt hat. Wäre Christus, meint Strauß, reiner Mensch, so sei uns gestattet, über seine Bestimmungen hinauszuschreiten. Schrieben wir ihm aber göttliche Natur zu, so seien wir unbedingt an seine Worte gebunden und dürften nicht über sie hinausgehen.

Der ersteren Annahme Folge leistend spricht Strauß (S. 626) aus: „So hoch immer Jesus unter denjenigen steht, welche der Menschheit das, was sie sein soll, reiner und deutlicher vorgebildet haben, so war er doch hierin weder der

Erste noch der Letzte, sondern wie er in Israel und Hellas, am Ganges und Oxus Vorgänger gehabt, so ist er auch nicht ohne Nachfolger geblieben, vielmehr ist auch nach ihm jenes Vorbild noch weiter entwickelt, allseitiger ausgebildet, seine verschiedenen Züge mehr in's Gleichgewicht gegen einander gebracht worden. Es ist nicht zu verkennen, daß in dem Muster, wie es Jesus in Lehre und Leben darstellte, neben der vollen Ausgestaltung einiger Seiten, andere nur schwach umrissen, oder auch gar nicht angedeutet sind. Voll entwickelt findet sich alles, was sich auf Gottes- und Nächstenliebe, auf Reinheit des Herzens und Lebens des Einzelnen bezieht: aber schon das Leben des Menschen in der Familie tritt bei dem selbst familienlosen Lehrer in den Hintergrund; dem Staate gegenüber erscheint sein Verhältniß als ein lediglich passives; dem Erwerb ist er nicht blos für sich, seines Berufs wegen abgewendet, sondern auch sichtbar abgeneigt, und alles vollends, was Kunst und schönen Lebensgenuß betrifft, bleibt völlig außerhalb seines Gesichtskreises. Daß dies wesentliche Lücken sind, daß hier eine Einseitigkeit vorliegt, die theils in der jüdischen Volksthümlichkeit, theils in den Zeitverhältnissen, theils in den besondern Lebensverhältnissen Jesu ihren Grund hat, sollte man nicht leugnen wollen, da man es nicht leugnen kann. Und die Lücken sind nicht etwa der Art, daß nur die vollständige Durchführung fehlte, während der regelnde Grundsatz gegeben wäre; sondern für den Staat insbesondere, den Erwerb und die Kunst fehlt von vornherein der rechte Begriff, und es ist ein vergebliches

Unternehmen, die Thätigkeit des Menschen als Staatsbürger, das Bemühen um Bereicherung und Verschönerung des Lebens durch Gewerbe und Kunst, nach den Vorschriften oder dem Vorbilde Jesu bestimmen zu wollen."

Vor allem: Ist denn Jesus wirklich familienlos gewesen? Hat er nicht Mutter und Brüder gehabt? — Aber allerdings hatte er nicht Anlaß, Familienliebe und Berücksichtigung der Verwandten zu gebieten; sie wurzeln schon im Menschen überhaupt, und im Israeliten haben sie sich von alters her bis jetzt vorwiegend geltend gemacht. Gerade dieser Natur- und Stammesneigung gegenüber hat Christus die wunderbar erhabene Hinweisung auf das, was uns höher gelten soll als Blutsverwandtschaft („Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?"), ertheilt. Sein Wort: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst," kann also nicht im jüdischen Sinne (denn das alte Testament hat dasselbe Wort) auf die Verwandten beschränkt werden, sondern es bezeichnet schlechthin die Menschen, jeden Menschen, als unsere Nächsten.

Und fehlt denn wirklich jeder Bezug auf Staat und Staatsbürgerthum? Haben wir nicht oben Worte gelesen, die gar keine andere Deutung zulassen? Oder durfte Christus hierin weiter vorschreiten? Sein Volk, ja alle Völker, zu denen sein Wort gelangen konnte, lagen in den damals noch unlösbaren Banden der Römerherrschaft verstrickt. Jede weiter reichende Mahnung konnte nur erfolglose, verderbliche Empörung zur Folge haben; deren hatte man genug erlebt und sollte ihrer noch mehr erleben.

Auch nach dieser Seite hatte sein Wort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ entscheidende Wahrheit in sich. Eine andere Welt mußte erstehen auf Erden, auf ganz andern Grundlagen mußte der Staat sich auferbauen, und in ihm jegliche Richtung bürgerlicher und künstlerischer Thätigkeit ihre gebührende Bedeutung finden, daß „in dieser Welt“ das neue Ideal alles durchglänze und mit neuem Leben durchströme. Der Ausbau war die Aufgabe für alle einander folgenden Jahrhunderte.

Sollen wir zuletzt noch auf die Erinnerung eingehen, daß für den Erwerb in Christi Lehre „der rechte Begriff“ nicht gegeben sei? — Er ist es doch! Aber allerdings in dem idealen Sinne des Offenbarenden. Man betrachte nur das Gebet, das er dem Volk auf dessen Klage: „Wir wissen nicht, wie wir beten sollen!“ gegeben, auf das allbekannte Vaterunser. Eine Bitte nur (unser täglich Brod gieb uns heute) betrifft das leibliche Bedürfniß, für welches der Erwerb zu sorgen hat; und dies nur für die nächste Zeit, für den heutigen Tag. Alles Uebrige wendet sich den sittlichen und höhern Angelegenheiten zu.

Hiermit ist ausgesprochen, welche Bedeutung dem Leiblichen gebührt; es ist nicht zu versäumen, aber nicht höher anzuschlagen, als Noth thut.

Dies anzuerkennen, fordert Strauß als Bedingung, daß man Jesu rein-menschliche und nicht göttliche Natur oder Gott-Menschenthum beimesse. Aber wenn man seine Sendung und Verkündigung als unmittelbar göttliche Offenbarung auffaßt, ist nicht dann eben so wohl Hinausschreiten über das

Offenbarte zulässig und geboten? Ist denn diese Offenbarung eine unbegrenzte, alles, was die weite Welt und Folgezeit bedarf, schon im voraus vollständig in sich fassende? Wo ist das gesagt, oder nur angedeutet? Ja, wie zweckwidrig und verwirrend oder betäubend würde solche Häufung von Lehren und Vorschriften sein, die erst ganz wo anders und in später Zeit zur Anwendung kommen können.

Nein! wir Menschenkinder, wie unsere Kinder, müssen Schritt für Schritt vorwärts geleitet werden. Unweise und unväterlich wäre da jedes Vorgreifen, jedes Hineinpfropfen in die jetzige Stunde, was erst in spätern, viel spätern Stunden in Erfüllung kommen kann. Hat doch Christus selbst (Ev. Joh. 16, 12.) darauf hingewiesen, daß er noch Vieles zu verkünden hätte, „aber ihr könnet es jetzt nicht tragen." Wie man auch dies Wort fasse, es bezeugt, daß die ausgesprochene Verkündung nicht ihre Schranke finden solle in ihrem letzten Worte.

Wie ist ein so scharf blickender und edel gesinnter Mann, wie ist Strauß zu der Ansicht gekommen, daß die Religion, und zwar die christliche, dem politischen und sozialen Fortschritte feindlich sein könne? Denn einem solchen Manne mit Widerspruch gegenüber zu treten, ist wahrlich nichts Kleines und fordert zu eingehendster Prüfung auf.

Obenein ist Strauß, wenn auch der Hellsehendste und Bedeutendste, doch keineswegs der Einzige, der diese Ansicht vertritt. Ein jüngerer Freund, in wissenschaftlicher Arbeit gekräftigt und von ächter Humanität erfüllt, geräth in Zorn,

sobald er das Wort Priester oder Religion vernimmt. Er hat sich längere Zeit in überseeischen Ländern aufgehalten und daselbst die noch nach Jahrhunderten fortdauernden Folgen spanischer Priesterherrschaft beobachtet. Dieser Anblick zieht ihn unwiderstehlich von dem reinen Gedanken der Religion zu der Erinnerung an die ehemaligen, noch fortwuchernden Greuel hinüber.

Sollte nicht, so fernab von uns jene Giftblüthen, jene dämonischen Verzerrungen geblieben sind, doch Aehnliches in unserer Nähe vor sich gehen und Einfluß üben?

Nicht davon ist hier zu reden, wie weit das Leben der christlichen Gesellschaft noch absteht vom gegebenen Urbilde. Dies Urbild schwebt so hoch über uns, und die Ziele, die es uns setzt, sind so weit gesteckt, — für die Ewigkeit, unerreichbar für jeden Einzelnen und für jede einzelne Zeit, sie sind ideale Ziele, daß wir uns in Geduld fassen und mit unsern gegenseitigen Schwächen und Mangelhaftigkeiten Nachsicht haben müssen.

Auch nicht auf die Abwägung der Mängel dürfen wir eingehen, welche sich in den wissenschaftlichen Arbeiten der Dogmatiker und Kirchenhistoriker (theils aus Irrthum, theils aus Scheu oder wohlgemeinter Schonung der Volksansicht) eingeschlichen und den muthigern, schärfer hineinblickenden Strauß gereizt haben könnten. Nur von den ausübenden Geistlichen ist hier ein Wort zu sagen, und zwar nur über die Stellung, welche nicht wenige von ihnen sich zu den sozialen und politischen Angelegenheiten geben.

Sie betheiligen sich an ihnen. Das ist ihr Recht und ihre Pflicht als Staatsbürger.

Allein sie betheiligen sich oft nicht als bloße Staatsbürger, sondern vorzugsweis und offenkundig als Geistliche, als Vertreter ihres Standes, ja, als Vertreter der Religion, indem sie das Gewicht des Priesterthums und der Religion zu ihrem staatsbürgerlichen Wort in die Wagschaale werfen.

Dies gerade kann verwirrend und hindernd werden und muß denjenigen Theil des Volks, gegen den das Gewicht fällt, feindlich berühren, kann dahin treiben, die Einmischung des religiösen Moments als Hinderniß des Fortschritts anzusehen. Kommt noch dazu, daß auch die Auffassung der Religion in Lehre und Predigt nicht selten von der hellen und muthigen Anschauung des Lebens und von dem männlichen Muthe abzieht, das für recht und nothwendig Erkannte zu verwirklichen: so ist nicht zu verwundern, wenn Mißtrauen gegen diese Geistlichen, ja vermöge beklagenswerther Vermischung der Religion mit einem Theil ihrer Vertreter Mißtrauen gegen die Religion selber Wurzel schlägt.

Nur eins dürfte, sollte wohl erwogen werden. Nicht der Sache des Fortschritts geschieht hier Abbruch; Fortschritt ist der Natur des Menschen und unsern Verhältnissen nothwendig, also, wenn die Zeit gekommen, unaufhaltsam. Nur der eigenen Aufgabe, nur ihrem Stande und — so weit das möglich — der von ihnen vertretenen Sache thun solche Geistliche Abbruch.

Abwendung vom Ideal auf dem Gebiete der Wissenschaft.

Es kann hier nicht Aufgabe sein, und würde mir, würde viel universaler Gebildeten nicht ziemen (weil keines Einzelnen Wissen überall hinreicht), alle vorhandenen Abwendungen im weiten Gebiete der Wissenschaften hervorzuziehen. Nur auf einen einzigen Anlaß zu solchen Abwendungen sei hier hingedeutet. Um ihn zu erkennen, muß man sich erinnern, daß es für die Wissenschaft zwei Wege giebt: den der Beobachtung und Erfahrung, und den der freien gedanklichen Entwickelung, — oder (wenn wir von der Philosophie einen Ausdruck entlehnen dürfen) den der Spekulation. Von beiden Seiten sind mehr als einmal Uebergriffe von der einen Seite zur andern geschehen, nicht ohne Irrthum und Verwirrung zur Folge zu haben.

Die spekulative Philosophie hat in dem Streben, den Inhalt des Lebens rein aus dem Geiste zu entwickeln, mehr als einmal die Beobachtung des wirklich Vorhandenen mehr als zuträglich war, versäumt. So hat man von Seiten der Physiologen Widerspruch gegen manche Erläuterung Hegel's auf ihrem Gebiete vernommen; so würde der Künstler, namentlich der Musiker, mancherlei Widerspruch gegen kunstphilosophische Erörterungen der Aesthetik, z. B. Kant's und Hegel's zu erheben finden.

Weit bedenklicher ist das Hinüberziehen der blos auf Beobachtung ruhenden Naturwissenschaft in jene Gebiete, welche nur der Gedankenarbeit des sich selbst überlassenen freien Geistes angehören: der wissenschaftlichen Behandlung der Religion, Moral, Politik. Diese Wendung tritt mit besonderm Nachdruck und von mehr als einer Seite her in unsern Tagen hervor. Das Leben und Reich des Geistes soll, dahin geht das Streben, hinübergezogen werden in die Existenz der Materie, des Naturstoffes. Geist soll für sich nicht bestehen. Was wir Geist nennen, soll nichts als Eigenschaft, Bewegung der Materie sein; der Geist, den Jeder in sich weiß, wofern er das angeborene, natürliche Bewußtsein nicht geflissentlich und hartnäckig in sich betäubt oder ertödtet hat, die Gedanken, welche in Dir, in Mir, — wir wissen nicht wann und woher sie ihren Ursprung genommen haben — sie sollen nichts als Stoffbewegung, Blasen, Schaumwellen gleichsam sein der in Fluß gerathenen Materie.

Diese Wendung tritt in unsern Tagen hervor, aber sie ist ältern Ursprungs. Vor und während der großen französischen Revolution machte sich das Bedürfniß fühlbar, jener Verfinsterung der Geister, den nachtheiligen Einmischungen, welche von der damaligen Geistlichkeit ausgingen und jedem Fortschritte — auch auf politischem Felde — hemmend in den Weg traten, zu wehren. Vorkämpfer waren Voltaire und Rousseau; ihnen schloß sich eine nicht kleine Zahl lebhafter Köpfe an, die man unter dem Namen der Materialisten zusammengefaßt. So gewiß der Kampf in seinem

Beginnen nicht dem Glauben, sondern seinen amtlichen Vertretern, den Priestern gegolten: so mußte doch bald die Beseitigung des Glaubens an eine übersinnliche Welt, an einen Weltgeist, wie man sich auch denselben denken mochte, als entscheidender Zug in diesem Kampfe erkannt werden. Fielen die Wunder, diese Wahrzeichen aus einem höhern Leben, so mußten auch die wunderthuenden Priester (die Wundermänner nennt sie Strauß) fallen. Da aber der Mensch durch seine geistige Natur fortwährend dazu gedrängt wird, einen Urgrund der Dinge zu suchen: so mußte an die Stelle des Geistes der Stoff als Urgrund, oder vielmehr als Ein und Alles ergriffen werden. Es war ein kleiner Rückschritt von zwei- bis dritthalbtausend Jahren, über alle Geistesarbeit dieser Spanne Zeit hinweg bis zu den ersten Philosophen der ionischen Schule vor Anaxagoras. Die Jonier haben nicht vermocht, bei ihrem Urstoffe zu beharren; sie sind zum Geiste fortgeschritten. Was will aber das bedeuten, wenn irgend welche Parteizwecke gegenüber treten? — wären es auch nur Vorurtheil und Irrthum, welche sich hervordrängen. So sollte der Fortschritt in Bildung und Freiheit gefördert werden, wenn man zur Stofflehre zurückkehrte. Nur das Eine ward aus den Augen verloren, daß gerade die höchste und umfassendste Stätte der Befreiung rein geistiges Gebiet ist, das keine Lehre für Fortschritt und Freiheit sich wohlthätiger und freigebiger zu erweisen vermag, als das Christenthum, in seinem Ideal geschaut.

Abwendung vom Ideal auf dem Gebiete der Politik.

Bei Betrachtung der Idealität auf dem Gebiete der Politik haben sich uns folgende Momente:

Erhaltung des Staats,
Macht nach innen und außen,
Gerechtigkeit nach innen und außen,
Gewährung solcher Leistungen, welche das Vermögen des Einzelnen übersteigen,

als Staatszwecke dargestellt.

Nach den Erörterungen über Idealität und ihr Hinausschreiten im Gebiete der Religion können wir jetzt die Zwecke des Staats dahin zusammenfassen: derselbe habe zur Aufgabe, seinen Angehörigen ein Dasein zu vermitteln gemäß der Bestimmung, welche jedem Volke nach seiner Idee und Auffassung vom Göttlichen zufällt. Denn diese Idee ist, wie wir gesehen haben, der Ausfluß aus dem geistigen Dasein jedes Volks und dessen Spitze; rückwirkend wird diese Idee zum bestimmten Gesetz für das Dasein des Volks.

Für uns Deutsche, überhaupt — mit einer Ausnahme — für die europäischen Völker, sowie für Nordamerika und andere Staaten jenseit des Oceans, ist also das maßgebende Gesetz in der Idee christlicher Religion gegeben.

Sogleich muß aber angemerkt werden, daß hiermit keineswegs jenes Truggebilde gemeint sein soll, das uns vielfältig unter der gleißenden Bezeichnung des christlichen oder christlich germanischen Staates vorgegaukelt wird und das nur dazu dienen soll, Geister an gewisse Vorstellungen zu fesseln, hinter denen man Ruhe Sicherung des Bestehenden, weil es besteht, Sicherung der Interessen, welche man für die höchsten und unverletzlichen geltend machen will, sucht. Nicht von diesem allen, auch nicht von dem Inhalt des kirchlichen Lebens irgend einer bestimmten Zeit — denn jede zeitliche Gestalt der Kirche ist nur ein Durchgangsmoment für die Idee des Christenthums, und als solcher nothwendig mangelhaft —, nicht von diesem allen ist die Rede, wenn nach dem Grundgehalt unsers Lebens gefragt wird, sondern schlechterdings nur von dem Urbilde, das sich an das Wort und den Namen Christi knüpft.

Welches nun der Gehalt, den wir jenem Urbilde zu entnehmen haben, ist schon oben gesagt. Anknüpfend an die Idee, daß wir Menschen, wir alle, Kinder Gottes, und daß das zusammenhaltende Band nicht die Herrschaft und Uebermächtigkeit Gottes auf der einen, unbedingte Unterwerfung und Knechtschaft auf der andern Seite, sondern die Liebe sei, setzt das christliche Ideal die Brüderlichkeit aller Menschen als erstes Ergebniß fest. Aller Menschen! — Und hieraus folgt sogleich, daß das Band der Verwandtschaft und Stammesgenossenschaft aufhört das allein oder mit unberechenbarem Uebergewicht geltende zu sein. Nicht die Blutsverwandten allein, alle

Menschen sind unsere Nächsten. Und wir schließen uns nicht ein in irgend einen Stamm oder irgend ein Volk mit Ausschluß der andern, sondern wir tragen Botschaft und Lehre des uns offenbarten Heils zu allen Menschen und Völkern, welche willig sind, desselben theilhaftig zu werden. Wenn jemals jene himmlische Botschaft: „Ehre sei Gott in der Höh', und Friede auf Erden! Und den Menschen ein Wohlgefallen!" sich verwirklichen, wenn jemals der Krieg verbannt und die Scheidewand zwischen Volk und Volk fallen soll, so kann es nur in dem Gedanken und der Macht jener Festsetzung der Liebe und Brüderlichkeit aller Menschen geschehen.

Das zweite Ergebniß aus der Brüderschaft aller Menschen ist: gleiche Gerechtigkeit für alle. Das Maß dieser Gerechtigkeit aber kann nur gefunden werden in der Bestimmung des Menschen zu voller Entwickelung seines Wesens und Wirkens. Wie weit diese Entwickelung im Laufe der Zeiten reichen, und wohin, zu welchen Gestaltungen und Zielen sie führen werde, wer vermag das im voraus zu ermessen? So viel aber stellt sich ohne weiteres fest: dem wahrhaft christlichen Staate liegt ob, der Fortentwickelung des Menschenthums volle Freiheit zu gewähren, ja sie zu fördern, so weit es in seiner Macht steht. Brüderlichkeit, Gerechtigkeit, Freiheit, — das sind die Aufgaben, welche dem Staate zugewiesen sind, der sich zu der Idee Christi bekennt.

Freiheit, nicht blos gegen die Auswärtigen, nicht blos für einen Theil der Seinigen, sondern für Alle, die sich als Brüder unter den Schirm der Gerechtigkeit vereint haben.

Nun erst, da der Grundbegriff des Staats nach christlichem Ideal vor uns steht, können die Wege, welche vom Ideal abführen, mit Sicherheit bezeichnet werden. Der Abfall knüpft sich an die Schwierigkeit, das hohe Urbild rein und vollständig zu fassen und ihm durchaus anhängig zu bleiben. Sobald eine einzige Seite dieses Urbildes, sobald gar deren mehrere versäumt werden, entfernen wir uns vom Ideal, verzieht sich dasselbe in eine unvollkommene, ja unheilvolle, Gestalt. Denn es wird Jedem schon von selbst klar geworden sein, daß alle jene Momente, welche oben in der Idee des Staats unterschieden wurden, in untrennbarem Zusammenhange stehen, daß jede auf die andere hinweist und für sich nicht genügen kann. Bestandfähigkeit des Staats ist nur die Voraussetzung für das Heil, das wir in ihm suchen; Macht ist nur die Bedingung für das Bestehen.

Wenn sich nun das Absehen dessen oder derer, welche das Staatswesen lenken, blos auf die Bestandfähigkeit, auf das Festhalten des Staatsvereins richtet, so wird derselbe in ein Dasein von durchaus unbestimmtem und ungewissem Inhalte hinabgezogen; ob die in ihm vereinten Menschen brüderlich zu einander halten, ob Gerechtigkeit unter ihnen und von ihnen aus gegen die Fremden waltet, — dies und alles Sonstige bleibt ungewiß und der Versäumniß ausgestellt.

Ein Beispiel für diese seltenen Abirrungen haben die afrikanischen Raubstaaten gegeben. Herrscher und Beherrschte hielten, von einzelnen inhaltlosen Umwälzungen abgesehen, gut genug zusammen, um sich für ihre Raubzüge gegenseitigen

Beistand zu gewähren. Aber das war alles; ein eigentlicher Staatszweck war nicht vorhanden.

Wenn das Absehen sich ausschließlich auf Macht nach außen richtet, so tritt in gleichem Maße Gerechtigkeit nach außen zurück und der Staat wird ein gewaltsam erobernder. Zugleich aber werden für diese Bethätigung alle Staatsmittel und Kräfte in Anspruch genommen, die Gerechtigkeit nach innen wird zurückgesetzt, noch mehr alle Staatsthätigkeit, um das gemeinsame Wohl weiter, als die Kraft des Einzelnen reicht, zu fördern.

Von diesem einseitigen Staatszweck der Machtfülle nach außen können wir nicht scheiden, ohne seine Nebengestalt in das Auge zu fassen: den Ruhm, oder Nationalruhm. Er ist ein Mittel zur Erhöhung der Macht, indem er die Gemüther des Volks zu höherer Anspannung reizt. Oft ist er auch nur eine Vorspiegelung der Macht, die einst dagewesen, jetzt nicht mehr, oder nicht vollkommen vorhanden ist. Dann kann sie verderblich gegen die zurückwirken, welche sich ihr anvertraut. So wirkte 1806 die Erinnerung an den großen König von Preußen verderblich, weil man der ehemaligen Machtfülle und der vordem bewährten Kriegskunst des alten Fritz allzu kühn vertraute, den ganz geänderten Verhältnissen, den Fortschritten der Kriegskunst und des ganzen geistigen und geschichtlichen Lebens nicht gebührende Rechnung trug. Selbst Napoleon's sonnhelles Auge war an den Nachschimmer des Fridericianischen Gestirns mit Spannung gefesselt; besonders die preußische Reiterei ließ

ihn nicht ohne wache Sorge, wie die Mahnungen an sein Heer bezeugt haben.

Will man aber, nach jenem oben gezeichneten Beispiele Roms, an einem neuern Staate beobachten, wohin es führt, wenn Machtfülle nach außen als vorherrschender Staatszweck gefaßt wird, so blicke man auf die Franzosen, die Nachkommen der stets ruhelosen Gallier und ihrer Obsieger, der Römer. Kein Volk war je so behend und munter zum Kriege, wie stets sie; kein Volk schwärmte so überschäumend von Selbstgefühl und rücksichtsloser Ueberhebung im Rausche des Nationalruhms, der selbst im Frieden sie unablässig treibt, allen Völkern in's Angesicht zu preisen, daß sie und nur sie „an der Spitze der Civilisation" ständen. Den mächtigsten Ausdruck aber hat diese Richtung des so reich und glänzend begabten Volkes erhalten: einmal unter der Leitung Ludwig's XIV., das zweite Mal unter der Herrschaft des großen Napoleon. Jener, wohin nur die Gelegenheit zu Eroberung und Einfluß, zu Kriegsruhm, oder auch nur Waffenlust winkte, dahin ergoß er seine stets bereiten Heere, bald ihnen selbst sich anschließend, vom bevorzugten Adel und seinen Maitressen begleitet, bald von Versailles oder dem Louvre aus das Ganze bestimmend. Denn, wie sein hochgemuthes Wort lautete: „der Staat bin Ich!" — (von Gerechtigkeit war dabei nicht die Rede; Brüderlichkeit gar war ein unbekanntes Wort); so nahm er mitten im Frieden dem deutschen Reiche den Elsaß und Lothringen, die noch nicht haben wiedergefordert oder zurückgenommen werden können. Aller-

dings war das deutsche Reich, welches dem zusah, altersschwach und morsch. Nur ein Mann waltete in seinem Kreise, der große Churfürst. Er allein kämpfte heldenkühn. Aber die Macht des Brandenburgers, sie war, da Alle ihn verließen, zu schwach. Um seine Beute sicher zu stellen, trug jener „allerchristlichste König" kein Bedenken, die blühende Pfalz in Asche zu verwandeln, um zwischen die deutschen Heere und sich eine Wüste zu legen.

Aber die Vergeltung konnte nicht ausbleiben. Wer Gerechtigkeit nach außen aufgiebt, dem entflieht sie auch nach innen. Dieser selbe Ludwig hat geistig und materiell sein Volk dahin geführt, daß es nur durch die große Revolution das Dasein retten und wiederherstellen konnte, von den nicht fernen Nachkommen jenes „l'état-c'est-moi" sich freimachend und beweisend, daß der Staat doch nicht in Jenem, sondern im Volke sei.

Und noch viel glanzvoller, blendend alle Augen, stieg Napoleon"s Stern empor. Nie, seit dem macedonischen Alexander, hat ein einzelner Mensch gleiche Machtfülle in sich vereint und gleichen Ruhm über ein Volk ergossen. Von Gerechtigkeit, — das trat am grellsten gegen Spanien und Rußland hervor — war nicht die Rede, auch viel weniger von Brüderlichkeit gegenüber den andern Völkern. Keines ward in seiner Eigenthümlichkeit erkannt und sollte in ihr bestehen; denn nie (das hat sich auch in ihren Kolonisationen gezeigt) haben die Franzosen, entzückt, trunken von Selbstgefühl, vermocht, aus sich selber herauszugehn und

die andern, Jeden nach seinem eigenen Wesen, zu begreifen und gelten zu lassen.

Auch hier folgte, wie Alle wissen, die Vergeltung auf dem Fuße; und sie begann genau bei den Punkten, — bei Spanien und Rußland, — wo die Ungerechtigkeit am grellsten hervorgetreten war. Und sie ward vollendet gerade von dem Volke, — den Deutschen, vor allen den Preußen, — das am schnödesten in seinem Eigenwesen beleidigt worden war.

Verhängnißvoller noch ist die einseitige Richtung des Staats auf Machtfülle im Innern. Diese Machtfülle kann nur der jedesmaligen Regierung zufallen gegen die Regierten, das heißt gegen die Gesammtheit aller Staatsbürger. Nun ist sogleich klar, daß jede Regierung der Machtfülle bedarf, um zu bestehen, um die Staatszwecke zu fördern. Allein eben so klar ist, daß diese Machtfülle nur Mittel sein soll zur Erreichung der Staatszwecke. Sobald sie sich als einzigen oder vornehmsten Staatszweck geltend macht, sinken die eigentlichen Zwecke, um derenwillen die Menschen in Staaten zusammentreten, zurück, oder werden schlechthin aufgegeben. Zunächst stockt dann das Walten der Gerechtigkeit im Innern. Gelähmt wird die Fortentwickelung, welche die naturgemäße und im christlichen Ideal so hochgestellte Bestimmung des Menschengeschlechts ist. Zerrissen ist das Band der Brüderlichkeit und damit der innern, lebendigen Einheit und Einigkeit der Staatsangehörigen. Auf der einen Seite stehen dann die Herrschenden mit ihren bewaffneten und

kampfgewandten Helfern und Berathern, auf der andern steht die Masse des um jenes einseitigen Staatszwecks willen versäumten und beeinträchtigten Volks.

Diese Spaltung ist eine naturwidrige, sie kann nicht bestehen, ohne zum Untergang der einen oder der andern Partei zu führen, oder beider, — das heißt des Staats selber. Auch hier (es ist schon darauf hingewiesen), bietet Frankreich von seiner großen Revolution her das belehrendste Beispiel. Ein Umsturz folgte dem andern; und sobald die Macht der einen bestehenden Regierung gebrochen war, hatten die Franzosen kein näheres Anliegen, als die neu errichtete Macht zu einer „starken Regierung" zu erheben, ihr die Handhabe des innern Regiments und der bewaffneten Macht recht fest, wo möglich unentwindbar, in die Hand zu drücken. So folgte, wie auch die Namen wechselten, ein absolutes Regiment dem andern und immer wieder entfloh das Schattenbild der Freiheit aus dem verlangend nach ihm ausgestreckten Arm. Denn Freiheit kann nicht werden und bestehen ohne Gerechtigkeit, ohne Gerechtigkeit im Innern und nach außen. Die Franzosen aber haben bis jetzt nur stürmischen Enthusiasmus und Ehrgeiz für die Freiheit bewiesen; sie haben nicht die Freiheit lernen und ihr Gemüth zum Tempel der heiligen weihen und reinigen mögen. Frankreich mit seinem glänzend und reich begabten Volke, es ist das Nachbild des Epimetheus, des thatraschen, nimmer rastenden Titanen, des stets mit rasch erhobener Hand dem Gedanken vorgreifenden, dem dann das Nachsinnen zu besserm

Rath und Hülfe zu folgen trachtet, des Epimetheus, wie diesem das liebliche Gebild Elpore, die Hoffens-Selige, mit dem Morgenstern über der ewig jugendlichen Stirn schmeichelnd naht und das greise Haupt mit entzückendem Kusse grüßt. So naht dem neuen Epimetheus das Götterbild der ewig jungen Freiheit, — und ist, ganz nahe getreten, dem verlangenden Blicke nicht mehr erkennbar.

Was aber immer und immer wieder unsere Augen nach jenem Volke jenseit des Rheines hinzieht, das ist gerade seine Thatfrische, ja die jugendliche Hast zur That, die es zum Boten und Vorkämpfer der Freiheit macht, wenn auch nicht zum Vollbringer. Und wahrlich, wir würden schwere Ungerechtigkeit üben gegen dies Volk, wenn wir nicht neben seiner Raschheit zur That die gleiche Raschheit und Freudigkeit anerkennten, mit welcher es für die erwählte Sache jedes Opfer bringt, das ihm nöthig scheint. Selbst seine Uebereilungen, so unheilvoll sie sich oft erwiesen, werden von dieser Opferfreudigkeit überglänzt und wo möglich gesühnt. Selbst ungereifte Beschlüsse, — wie jener, das Eigenthumsrecht aufzuheben (la propriété c'est le vol) oder der Arbeitsvertheilung von oben herab, die geradenwegs zum Sklaventhum der ägyptischen Fellahs und zur Vernichtung aller Eigen-Persönlichkeit hätte führen müssen, tragen unverkennbar das Wahrzeichen jenes opferfreudigen Sinnes an sich. Der Grundfehler bei ihnen ist nur jene Ueberhast, die ächt epimetheisch die Hand beflügelt, bevor der Geist die Tiefen des aufsteigenden Entschlusses durchmessen hat.

Im Obigen ist Machtfülle nach außen und innen als zweierlei einseitige Ziele geschieden worden. Nicht unbemerkt darf aber bleiben, daß die Verirrung, welche die erste als Staatszweck festhält, gewöhnlich die Verirrung zur zweiten nach sich zieht. Denn sind einmal die Mittel für die erste (Geld oder Kredit und stehendes Heer) zusammengebracht, so steht nichts der Verlockung im Wege, sie auch für den zweiten Zweck, unbedingte Machtfülle nach innen, in Bewegung zu setzen. Als im alten Rom die Prätorianer festgestellt waren, hatte es mit den Rechten und der Freiheit des Volks ein Ende, — bald aber auch mit dem Recht und der Sicherheit der Herrschenden. Denn die in sich fest abgeschlossene bewaffnete Macht kann sich gelegentlich als zweischneidiges Schwert erweisen, das zuerst dem gewaltigen Führer dient, unversehens aber sich tödtlich gegen ihn selber wendet.

So viel von den Abirrungen, welche sich an die Vorbedingungen des Staatsbestandes heften.

Schwieriger zu beurtheilen, weil sie an dem von Grund aus edlen Wesen der Sache haften, sind die Abwege, welche auf einseitigem Festhalten an wahrhaften Staatszwecken beruhen. Hier zieht zuerst das mißverständige Festhalten an Gerechtigkeit den Blick auf sich.

Ja! Gerechtigkeit ist das erste Heiligthum jedes Menschenvereins, ist die erste Bedingung der Brüderlichkeit, welche Bürger und Bürger, Mensch und Menschen vereint.

Aber wo finden wir den idealen Urgrund für diese Gerechtigkeit? — Ist es das geschriebene und verbriefte Recht?

Dem Richter, welcher das Gesetz auf die einzelne Thatsache anzuwenden hat, gilt und muß gelten das vorhandene Gesetz als unbedingter Bestimmungsgrund.

Anders verhält es sich, wenn wir zu dem Urgrunde von Recht und Gerechtigkeit hinabsteigen. Jedes einzelne Gesetz ist Anordnung für seine Zeit, für die Zeit, die dasselbe geboren und in ihm das ihr Nothwendige oder Gemäße geschaut hat. Allein Menschen und Verhältnisse ändern sich, und gar wohl kann — vielmehr muß es geschehen, daß, was gestern recht und nothwendig war, heute aufhört es zu sein. Der unwidersprechliche Erweis liegt darin, daß unablässig und in allen Staaten Gesetze aufgehoben, geändert, durch neue ersetzt werden.

Giebt es in diesem Wellenspiel von Gesetzesbestimmungen nicht irgend einen festen Anhalt? irgend eine sichere Stelle, wo unser Fuß feststehen könne? — Das christliche Ideal weist uns die einzige in der Bestimmung des Menschen, das heißt aller Menschen, wie wir sie erkannt haben.

Unveräußerlich, unverlierbar, unabänderlich sind alle Rechte, welche für volle, ganz unbeschränkte Entwickelung des Menschen erforderlich sind. Nur was der Einzelne für das Ganze davon zum Opfer bringt, und nur, so weit und so lange dies Opfer sich als nothwendig erweist, nur dies ist davon auszunehmen.

In Wahrheit haben die christlichen Staaten je nach dem Maße der in ihnen vorschreitenden Erkenntniß diesen Grundsatz

thatsächlich anerkannt und das Bedenkliche, was auf den ersten Blick empor zu tauchen scheint, wo man vom bestimmten und verbrieften Rechte sich zu entfernen wagt, in seiner Unhaltbarkeit erkennen lassen.

Ueberall hat früher Sklaverei geherrscht. Mit dem Christenthum und seinen Grundbestimmungen der Liebe, Brüderlichkeit und Freiheit konnte die uralte Einsetzung der Sklaverei, welche einem Theil der Menschen Bürgerrecht, ja fast jedes Menschenrecht entzieht und den Andern als Vorrecht und Vorzug zu Gute kommen läßt, nicht bestehen. Ueberall ist die Sklaverei aus den christlichen Staaten verschwunden, zuletzt in unsern Tagen auch aus Nordamerika; südamerikanische Staaten werden nachfolgen müssen oder untergehen. Nichts hat dagegen das altherkömmliche Recht der Sklavenhalter vermocht; nichts die Voraussicht all' der Schwierigkeiten und Gefahren, welche sich an die Ausrottung des tiefeingewurzelten Uebels heften mußten. Jenem vergänglichen Rechte trat mit unermeßlichem Uebergewicht das allgemeine und unverlierbare Menschenrecht gegenüber; das Uebel, das sich an die Heilung knüpfte, war nicht Folge dieser Heilung, sondern Nachwirkung der uralten Schuld; die mußte nach ewigem Rechte von oben her gesühnt werden, und die Sühne wiegt unberechenbar leichter als die Schuld und das alte Uebel.

Ueberall hatte sich aus den mittelalterlichen Zuständen her in den christlich europäischen Staaten die halbe Sklaverei der Leibeigenschaft festgesetzt. Der Leibeigene hatte nur

ein geringes Maß bürgerlicher und menschlicher Rechte; er war an den Acker gebunden (glebae ad scriptus), den er nach dem Willen seines Gutsherrn bebauen mußte. Er und die Seinen waren dem Gutsherrn zu Diensten und Abgaben aller Art verpflichtet. Er hatte nicht die freie Wahl des Lebensberufes, deren viele ihm geradezu verschlossen, die andern von dem Gutdünken des Herrn abhängig waren; er hatte nicht das Recht, nach eigener Bestimmung zu freien und die Genossin zu wählen. Nun wohl! die Leibeigenschaft ist erst gemildert worden, jetzt ist sie (mit einer einzigen kleinen Ausnahme) aus Deutschland verschwunden. Und auch dort fühlt der Adel, daß das Herrenrecht, das er eifersüchtig festhalten möchte, ein Unrecht ist gegen die Menschheit. Er sucht es also zu entschuldigen durch die Versicherung: den Leibeigenen selber sei wohl in ihrer Lage, welche ihnen für Krankheit und Alter die Hülfe des Gutsherrn in Aussicht stelle. Allein kein materieller Vortheil kann gegen die ewigen Rechte des Menschen, und besonders des Christen — gegen das Recht der Selbstbestimmung, das ihn erst zum Menschen und Christen macht und über das Thier erhebt — irgend in's Gewicht fallen. Auch ist es nicht die Bestimmung des Menschen im Staate, daß Einer auf die Wohlthätigkeit des Andern hingewiesen sei; Jeder soll für sich und das Gemeinwesen schaffen. Und endlich: woher nimmt denn der Herr die Mittel, den hinfällig gewordenen Eigenen beizuspringen, als aus der Arbeit dieser Eigenen selber und ihrer Vorgänger, und aus dem von lange her ausgebeuteten Vorrechte?

Großsinnig hat sich, der Leibeigenschaft gegenüber, der jetzige Kaiser von Rußland entschieden. Wende man nicht ein, daß die Verhältnisse ihn zu dem Beschlusse der Freilassung hingewiesen haben. Daß er diese Verhältnisse zu würdigen gewußt, gerade das ist die Ehre des Herrschers.

Und das uralte, tausendfältig verbriefte Adelsrecht?

Vor allen Dingen ist anzuerkennen, auf wie starken Pfeilern dieses Recht beruht. Man leitet es gewöhnlich aus dem Mittelalter her, wo Waffenmächtigkeit den Adel begründet und dieser seine Vorrechte und die Vortheile seines Standes mit dem Schutz bezahlt habe, den er den weniger kampfgeübten Ständen gewährt. Daß die Fürsten, ebenfalls dem Adel angehörig, sich zunächst mit diesem umgaben und damit ihm die Vortheile zuwandten, welche der stets offene Zutritt zum Herrn, der stets nahe Einfluß auf seine Entschließungen gewähren muß, endlich, daß große Verdienste oder große Gunst des Glücks und der Fürsten von den Vorfahren auf die Nachkommen überfließen, das alles muß als natürliche Folge der ursprünglichen Verhältnisse gelten.

Allein zwei ganz andere Beweggründe wirken, oft verheimlicht und abgeleugnet, für die Aufrechthaltung des Adels. Diese Beweggründe sind es, welche das Adelsinstitut schon weit früher als im Mittelalter, schon bei den klassischen Völkern haben hervortreten lassen.

Der erste Beweggrund ist: daß bald einleuchten mußte, wie einflußreich das Zusammenhalten Vieler ist im Vergleich zu der Geltung des Einzelnen; und der zweite: wie viel mächtiger

ein dauernder Verband ist, der von Geschlecht zu Geschlecht in einem gewissen Kreise festgehalten wird, als ein Verband, der sich augenblicklich von Person zu Person mit aller Zufälligkeit und Unsicherheit der Wahl schließt und ebenso jeden Augenblick wieder lösen kann. Beide Arten des Vereins stehen einander gegenüber, der eine mit dem Beharren gleichsam einer Naturnothwendigkeit, der andere mit der Lösbarkeit augenblicklichen Entschlusses. Dies ist der Ursprung aller Aristokratie, unter welchem Namen sie auch hervortreten und mit welchen Fiktionen im Einzelnen sie sich auch fortzupflanzen und zu erhalten trachte. Gewisse Geschlechter, gewisse Namen gehören ihr an, gleichviel ob — wie z. B. in England — die alten Namen auf ganz andere Geschlechter übertragen worden sind, ob der Nachfolger wirklich Erzeugter des Vorfahren, oder nur willkürlicher Adoptivsohn sei unter der Bürgschaft fürstlicher Legitimation.

Der zweite Beweggrund hat sich oft in der Politik der Fürsten gezeigt. Sobald der Fürst sich als Gegenüberstehender zu seinem Volke faßt, sobald er also eine Spaltung des ganzen Volks in Regierende einerseits und Regierte andererseits als bestehend oder unvermeidlich voraussetzt, muß ihm die Ueberzahl und materielle Uebermacht des Volks den Wunsch erregen, dasselbe zu theilen, um sich auf den einen Theil gegen den andern stützen zu können; es ist das die uralte macchiavellistische Lehre: Theile und du herrschest, das römische Wort: divide et impera, älter als Macchiavell. So haben sich denn oft Fürsten auf Geistlichkeit und Papst, oft auf

den Adel gegen das nichtadlige Volk — zu stützen vermeint, wie zahlreich auch die Beispiele sind, daß Geistlichkeit und Adel den Fürsten, der bei ihnen seinen eigenen Vortheil suchte, zu ihrem Vortheil auszunutzen trachteten, ja, die Person des Fürsten und sein Ansehen, das sie hätten schützen sollen, zum Schutzmittel für sich selber und ihren Vortheil verwendeten, ja sogar (Rußland und Schweden wissen davon) ihn unbedenklich opferten, wenn der Vortheil des Standes es zu fordern schien. Auch Ludwig XVI. und Karl X. empfingen für Adelsgunst nicht Rettung, sondern den Tod auf dem Schaffot der Eine, Sturz und Verbannung der Andere.

Wenden wir von diesen Zufälligkeiten unsern Blick zum Kern der Sache.

Wenn ein Theil des Volks durch besondere Vortheile begünstigt werden soll, so kann dies schlechterdings nicht anders als auf Kosten des andern Theils geschehen. Der Sklave und Leibeigene ging seiner Menschen- und Bürgerrechte verlustig, ward Arbeits- oder Dienstgeschöpf zu Gunsten seines Herrn; dieser gewann, was dem Andern entzogen ward. Ungleich weniger absolut und hart, im Wesentlichen aber als dasselbe, zeigt sich die Bevorrechtung des Adels. Wird der Adel von Abgaben befreit, so muß sein Antheil an der Last dem nichtadligen Volke zugelegt werden; hat er für vortheilhafte Anstellungen, z. B. im Heer und bei der daranschließenden Versorgung nach beendigter Dienstzeit, den Vorzug, oder gar das ausschließliche Recht: so müssen die nichtadligen Bewerber um eben so viel zurücktreten und der Vortheile verlustig gehen.

Zeigt sich hiermit der Grundsatz gleicher Gerechtigkeit für Alle verletzt, so findet man sehr leicht, daß auch der Vortheil des Staats dabei beeinträchtigt wird. Ueberbürdung mit Staatslasten beeinträchtigt Wohlstand und Leistungskraft der Belasteten; wird nun ein Theil des Volks schärfer herangezogen als bei gleicher Behandlung Aller sich gebühren würde, so ist er hiermit schon überbürdet, in seinem Recht und Besitz beeinträchtigt, im Gefühl seiner Kraft gestört, da diese ihn nicht so fördert, wie er erwarten durfte. Wird ferner der Zutritt zu den höhern, voraussätzlich höhere Fähigkeiten fordernden Staatsdiensten auf einen Theil des Volks mit Ausschluß oder Zurückhaltung des andern beschränkt: so heißt das nichts anderes, als daß der Staat sich der Wahl und Benutzung der Bestgeeigneten selber beraubt; er wählt aus hundert Adligen, statt aus zehntausend Staatsbürgern. Die Zahlen sind hier ganz willkürlich gegriffen, aber sie genügen, den Grundsatz zu veranschaulichen. Die Kraft der republikanischen und napoleonischen Heere beruhte größtentheils auf dem Grundsatze der Gleichheit; jeder Soldat konnte Officier werden, jeder trug, wie man damals sagte, den Marschallstab in seinem Tornister; kein Wunder, daß jeder sein Möglichstes that, und daß sich ungleich mehr Begabte fanden, als in Heeren, wo nur der Adel befehligen und der Nichtadlige nur in Reih' und Glied dienen, seine Fähigkeiten nur im engsten Kreise geltend machen konnte.

Genug über die Folgen mangelhafter Gerechtigkeit. Daß sie aber, auch diejenigen treffend, zu deren Gunsten die

Wage der Gerechtigkeit aus dem Gleichmaße gebracht wird, das ist der höchste Beweis für die Hoheit und Heiligkeit, welche dem Grundsatze der Gerechtigkeit innewohnt. Denn der Mensch gilt nicht, was er hat, sondern was er ist. Habe ich nun Vortheile der Gunst, der Stellung 2c. von außen erlangt, so lasse ich nach der den Menschen inwohnenden Trägheit oder Bequemlichkeit um so viel von meiner Spannkraft nach, als meiner Kraft die äußerliche Gunst zuzulegen scheint. Unvermeidlich sinken daher die von außen bevorzugten Geschlechter von der Kraft der Väter Stufe um Stufe abwärts und bestätigen immer von Neuem das alte Wort: filii heroum noxii, — die Sprossen der Heroen arten aus. Wer es an einem geschichtlichen Bilde beobachten will, der betrachte die Adligen, wie die französische Revolution sie fand, diese Sprossen hoher Ahnen! der betrachte das Verkommen des Bourbonengeschlechts, das einst von den hohen Thronen Frankreichs, Spaniens, Neapels die halbe Welt beherrscht hat. Ja! Vorrecht bedeutet Unrecht, Sinken, Untergang.

Einen flüchtigen Blick nur werfen wir auf den letzten der Staatszwecke, auf die Nutzbarkeit seiner überwiegenden Mittel da, wo die Mittel des Einzelnen sich unzulänglich erweisen.

So weit dies der Fall ist, so weit reicht Pflicht und Recht des Staats; aber weiter nicht. Sobald der Staat darüber hinausgeht, tritt er in die Reihe der Gewerbtreibenden, versäumt seine weitern und höhern Aufgaben, vernich-

tet das Selbstgefühl des Volks von seiner höhern Bestimmung. Dieses Selbstgefühl aber ist ein um so heiligeres Gut, als die große Mehrzahl des Volks sich mit seinem Betriebe auf Einzelbestrebungen, materielle und sonst geringe Zwecke hingewiesen sieht und nur durch das Bewußtsein seines Gewichts als lebendiger und zu hohen Zwecken berufener Staatskörper sich durchgeistet, erhoben und gewürdigt fühlen kann.

Das Alterthum zeigt uns in Karthago ein großes und erschütterndes Beispiel, wohin diese Verirrung vom Ideal führen kann. Die Karthager hatten einen mächtigen Staat auferbaut; aber sie waren vor allem Kaufleute und stellten den materiellen Vortheil über das Staatsinteresse. So traten sie in den Entscheidungskampf gegen Rom. Eine letzte Gunst erwiesen ihnen die Götter: sie sandten Hannibal und geleiteten den Unwiderstehlichen bis an die Thore Roms. Allein die Knickerei und Scheelsucht der Kaufleute ließen den Helden, ihren einzigen Schutz, ununterstützt. Er verblutete mitten in seinem Siegeslauf, und Karthago stürzte — unwiederherstellbar und unbeklagt.

Einen ähnlichen Weg von großer politischer Bedeutung hinab zu bloßen Handelszwecken hat in neuerer Zeit Holland genommen. Denselben Weg scheint England betreten zu haben, seit die mächtige Spannung, welche es im Innern gegen seine ehemalige Kolonie, die jetzige Republik Nordamerika, nach außen gegen den drohenden Riesen Napoleon getragen, aufgehoben ist. Entschiedener und

unverhüllter als je zuvor machen sich die Rücksichten auf seinen Handel über alle andern hinaus geltend. Nichts anderes war es, das England, selber unbetheiligt, gegen das klarste Recht auf die Seite Dänemarks trieb; Dänemark sollte seine Hand über die deutschen Meere hemmend ausstrecken, damit niemals der Deutsche seemächtig würde. Denn das kleine Dänemark mußte für immer ein ungefährlicher Nachbar für England bleiben. Deutschland dagegen, für jetzt noch waffenlos zur See gegen Britanniens Flotte, — Deutschland, das jetzt schon die dritte Macht ist an Bedeutung des Seehandels, Deutschland könnte möglicherweise in ferner Zukunft selbst Britannien Gefahr drohen.

Noch schärfer tritt diese Richtung Englands aus seinem Benehmen gegen Nordamerika hervor, das schon jetzt als vollwichtiger Nebenbuhler ihm gegenübersteht. Gegen alle von ihm selbst proklamirten Grundsätze hat England die Secessionisten, die gar nichts anderes waren, als Abtrünnige und Empörer gegen den Bundesstaat, als kriegführende, das heißt aber selbständige Macht anerkannt, hat ihren Raubschiffen seine Häfen, Docks und Waffenkammern geöffnet, und würde die Aufrechterhaltung der Sklaverei befördert haben, wäre der Sieg der schlechten Sache möglich gewesen. So weit war dasselbe England gelangt, das bisher seine Ehre darin gefunden hatte, für die Vernichtung der Sklaverei mit Wort und That einzutreten. Das lehrreichste Beispiel aber finden wir in einem vielfach lobenswürdigen Könige, in Louis Philippe.

Frankreich hatte sich der Bourbonen entledigt, die nach Napoleon's altem Worte „nichts gelernt und nichts vergessen hatten;" die unfähig waren, die neue Zeit zu begreifen und in ihr zu leben; die endlich nur unter dem Geleit feindlicher Waffen Frankreich hatten wieder betreten können. Unendlich überlegen an Bildung und gutem Willen, trat Louis Philippe an die Stelle des letzten Bourbon, er selber Nächstverwandter des Königshauses und zugleich Anhänger und Zögling der großen Revolution.

Wie geschah es, daß er, der vom Volk Erwählte, nach wenigen Jahren vom selben Volke gestürzt und in lächerlicher Flucht verjagt wurde? —

Er war, er, den man doppelsinnig den „Bürgerkönig, nannte, in der That Bourgeois geworden, in der Bedeutung des Wortes, die sich von ihm herschreibt, — Bourgeois, der keinen andern Interessen nachgeht, als denen seines Gewerbes, seines behäbigen Wohlstandes, seiner Frau und Kinder. In diesem Sinne meinte Louis Philippe auch als König zu befriedigen, wenn er dem Volke Ruhe und Frieden gewährte, Wohlstand und ruhige Zurückgezogenheit.

Allein da zeigte sich, daß all' diese kleinlichen Güter nichts wiegen gegen das Selbstgefühl eines Volks, das sich zu Höherm berufen fühlte, zur Mitthätigkeit am großen politischen Weltgange, das auf eine große Verhangenheit zurückblickte und die Kraft in sich fühlte, das Erbe dieser Vergangenheit anzutreten. Der Bürgerkönig mußte fallen und seine schuldlosen Söhne in den Sturz hineinreißen.

Ob die Franzosen damals einem tiefern Antrieb gefolgt sind, als ihrem gerechten Ehr- und Selbstgefühl, steht dahin. Gewiß aber wären sie gesunken, ja vielleicht untergegangen, hätten sie sich nicht der niedern Richtung Louis Philippe's entzogen. Lehrreich ist von der entgegengesetzten Seite der Krieg, den Preußen 18 6 unternahm. Die alte Kraft Preußens war nicht mehr vorhanden, das Heer nicht entfernt dem napoleonischen Heere gewachsen; seine Stärke, seine Bewaffnung und Ausrüstung durchaus mangelhaft, die Führung unzulänglich; endlich war der rechte Zeitpunkt versäumt, man hatte das Jahr zuvor Oesterreich niederbrechen lassen, und jetzt hatte man Rußlands Hülfe nicht abgewartet. So war der Ausgang des Kampfes vor seinem Anfang entschieden. Und dennoch war dieser Krieg für Preußen, wenn es sich nicht selbst aufgeben wollte, zur Nothwendigkeit geworden. Trotz aller Mängel und Fehler bewies Preußen damit sein Selbstgefühl als Großmacht, und daher war es Großmacht. Dies Selbstgefühl blieb im Volke lebendig, oder vielmehr, es ward in demselben nach langer Lethargie neubelebt und richtete den Staat aus dem jäheſten Umsturze zu einer Kraft wieder auf, die er nie zuvor bewiesen.

Nicht immer führt die übergreifende Bethätigung des Staats ihn selber in solches Verderben, wie sich in den schon erwähnten Fällen gezeigt hat; und nicht immer liegt die Schuld auf Seiten der Regierenden, oder ihrer allein. Der oft gehörte Vorwurf der Vielregiererei fällt nicht selten dem Volke zur Last, wenn in demselben Gemeinsinn und

selbstvertrauende Thatkraft erschlafft sind und damit entweder Verfall gemeinwichtiger Angelegenheiten oder Einmischung der Staatsgewalt nothwendig werden. Jede Thätigkeit des Staats, wie nothwendig und gerechtfertigt sie auch sei, in welchem gerechten und zweckmäßigen Sinne sie auch geübt werde, ist an sich selber Eingriff in Thätigkeit und Freiheit der Staatsbürger, denn sie schließt die des Bürgers so weit aus, als sie selber sich geltend macht. Ja jede vom Staat ergriffene, durch Unkräftigkeit oder Fahrlässigkeit des Volks ihm zugeschobene Bethätigung fordert neue Beamtenreihen und vermehrt damit die Belastung der Staatsmaschine wie das Uebergewicht der Regierungsgewalt.

Ein schlagendes Beispiel bietet sich in der sozialen Frage: wie Arbeit und Kapital in der Gesellschaft ihre Ausgleichung finden sollen; eine Frage, welche bedeutende Köpfe erst in Frankreich, dann in Deutschland beschäftigt, im ersteren Lande zu gewagten Unternehmungen geführt hat, bei uns einen stillern, aber hoffentlich sicherern Weg nimmt.

Der Arbeiter — oder die Gesammtheit der Arbeitenden bedarf der Geldmittel, des Kapitals. Aber umgekehrt bedarf auch das Kapital, um zu vollem Werthe zu gelangen, der Arbeit, durch die es lebendig wird, sich vervielfältigt, gilt. Beide Theile, der Kapitalist und der Arbeiter, bedürfen einander. Aber drängender tritt dieses Bedürfniß bei dem Arbeiter hervor, der sein Werk nicht beginnen, der nicht leben kann ohne Geld, während der Besitzende einzehren, wenigstens eine Zeit lang es aushalten kann. Die Frage spitzt sich also

auf den Punkt zusammen: Wie ist dem Arbeitenden der Beistand des Kapitals zu erwirken?

In Frankreich hat der Feuerkopf Proudhon, um den gordischen Knoten zu zerhauen, der Besitz und Nichtbesitz umschnürt, das Wort hingeworfen: Eigenthum ist Diebstahl. Besonnener und praktischer hat der scharfsinnige Louis Blanc Organisation gemeinsamer Arbeitstätten unter der Hand des Staats angeregt, — aber gleich zu beklagen gehabt, daß sein Projekt verfälscht, im Widerspruch mit seiner Idee verwirklicht worden sei. Wie weit dies der Fall, ob übler Wille oder Mißverstand es veranlaßt, bleibt dahingestellt. Fest steht, daß der Staat Kapitalgeber sein sollte; das gemeinsame Kapital des Volks (denn ein anderes Vermögen hat der Staat nicht) sollte er der gemeinsamen Arbeitskraft verwaltend und vertheilend gegenüberstellen.

In Deutschland regte Schulze-Delitzsch die Arbeiter zu dem Entschlusse an, ihr Kapital sich selber zu schaffen; Arbeitsamkeit und Sparsamkeit wurden ihnen als Quellen eigenen Vermögens gewiesen. Nicht hastig, aber um so selbständiger und sicherer war der Weg, und schon haben ihn bedeutsame Erfolge bewährt.

Dem Urheber gegenüber wurde vorgeschlagen, vom Staate selber einen Kredit anzusprechen, der natürlich ungleich rascher und reichlicher erfließen könne. Von dem staatsökonomischen Irrthume, der über die Verwirklichung dieses Kredits sich eingeschlichen, sei hier nicht die Rede. Es genügt die Bemerkung, daß auf diesem Wege, wie auf dem Louis

Blanc's, der Staat Gläubiger der Arbeitenden, das heißt aber ihr Brodherr geworden, die Gesammtheit der Arbeitenden aber zu seinen Leibeigenen herabgedrückt worden wäre. Was und wie gearbeitet werden, wem der Kredit, das Kapital gewährt werden solle, müßte nothwendig dem Ermessen der Regierung anheimfallen; jeder Irrthum von ihrer Seite, jede Abweichung der Arbeiter von der politischen Richtung der eben Regierenden müßte verderblich werden in so weitem Umfange, als die Macht der Regierung reicht.

An dieser Frage, wie an keiner andern sonst, kann man sich (scheint uns) den Vorzug selbständiger Handlungsweise des Volks deutlich machen. Es ist gleichwohl nur einer von vielen Fällen.

Abspiegelung der Vorstellung vom Ewigen in den Gestaltungen des Staats.

Auf die Gefahr, einem Theile befremdend, ja mit der Zeitrichtung in Widerspruch zu erscheinen, von einem andern Theile denen beigezählt zu werden, welchen die Berufung auf Religion und Christenheit nur als Larve dient für ganz andere Zwecke, habe ich gewagt, — denn ich konnte nicht anders, — in der Idee des Christenthums Bestimmung und Maß für das Wesen des Staats aufzusuchen.

Trifft dies Verfahren nur, etwa ausnahmsweise, für die christliche Idee ein? Sollte nicht, muß nicht überall und allezeit die Idee jedes Volks vom Göttlichen, wie sie

Grundlage der ganzen Volksanschauung ist, so auch Grundbegriff und Maßstab sein für die Einrichtung des Staats?

Blicken wir noch einmal auf die Phasen zurück, welche die allgemeine Idee vom Göttlichen zu durchlaufen gehabt, so waren es hauptsächlich die Gestaltungen

des Kosmischen,
des Lebendigen,
des Menschheitlichen,
des Geistigen,
und zwar diese letzten in Abgeschlossenheit, oder in freiem, liebedurchflossenen Ergusse nach allen Seiten hin,

welche wir als die Hauptmomente der Entwickelung anzuschauen hatten.

Nun wohl! Was für Gestaltungen in der Staatsbildung haben sich ergeben, als wir betrachteten, in welcher Weise sich das Staatswesen unvollkommen einrichte, sobald es sich von dem vollständigen Idealbilde herabsinken lasse? Da handelte es sich nur

um den Bestand des Staats ohne weitern Zweck, —
um Macht nach außen und innen, —
um innere, aber einseitig aufgefaßte, oder von den andern losgelöste Zwecke des Staats.

Schon dieser Hinblick deutet darauf, daß eine Uebereinstimmung vorhanden sein müsse zwischen den Grundgedanken der verschiedenen Völker und Zeiten und der Staatsbestimmung, welche in jeder Zeit und jedem Volke heraustritt.

Der Grundgedanke aber ist überall kein anderer, als die Idee, welche jedes Volk sich vom Göttlichen erschafft, und in welcher es unbewußt das Abbild und Bekenntniß seines eigensten Wesens niederlegt.

Wagen wir es denn in leichten Zügen zusammenzustellen

die Idee der kosmischen Gottheiten mit den ersten Anläufen zu der ganz bestimmungslosen Bildung des Staats,

wie dieselben sich bei den nomadischen Völkern der weiten Ebenen Westasiens, später bei denen Südafrikas und von der Zeit seiner Entdeckung her bei denen Amerikas gefunden haben. Der Zusammenhalt war der lockerste, weil es an jedem innern Zwecke gebrach. So fehlt es auch an jeder festen Abgrenzung an die nächsthervortretende Gestaltung.

Diese Gestaltung ist die des ursprünglichen Despotismus, wie wir sie uns auf den unermeßlichen Flachländern Westasiens vorzustellen haben. Der Herrscher ist das schlechthin Waltende, seine Macht kann nur als unmittelbarer Ausfluß der göttlichen geltend werden, gleichwie das Licht als Ausströmung und gleichsam als Seele der kosmischen Körper an derselben Stätte und zur selben Zeit, wo der Despotismus seine höchste Urgestalt aufrichtete, von den Parsen göttlich verehrt, von den Magiern gefeiert ward. Diese ursprüngliche Machtstellung fordert nicht und gestattet nicht den Versuch besonderer Begründung und Rechtfertigung durch die Vernunft; sie ist die eigentliche Macht „von Gottes Gnaden."

der feste Angelpunkt, an dem der bisher lockere Zusammenfluß der Menge zu einem Staatskörper seinen festen Anhalt findet, gleich jenem diamantenen Nagel, mit welchem einst Zeus den eigenwilligen Titanen durch die Dämonen „Gewalt“ und „Kraft“ mitten durch die Brust an das Urgebirge fesselte, vergebens strebend die Befreiung und Herrschaft des Menschengeschlechts von den Olympiern abzuwenden. Denn aus der Willkürherrschaft selber, so ist der ewige Rathschluß, soll Vernunft und Recht erstehen und zur Herrschaft gelangen.

Zuvor aber muß das natürliche Dasein der Willkürherrschaft sein inneres Wesen offenbaren. Es trat auf als natürliche erste Form eines großen und festen Staatsganzen. Diese Form war eine nothwendige und so weit gerechtfertigte.

Allein der absoluten Macht des Einen steht die eben so absolute Rechtlosigkeit aller Andern gegenüber. Sie sind nur, was der Wille des Einen bestimmt, daß sie seien, sie hören auf, sobald er will.

Diese Gestaltung geht parallel jener, welche schlechthin im Lebendigen, welcher Art es auch sei, das Göttliche schaut. Neben den Thier- und Mischgestalten der ägyptischen wie auch der hindostanischen Gottheiten tritt der unbedingt und schrankenlos waltende Despotismus hervor, kein Recht erkennend gegenüber seinem Eigenwillen und Interesse, die Geschlechter der Menschen von Uralters her und für immer in Kasten zusammengesperrt und von einander abgeschlossen haltend, der Selbstbestimmung auf ewige Zeit verlustig.

Dieser zum Bewußtsein seines Wesens gelangende Des-

potismus enthüllt sich denn auch zuerst auf dem Punkte, wo er mit der religiösen Idee zusammentrifft: in Aegypten, am Bau der Pyramiden. Allen Aegyptern war (wie wir gesehen) jenes Anklammern an das Leben und dessen Gestalt angelegentlichstes Bedürfniß, untrennbar von ihrer Religion; jede Grabstätte galt ihnen als die wahre eigentliche Behausung des dort Ruhenden; so waren denn auch die Pyramiden die eigentliche Behausung der Könige, ihrer Erbauer, und diese allein hatten an ihnen ursprüngliches Interesse. Nun aber war die Erbauung gar nicht anders als mit der Gesammtkraft des Volks (oder zahlloser Schaaren desselben) zu ermöglichen. Unbedenklich trieben denn die Könige das Volk zusammen zu jenen Bauten für ihr ewiges Haus. Chefren und Cheops (im dritten Jahrtausend v. Chr.) werden als solche Zwingherren namentlich aufgeführt, welche Mittel und Leben des Volks für ihren Pyramidenbau, das heißt also für ihr persönliches Interesse aufgeboten haben.

Dies ist denn auch die Zeit des absoluten Eroberungsrechts, der Ausdehnung der Macht, ohne weitern Grund als den Willen des Herrschers nach außen, so weit und wohin es eben gehen will.

Mildere, der Menschenbestimmung näher tretende Staatsgestaltung zeigt sich bei den Hellenen, denen das Göttliche im Menschen und den verschiedenen Bestimmungen desselben offenbar wird. Wenn auch der Einzelne noch nicht zu voller Freiheit und Geltung gelangen kann, sondern unlösbar seinem Volke, dem Staat und dem Ethos desselben angehörig bleibt,

so hat doch schon die Individualisirung, die Anerkennung vom Wesen und Recht der Besonderheiten begonnen. Hellas ist kein Einheits- oder Gesammtstaat (erst vor dem Untergange wird er es), es ist eine Gruppe einzelner Staaten, die nur im Drange der Noth (wie in den Perserkriegen) zusammentreten, sonst aber jeder den besondern Stammescharakter gewähren lassen, — so die voranstehenden Staaten Athen und Sparta. Alle diese Staaten haben republikanische Verfassung und sprechen auch hierin die höchste Schätzung des Menschen aus, in welchem sie das Göttliche erkannt haben. Allein diese Anerkennung der menschlichen Hoheit und des menschlichen Rechts ist noch keine durchdringende, sie beschränkt sich auf die Freien, und unter diesen wieder lenkt sie sich den in Hetärien Verbundenen und bevorrechteten Geschlechtern zu. Es ist die erste menschenwürdige Staatsgestaltung, aber doch nur der vorbildliche Versuch vollkommenerer Einrichtung.

In Rom geschieht ein mächtiger Fortschritt. Rom faßt neben dem Gedanken der Macht nach außen nicht sowohl das Allgemein-Menschliche, als vielmehr den ersten der innern Staatszwecke, Gerechtigkeit, — als seine Aufgabe, und zwar nur nach innen, während nach außen Machtausdehnung ohne Rücksicht auf Recht Staatszweck bleibt. Aber diese Gerechtigkeit verräth die Einseitigkeit ihrer Fassung und die Loslösung von allen tieferliegenden Antrieben schon in der Form. Nicht das allgemeine und ewige Recht, wie es unter dem Einflusse der Vernunft und Brüderlichkeit waltet, tritt in

Rom als Staatsbestimmung hervor, sondern ein in jedem Punkte scharfverständig geformeltes und argwöhnisch verklausulirtes, etwa wie es scharfsichtige Anwälte feindlicher Parteien gegeneinander abwägen würden. Nicht blos die Rechte und Gerechtsame der römischen Bürger, der Provinzialen u. s. w. werden scharf gesondert, nicht blos dasselbe Recht, z. B. das Eherecht, erhält für die verschiedenen Volksklassen besondere Namen und Bedeutung, auch für Verträge und gerichtliche Klagen und Einlassungen sind scharfbemessene Formeln gegeben, deren Versäumniß den Verlust des Rechts nach sich zieht.

Und selbst diese scharfverständige Richtung auf den Staatszweck, wie er nun einmal gesetzt worden, hat ihr Vorbild in ganz eigenthümlichen Wendungen der religiösen Idee. Neben den Gottheiten, welche die Römer von Hellas und Hetrurien aufgenommen, machen sich eigenthümlich oder mit erhöhtem Nachdruck Zweckmäßigkeits-Götter geltend, so der Friedensgott Janus, dessen Tempel nur in Kriegszeiten geöffnet wird; so der Grenzgott Terminus; so drei besondere Gottheiten, welche die Pforte des Hauses (Schwelle, Pfosten) hüten. Später haben die Römer sogar die Gottheiten überwundener Völker gleichsam mit erobert und ihnen in Rom Altäre errichtet; es konnte vielleicht zweckmäßig sein.

Sehr leicht wird erkannt werden, worin das Schwankende dieser Parallelstellungen vom Religiösen und Staatlichen seinen Grund hat. Schon bei der Entfaltung der Gottesidee konnte nicht unbemerkt bleiben, daß die einzelnen

Phasen derselben in einander übergreifen; wie denn überhaupt im Gebiete des Geistes scharfe Abgrenzung selten ausführbar ist, und das um so weniger, je höher der Geist sich erhoben. Die kosmischen Gottheiten sandten im Lichtstrahl gleichsam ihre Vergeistigung aus, sie sind mit ihrer Herrschezeit nicht entschwunden, sondern im Bilde des Uranos in den hellenischen Götterkreis aufgenommen. Aegypter und Inder haben nicht blos das abstrakte Bild des Lebendigen, gleichviel in welcher Gestalt, festgehalten, sie haben in gleichem Sinne die Menschengestalt angeschaut und nachgebildet; und wiederum die Griechen, so gewiß ihnen das Göttliche im Menschenwesen und in Menschengestalt vor das Auge trat, sie haben Thier- und Mischgestalten, also das Bild des Lebens außerhalb des Menschlichen, keineswegs aufgegeben. Diese Verschränkungen der Religionsphasen sind schon früher vollständiger nachgewiesen worden. Jede Idee lebt in dem, was sie Wahrhaftiges enthält, ewig fort, in oder neben den neu hinzutretenden Offenbarungen, die dem Geiste werden.

So kann es denn nicht auffallen, wenn auch im politischen Gebiete Erscheinungen aus frühern Zeiträumen in spätern wiederkehren. Aber es wird sich immer zeigen, daß diese Wiederkehr keine platte Wiederholung ist (die Geschichte wiederholt sich nie), sondern eine weitere Bestimmung des Dagewesenen. So wiederholt sich die Gestalt des ursprünglichen Despotismus in bewußter Ausprägung seines Wesens in Aegypten; so kehrt sie nach dem Verderb der römischen Republik in den römischen Kaisern, größtentheils in blut-

besudelten Persönlichkeiten wieder. So wiederholt sich die Erscheinung der hellenischen Republiken in der von Rom, hier aber mit unermeßlich erhöhter Machtfülle und Staatskraft. Ja, noch nach dem Eintritte des Christenthums, mit seiner Alles durchdringenden und von innen heraus umgestaltenden Kraft, fehlt es nicht an der Wiederkehr des Despotismus und aller sonstigen Abirrungen vom christlichen Ideal. Auch die hohe Gestalt der republikanischen Staatsform kehrt wieder und hat ihre höchste Ausbildung noch aus dem christlichen Ideal zu erwarten. Denn bis jetzt hat jede der großen Republiken (Frankreich und Nordamerika) sich noch fest in ihre eigenen Interessen verschlossen, während es im Grundcharakter des christlichen Geistes liegt, seine Wohlthat über alle Völker zu verbreiten. Frankreich und England haben wider Willen und eigenen Vortheil dem nordamerikanischen Freistaate Anlaß gegeben, ja ihn in die fast unabweisbare Nothwendigkeit versetzt, diesen Fortschritt zu thun.

Einen flüchtigen Rückblick senden wir auf das, was oben (S. 62) über Idealität in der Wissenschaft, namentlich der Philosophie, bemerkt worden.

Wir fanden, daß die Philosophie, anknüpfend an die Naturbetrachtung, den Urgrund der Dinge zuerst in einem Urstoffe (oder mehreren) gesucht hat, dann in den Verhältnissen und Verbindungen der Stofftheile, dann endlich in einem geistigen Wesen, einer das Ganze bestimmenden und lenkenden Vernunft (Nous), neben welchem die Annahme des

oder der Urstoffe festgehalten wurde, — also eine Zweiheit im Urgrund der Dinge.

Nun! wiederholt sich nicht hier der Anfang der Entwickelung in der Idee vom Göttlichen? — Sogar örtliche Uebereinstimmung deutet sich an; der Anfang jener philosophischen Entwickelung ist in Jonien, also in Asien erfolgt, wo auch die großen kosmischen Gebilde dem staunenden Auge sich als die ersten Gottheiten offenbarten. Vielleicht wäre es nicht allzu gewagt, bei dem Strahl, den jene zu uns Erdenkindern herabgesandt, an die pythagoräische Lehre zu erinnern, welche in der Zahl das Verhältniß der Urstoffe zu einander und zu uns, das erste Zeichen allwaltender Vernunft, zu erkennen meinten.

Nun wandte sich die Philosophie nach dem eigentlichen Griechenland, also nach Europa. Hier war die Stätte, wo die Gottesidee im Bild und Wesen des Menschen sich offenbarte. Und hier auch war die Stätte, wo (durch die Sophisten und Sokrates) die Philosophie den Menschen zu ihrer nächsten Aufgabe erkor, bis in Plato Beides, das Ewige und Allgemeine und das Menschheitliche, zusammengefaßt erschien.

Ist die Zusammenfassung dreier, so verschiedener Gebiete nicht überhaupt ein Irrthum, so muß dieselbe (wie uns dünkt) als eine ganz naturgemäße, oder vielmehr als eine logisch-nothwendige erscheinen. Ueberall, wo man sich über das zufällige Einzelne zu erheben und von der Zufälligkeit und Hinfälligkeit des abgesonderten Einzelnen frei zu machen trach-

tet, bietet sich kein anderer Weg, als zu dem Allgemeinen, zu dem Urgrund alles Einzelnen, mag jenes Allgemeine nun Gottheit, oder Staat, oder Denkthat sein. Die Uebereinstimmung aber der Geistesbewegung auf den drei vornehmsten Wegen muß als Befestigung jeder dieser Richtungen dienen, da wir in ihr nicht ein zufälliges Nebeneinander, sondern Vernunftnothwendigkeit erkannt haben.

Bald wird sich den drei Richtungen eine vierte zugesellen.

Abwendung vom Ideal auf dem Gebiete der Kunst.

Für die hier uns erwartende Auseinandersetzung bedarf es noch eines ergänzenden Hinblicks auf die Idealität im Kunstleben.

Es ist bereits gezeigt worden, daß die Kunst nach Ursprung und Wesen, nach ihrer Aufgabe und deren Vollführung durchaus idealer Natur ist. Schon hiermit stellt sie sich zunächst an die Religion.

Noch ungleich näher tritt sie diesem Gebiete, da sie, wie schon früher angedeutet worden, mit derselben den Ursprung und die Hauptepochen ihres Daseins gemeinsam hat und von ihr die bedeutsamsten Bestimmungen und Förderungen empfängt.

Welches sind denn nun die wesentlichen Epochen der Kunst? — dieses Wort noch einmal, wie früher, als Bezeich-

nung des Inbegriffs aller Künste genommen; man dürfte vielleicht für diesen umfassendsten Begriff den Namen „Allkunst“ gebrauchen.

Die Allkunst (um den neuen Namen gleich zu verwenden) begreift folgende besondere Künste:

1) Architektur,
2) Plastik oder Bildkunst,
3) Malerei,
4) Musik,
5) Dichtkunst.

Von den Nebengattungen: Gartenkunst, zur Baukunst zu rechnen, — Tanzkunst, eine Seitengestalt zur Plastik, ist hier nicht nöthig zu reden. Ebenso dürfen die Uebergänge aus einer der Künste in die andere, — Verwendung der Plastik für Zwecke oder Schmuck der Architektur in Karyatiden, Verzierungen architektonischer Flächen mit Hülfe der Plastik und Malerei, — ferner die Verschmelzung von Plastik und Malerei durch Anmalung plastischer Gestalten oder durch Verbindung verschiedenfarbiger Stoffe für dieselbe plastische Gestalt, sowie endlich die Verknüpfung verschiedener Künste, z. B. der Dichtkunst und Musik, der Musik mit dem Tanze, — hier übergangen werden.

Was nun die obigen fünf Künste betrifft, so bedarf es wohl keines Beweises, daß sie jedenfalls die Hauptgestaltungen der Allkunst sind. Wir, die Erben einer Jahrtausende alten Kultur, sind gewohnt, diese Künste als gleichzeitige Erscheinungen vor uns zu sehen. Nicht so dürfte sich die Sache

in der Entwickelung des Kunstwesens gezeigt haben. Der Geist des Menschen greift nicht mit derselben Hand und im selben Augenblicke zu allem Möglichen, sondern er wendet sich zunächst dem Gegenstande und derjenigen Beschäftigung zu, welcher ihm in jedem Momente die nächstliegende, zusagendste, nothwendigste ist. So geschieht es vom einzelnen Menschen, so muß der Hergang bei den verschiedenen Völkern und Zeiten gewesen sein. Sei auch zuerst ein Einzelner an's Werk getreten, er verliert sich entweder mit seinem Werke, oder er trifft damit auf gleiche Neigung seines Volks und seiner Zeit, und nun erst wird, was er gestrebt, Eigenthum des Volks, der Zeit, der ganzen Menschenentwickelung.

Welches nun ist die Folge der Künste im Entwickelungsgange der Menschheit?

Die Folge ist keine andere und kann keine andere sein, als die des Gottesbewußtseins in der Entwickelung der allen Menschen und Zeiten gemeinsamen Idee vom Wesen der Gottheit. Ja, der Parallelgang in der Entwickelung jener Idee und der der Allkunst wird hier um so viel heller in das Licht treten, um wie viel verwandter Kunst und Religion sind im Vergleich zu der Idee vom Ewigen und ihrer Abspiegelung im Endlichen der Staatenbildung.

Welche Aufgabe hat nun jede der fünf Künste?

Baukunst, die erste der Künste.

Die Baukunst bereitet die Stätte, auf der das Heilige oder Hohe seine Stelle haben soll, — mag sie begonnen ha-

ben mit einem Kreise rohen Gesteins, das den geweihten Raum abschließt, mag sie sich das geheimnißvolle Dunkel einer Felsgrotte oder eines heiligen Haines erlesen und der Naturbildung ihre festende, ordnende, schmückende Hand geliehen haben, — ihr erstes selbständiges Werk ist die Errichtung des Tempels, der Stätte, in der die Gottheit wohne, in der wir uns opfernd und anbetend ihr nahen mögen.

Hiermit tritt die Baukunst als erste der Künste auf, und zwar als die Kunst des ältesten Kulturlandes, Aegyptens. Wir dürften die großen Reiche der asiatischen Ebenen nach Europa zu neben Aegypten stellen; Pyramiden- und Tempelbau, nur von geringerem Material (das einzig Zugängliche waren Backsteine statt des ewigen Granits von Aegypten) wiederholen den Grundgedanken Aegyptens. Neben die Tempel stellt Aegypten die Grabstätten, den in Stein verewigten Kampf um das Leben und seine Gebilde gegen den Tod und seine Zerstörung. Von den heiligen Stätten schreitet das Volk der Baukunst zu den Riesenbauten, in denen seine Könige wohnen, in denen sie nach ihrem Hinscheiden geborgen sein und ruhen sollten.

Nun wohl! Es ist die Stätte, an der die kosmischen Gottheiten walten und verehrt werden sollten; die kosmischen Gottheiten, die auch nichts weiter waren als Stätten für das Lebendige. Vielleicht gestattet man uns, bei den Obelisken von rosenfarbenem Granit, welche vor den Pforten des Tempels ewige Wacht hielten und sich gleich Ausstrahlungen der Erdfeste gen Himmel hoben, des Lichtstrahls zu geden-

ken, den die kosmischen Riesenbälle als ihre Vergeistigung und ihren Boten hinabsandten zu der Andacht der Parsen.

Und diese selbe Stätte, sie ist die Geburtsstätte des ursprünglich naturgemäßen und unschuldvollen Despotismus, in dessen auf Eine Person zusammengezogenem Walten sich das einheitvolle, unabänderliche, verantwortungslose Walten der Gottesmacht wiederspiegelt, jener parsische Lichtstrahl gleichsam Mensch und Person geworden ist.

Die höchste Intelligenz des Alterthums, das Volk der Hellenen, hat diese Idee in den kosmischen Gottheiten des Uranos und Kronos festgehalten und die Kunst Aegyptens verklärend übernommen.

Bildkunst, die zweite der Künste.

Von den Hellenen wissen wir, daß ihnen die Idee des Göttlichen im Bilde des Menschen erschienen ist. Das Bild des Menschen, aufgerichtet vor allem Volk in Tempeln oder auf weithin schauenden buschumkränzten Höhen, war ihnen die höchste Aufgabe; die Bildkunst mußte bei ihnen und konnte nur bei ihnen zur herrschenden Vollendung gelangen.

Auch die Aegypter (und neben ihnen die Inder) hatten Bildkunst; sie errichteten ungeheure Koloßbilder (die Memnonen) ihren Göttern und den Königen; sie bedeckten die Tempelwände und Mauern des Palastes mit endlosen Basreliefs; sogar ihre heilige Schrift (die Hieroglyphen) war größtentheils Abbild oder Sinnbild. Allein überall spricht

sich aus, daß nicht diese Bildnereien, sondern die Baukunst ihnen die vorwaltende Kunst war. Die Bilder sind unaufhörliche Wiederholungen desselben Gegenstandes, gleichsam Bild gewordene Denksprüche vom Dasein des Gottes oder Königs, vom Siege des Herrschers, der Unterwerfung besiegter Völker und so fort. Gerade die voranstehenden Gebilde der Götter und Herrscher ermangeln nicht blos jedes individuellen Zuges, sondern auch der ersten Aeußerung des Lebens, der Bewegung oder ihrer Andeutung; die Kniee sind aneinander geschlossen, die Arme an den Leib gebunden. Leben und Persönlichkeit oder individueller Ausdruck wird erst den hellenischen Bildern zu Theil. Und wiederum, wo das Leben sich bei den Aegypterbildern zeigt, — in den Basreliefs, — da sind die Bilder an die Tempelwand gebunden, Zubehör des Tempels.

In den ägyptischen Bildern also sehen wir nicht die Vollendung der Bildkunst, sondern nur die Vorbereitung zu der neuen Epoche inmitten der vorangehenden. Ebenso lebt die Kunst Aegyptens bei den Hellenen und allen neuern Völkern fort, — nicht mehr als die vorherrschende, allgewaltige, dafür aber bei Hellenen und Deutschen (die sogenannt gothische Baukunst) geistiger geworden und überall nach dem Sinne der Völker umgestaltet. Der bleiche aber leichte Marmor von Hellas tritt in geistreicher Mannichfaltigkeit an die Stelle des ewig ernsten Granits; die deutschen Dome des Mittelalters erheben, gleich dem Urwald der Fichten, der einst alles bedeckte, ihre tausend Spitzen und Zacken, mit dem hei-

ligen Sinnbild der Rose durchwirkt, gen Himmel, zwar nicht so hoch, aber auch nicht so einförmig und schwer an die Erde gefesselt. Denn die Pyramide hütet die Körperreste, Erde der Erde; der Dom aber, er weiset die andachtvollen Gemüther zum Himmel empor, Geist zum Geiste.

Malerei, die dritte der Künste.

Welches war die Aufgabe der Bildkunst? Darstellung der Gestalt. Diese Gestalt sollte zur Anschauung kommen; die Schaubarkeit also war der Zweck. Wozu aber dann die marmorne Fülle der Gestalt? Nimm die Schaubarkeit weg, und es bleibt todter Stein. In ihm ist nicht Leben, schlägt kein Herz. Daß die Gestalt angeschaut werde, darauf kommt es an; die Schaubarkeit ist ihre Vergeistigung, wie einst der Lichtstrahl die der kosmischen Gebilde.

Dies ist der Fortschritt zur dritten Kunst. Die Malerei bedient sich nicht der körperlichen Nachbildung, ihr genügt, die Gestalt erscheinen zu lassen, sie vergeistigt vor den Geist zu bringen.

Schon die Aegypter haben gemalt. Während das Basrelief den Uebergang bildet von der Vollgestalt der eigentlichen Bildkunst zur Malerei, schließen sie diese selber dem Basrelief an als dessen Fortsetzung. Sie malen mit leuchtenden und unvergänglichen Farben; aber diese Farben haben vor allem sinnbildliche Bedeutung, etwa um die verschiedenen Völker, Sieger und Besiegte, Aegypter, Juden und Mohren,

typisch von einander zu unterscheiden. Und es versteht sich, daß diese Malereien ebenfalls Zubehör des Baues sind, den sie schmücken, dessen Bedeutung sie auslegen.

Auch die Hellenen haben Malerei geübt. Nur Nachbildungen sind von ihren Meisterwerken geblieben, so in den pompejanischen Wandgemälden, so in der Mosaik der Alexanderschlacht. Nach diesen handwerkerlichen Wiederholungen zu urtheilen, hat die Malerkunst in Hellas ungleich Höheres geleistet, als vor der Entdeckung dieser Abbilder von den Urbildern irgend vermuthet werden konnte.

Und dennoch war die griechische Malerei nur Nachklang der eigentlich hellenischen Kunst, der Plastik. Wie im Götterkreise galt überwiegend das Bild des einen oder andern Gottes. Die Plastik war die geeignetste Kunst für solche Einzelbilder; wo sie aber hinausschritt zur Verknüpfung mehrerer Gestalten, z. B. in der Gruppe des Menelaos und Patroklos und des Laokoon, da ist wieder die eine beider Gestalten in dem Maße Hauptperson, daß die andere nur als gleichsam erläuternde oder vollendende Nebenfigur erscheint, öfter sogar (wie im Laokoon oder der Gruppe des farnesischen Stiers) in einer der Naturwahrheit entsagenden Verkleinerung. Ja, wo sich die Bildkunst auf reichere Zusammenstellungen einläßt, wie in der Niobidengruppe, da ist eine der Gestalten nachdrücklich über die andern erhoben, und jede derselben ist in solcher Selbständigkeit aufgeführt, daß sie für sich allein zur Geltung kommen, ja von den andern losgelöst werden kann.

Beweisender als diese und ähnliche Bemerkungen dafür, daß die hellenische Malerei neben der Plastik nur untergeordneten Rang behauptet haben kann, ist der Umstand, daß die Hellenen keinen Gebrauch von der Perspektive gemacht haben. Diese in ihrem doppelten Ausdrucke der Verkleinerung und der Abschwächung von Licht und Farbe mit der zunehmenden Entfernung war ihnen unbekannt. Die Perspektive aber ist der Malerei schlechthin unentbehrlich, wo diese ihre Bestimmung, reichen und weiten Anblick — weit über das Vermögen der Plastik hinaus — erfüllen soll. Wie sinnreich und doch wie unzulänglich das geistreiche Volk dem wohlgefühlten Mangel abzuhelfen gesucht, kann an dem Wandgemälde von Helle und Phryxus betrachtet werden.

Wo kam nun die Malerei zur Herrschaft?

Ihre Vollendung und die Herrschaft erhielt sie erst im Christenthum, und zwar unter dem Walten der katholischen Kirche. Denn diese Kirche hatte die Aufgabe, das Heilige, das Göttliche — nicht etwa körperlich in unsere Mitte zu führen, sondern unserm Auge und damit unserm Geiste erscheinen zu lassen. Sie wollte also, was der eigentliche Sinn der Malerkunst bietet. Höchst bedeutsam nimmt der Fürst der katholischen Malerei, Raphael, alles, was die wiedererstandene hellenische Kunstwelt Erhebendes und Belehrendes ihm bot, in seine Lebensaufgabe hinein. Bis zu ihm hin waltete reine Christlichkeit in der Malerwelt, wie sie noch nach ihm von Oberweg und Andern unter dem Drucke der Unerreichbarkeit Raphael's wieder hervorgesucht wurde.

Nur Jener vollbrachte in seinem Geiste die Verschmelzung des hellenischen und christlichen Geistes. Nur ein verwandter Geist folgte ihm hierin, aber auf anderm Pfade: Goethe, der dem deutschen Geisteshelden Faust die hellenische Urschöne zuführt in der Gestalt der wiedererweckten Helena.

Musik, die vierte der Künste.

Plastik gab das Körperliche, in dem das Leben enthalten sein soll; aber nur die Außengestalt, nicht das Leben selber vermochte sie zu fassen. Malerei, sich freihaltend von der Last und Beschränkung der Plastik, gewährt die Erscheinung des Lebens in seiner Außengestalt, und überläßt uns, aus dieser Erscheinung das Wirken des Lebens zu enträthseln. Zudem sind beide Künste auf den Augenblick beschränkt, in welchem sie das Erscheinende erfassen. Das Leben aber ist nicht in einen Augenblick verschlossen, es strömt fort in unaufhörlichen Wandlungen und Fortschritten.

Das inwendig wallende und waltende und fortwirkende Leben, das im getreuen Wiederhall uns zu offenbaren, — vielmehr die Räthselwelt des verhüllten Innern in Räthselsprache uns geheimnißvoll zu deuten: das ist die Bestimmung der Musik, — Räthsel sie selber, Räthselsprache für die ewigen Geheimnisse der Menschenbrust. Ihre Töne, sie geben die Spannung und den Grad der Spannung des tönenden Körpers kund; es sind dieselben Spannungen und Schwingungen, welche in den Gefühlsnerven des Menschen stattfinden. So

wiederholt sich in allen Gestaltungen und Vorgängen der Tonwelt und Klangwelt, was sich im Leben der Gefühlsnerven begiebt; das beiderseitige Leben des innern Menschen und des Schallwesens, es ist auf gegenseitige Sympathie und Einverständniß hingewiesen. Dies ist viel zutreffender der Fall, als hier, an dieser Stelle, dargelegt und erwiesen werden kann. Anderswo wird darauf zurückzukommen sein.

Diese Kunst, schon die Aegypter haben sie geübt (heißen sie doch nach ihrem eigensten Instrumente „das Volk der Systern"); sie müssen, nach den erhaltenen kunstreichen und köstlich geschmückten Harfen zu urtheilen, diese Kunst geliebt und gefördert haben. Der ganze Orient, nach ihm Hellas, hallte von Musik wieder; Hellas verschmolz sie in kunstsinniger Weise mit seinen dramatischen Gedichten.

Dennoch war es nicht diesen Alten beschieden, — denn es lag nicht in ihrer Sinnesweise, — die Kunst des Innern zur Vollendung zu führen. Das ganze Alterthum, und ganz besonders das voranstehende Volk der Hellenen, war im Sonnenglanze seines Daseins auf das Bestimmte, Positive in der Kunst, auf die bestimmte Gestalt hingewiesen und damit dem Innerlichen, dem mystisch Verhüllten abgewendet; selbst die Philosophie, wie man an Plato erkennt, mochte der Anschaubarkeit nicht entrathen.

Erst das Christenthum, dem innerlichen Leben zugewendet, den Blick auf das Ueberirdische, Körperlose geheftet, seinem ganzen Wesen nach Mysterium, gleichsam die Geburtstätte des in sich zur Selbsterkennung gewendeten Seelen-

lebens und die Zufluchtstätte für die nach ihrem Ursprung hinverlangende Seele, erst das Christenthum konnte diese Kunst, das seligspielende Abbild seiner selbst, zur Vollendung und Herrschaft bringen. Und das Letztere auch erst spät. Denn unter dem Walten der Mutterkirche flog sie, gleich den Seraphim, mit Flügeln des Licht- und Farbenschimmers, die Antlitz und Gestalt ihr verhüllten. Sie war Heiligung, Anbetung, Herrlichkeit — und nichts weiter. Erst als Luther mit seinem gewaltigen

„Das Wort sie sollen lassen stahn!"

dem Volke die Urkunden seines Glaubens zurückgab, erst da durchdrang aus dem Worte der Strahl des Gedankens mit siegender Bestimmtheit den heiligen Dämmerschein; der göttlich erweckte Geist des Menschen erfüllte sich und beseligte sich im waltenden Lichtgewande des ewigen Mysteriums.

Sehr spät erst ist diese jüngste der Künste zu ihrer Vollendung gelangt; Sebastian Bach und Händel, die Söhne des vorigen Jahrhunderts, bezeichnen die ersten Fußtapfen auf der Höhe.

Und die Dichtkunst, die fünfte der Künste? —

Wesentlich unterscheidet sich die Dichtkunst von allen übrigen Künsten darin, daß sie der körperlichen Berührung ihres Gegenstandes sich enthält und nur seine Vorstellung im Geiste zu ihrer Aufgabe hat. Daher kann ihr nur das Organ des Geistes selber, die Sprache, als Mittel für ihre Offenbarungen dienen. Allein dieses Organ setzt sie sogleich

mit den andern Gebieten des Geistes in enge, oft gar nicht scharf abzugrenzende Beziehung.

Am nächsten ist sie der Religion und den Offenbarungen über dieselbe verknüpft; es ist schon angedeutet worden, daß Religion und Dichtkunst aus derselben Wurzel erwachsen. Den Hellenen sind die ersten Dichter, Homer und Hesiod, zugleich die Ersten, welche ihren Glaubensvorstellungen feste Gestalt verleihen. Ihre Tragödien sind zugleich Kunstwerk und religiöse Feier, wie an dem ersten ihrer dramatischen Dichter, Aeschylus, am klarsten erkannt wird. Die heiligen Dichtungen der Inder sind zugleich Poesie und Urkunden des Glaubens. Dasselbe ist von den hebräischen Dichtungen zu sagen.

Ein gleich enges Band verknüpft die Anfänge der Philosophie und der Geschichte mit der Poesie. Das Buch Hiob, die Vordichtung zu Faust, es ist der Philosophie — oder will man lieber sagen: der nachdenkenden Betrachtung, der Gedankenarbeit, welche der Philosophie vorausgeht? — gleichmäßig angehörig wie der Poesie. Das Gleiche muß wohl von Dante's göttlicher Komödie gesagt werden, in welcher, nach christlich-katholischer Anschauung, Gericht gehalten wird über geschichtliche Persönlichkeiten, ein Gericht aber, das sich unter den Händen der schöpferisch gestaltenden Poesie vollbringt. So auch ist Homer — zwar durch und durch Dichter, aber sein Inhalt berührt sich eng mit der Geschichte. Und damit man die enge Verknüpfung beider Offenbarungen noch klarer erkenne, prüfe man die ersten und größten — überhaupt alle vollendeten Geschichtschreiber. Sie erkennen als Pflicht,

nur urkundlich oder durch Zeugen Erhärtetes zu überliefern. Haben sie es je gekonnt? Reichen die Urkunden in der That so weit, das volle Leben der Zeit und ihrer Ereignisse, — die volle lebendige Gestalt des Helden, — die innere Geistesarbeit, welche der That vorausgegangen sein muß, zur Anschauung zu bringen? Und wird das Geschichtswerk ohne diese Vollendung seinen Schöpfer, diesen Herodot, diesen Thucidides, und wie sie sonst heißen, befriedigen, das Volk wahrhaft belehren und fördern? Allerdings wird nicht die willkürlich schweifende Phantasie zur Hülfe berufen werden, wohl aber jene Macht des geistigen Schauens, welche das von außen Erfahrene mit dem eigenen Gedanken zu einem gleichmäßig freien und fest begründeten Gebilde verschmilzt.

In diesem freien Sein der geistigsten aller Künste liegt es denn auch begründet, daß dieselbe Begleiterin aller Zeiten ist. Denn in allen Zeiten bedarf der Mensch, ihrer bewußt zu werden und dieses Bewußtsein im Gestalten- und Farbenspiel der Poesie zu verklären. Daher hat die Poesie an der Wiege des Mythos gestanden, — und nach Jahrtausenden hat sie diese schöpferisch gestaltende Macht noch einmal am Mythos neu bewährt. Goethe hat in seinem Faust das Mysterium des Weibes als des gebärenden, des heilig geheimnißvollen und seiner Bestimmung unbewußten erkannt; er ist damit bei der Lösung seines heiligen Gedichtes geradezu an den Mariendienst geführt worden, diese geheimnißvolle Schöpfung der katholischen Kirche. Und indem er seinen Faust zu „den Müttern“ hinabsteigen läßt, die im Schooße

der Erde alles kommende Leben ersinnen und weben und an das Licht senden, hat er, zugleich im Sinne der Hellenen und des Christenthums, einen neuen Mythos geschaffen, — keineswegs Bedürfniß der Zeit, aber wahrlich! eben so wenig bloßes Spiel der gaukelnden Phantasie.

Rückblick.

Ueberschauen wir noch einmal mit raschem Blicke das Gewebe aller Künste, gewahren wir, daß sie alle anknüpfen an das Höchste, an die Idee vom Ewigen und Göttlichen, und daß sie alle (denn überall ist Poesie die treue, alles erleuchtende Gefährtin) ihr Gewebe über alles Endliche ausdehnen, alles im Sinn und Lichte des Ewigen anschauend: so haben wir nun erst von der Bedeutung der Künste — der Allkunst — den vollen und würdigen Begriff erlangt. Von der Wiege des Menschengeschlechts durch seinen ganzen Lebenslauf hindurch ist diese Allkunst, wechselnd in ihren Aufgaben und Gestaltungen, die beseligende, erhebende, belehrende Geleiterin der Völker. Um so höher stellt sich ein Volk, und um so reicher ist es, je mehr es sich der Begabung aus der Welt der Ideen theilhaftig macht. Ja die Art, die Eigenthümlichkeit, die innere Einheit jedes Volks giebt sich in ihrem Antheil an den Künsten zu erkennen.

Die Italiener stehen voran in Bildkunst und Malerei, sie, die Erben klassischen Landes und klassischer Geistesrichtung. Was die Deutschen (Albrecht Dürer u. A.) hier geschaffen, es ist gedankentiefer und treuer der Wahrheit nachringend,

aber unbegünstigter in der Kraft der Gestaltung und im Schmelz der Farbe.

Die Dichtkunst aller romanischen Völker ist im Wesentlichen Wiederspiegelung der klassischen Dichtkunst. Nur Dante, und er ganz einsam, tritt weit hinweg von allem Dagewesenen und Nebenstehenden auf Allen unzugängliche Höhe. Nur die große Revolution, und vor ihr ihr Vorkämpfer, der Dichter-Philosoph Jean Jacques Rousseau, haben die Franzosen aus dem Bann gelöst, in dem das Alterthum sie gefangen gehalten.

Das sonderlingische Inselvolk Britanniens hat als Denkbild seiner einstigen Geisteshöhe den einen Shakespeare hingestellt, der in seiner unerreichten Macht und Vielgestaltigkeit den Maßstab giebt für alles, was das klassische Alterthum und die neuere Zeit vermocht.

Arm, — verarmt durch politische Zerklüftung und Verwahrlosung, steht inmitten aller Völker das deutsche. Vollender der innerlichsten Kunst — der Musik — theilnehmend an allen Künsten, reich gesegnet in seinen Dichtern — diesem Schiller, Goethe und wie die Andern heißen, wie in den Männern freier Geistesarbeit: seinem Philosophen Kant und der ganzen Reihe nach ihm, und seinen Sehern Jakob Böhm, Hamann ... hat es unaufhörlich Zeugniß gegeben von dem Schatz in seinem Innern, unaufhörlich den voranschreitenden Hohen nachgedrängt und nachgerungen. Und immer wieder hat es seine Zerklüftung, das Zurückbleiben der Einen, die Verarmung und Verkümmerung der Andern gebüßt, überall

sich auf das eine Grundgebrechen hingewiesen sehen müssen: den Mangel der Volkseinheit. Wohl hat Goethe wahr gesprochen, wenn er von den Deutschen noch im Jahre 1790 sagt:

„Die Deutschen sind im Durchschnitt rechtliche, biedere Menschen, aber von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunstwerks haben sie nicht den mindesten Begriff......“*)

Er hat nur unerwähnt gelassen, wie unermeßlich weiter das Gebiet ist, das der deutsche Geist zu durchmessen hat im Vergleich zu dem der romanischen Völker, da bei uns, durch den schrankenlos waltenden Hang nach freier Selbstbestimmung getrieben, jeder Geist — der Dichter wie der Musiker — seine eigene Bahn sich bricht und einsiedlerisch selbständig verfolgt, während die Dichter und Musiker der romanischen Völker auf der Vorarbeit ihrer klassischen Vorfahren beruhen und, uns damit um anderthalb Jahrtausende voraus, im Wesentlichen alle denselben Weg gehen und Einer dem Andern vorarbeitet oder nachhilft.

Wohl hat der Hellsehende wahr gesprochen! Er selber hat nur spät die volle Würdigung und Aufnahme für seine Werke gefunden, die ihm gebührte. Ja, noch heute ist dem Tiefsten, was er gegeben: dem zweiten Theil des Faust, den Bruchstücken seines Prometheus (Pandora), dem zwiefachen Räthsel der indischen Legende..... — nicht vollgenügendes

*) Brief an Reichardt in dessen Biographie von H. M. Schletterer.

Verständniß entgegengekommen. Und wie lange hat der edelsten Söhne Deutschlands einer, Gluck, harren müssen, bis er im Vaterlande nur Zulassung (Nachfolge noch bis heute nicht) gefunden. Und wie Mancher ist unverstanden, kaum gehört, in das ungeschmückte Grab gesunken. Nur einer, Grabbe, sei genannt. Von Geburt ein Dichter, an dramatischer, scenischer Kraft er allein ein Nachkomme Shakespeare's, war er in die Mitte des deutschen Volks gestellt in derselben Zeit, wo es der politischen und damit der dramatischen Kraft verlustig war. Hineingeworfen sah er sich in die feindlichsten Verhältnisse, verkümmert in seiner geistigen Entwickelung, verkümmert an leiblicher Nothdurft, ganz auf sich allein gestellt, einzig durch das Gefühl des innern Berufs gehoben und gehalten, von klügern und besonders glücklichern Dichtern, — solchen, die es sein wollten, — begroßmüthelt, zuletzt dennoch dem trübsten Geschick zur Beute, das zu vergessen er den scheuvollsten Weg einschlug. So sank er hin, dem Anderes verheißen schien, der unter günstigen Verhältnissen ein Licht seines Volks hätte werden können. Ja, diese deutsche Nation, sie wallt durch die reiche Flur dahin, der emsig umschauenden und dann wieder träumerisch in sich gekehrten Schnitterin vergleichbar, welcher die Hälfte der gesammelten Aehren aus der übervollen Schürze unbeachtet wieder entfällt. Wer das nicht ertragen mag, wer nicht am Erblühen schon seinen Lohn hat, der bleibe verborgen in der dunkeln Scholle. Goethe aber durfte sich der Versäumniß, so weit sie ihn betraf, getrösten und hat es urkundlich gethan. Denn was er gab,

es war zu tief, um gleich „populär" (sein eigen Wort) zu werden, und er, der Liebling seines Hofs, von Geburt an das Schooßkind des Glücks, er hatte seine Stellung zu abgesondert, außerhalb des Volks genommen, das sich mit all' seinen Neigungen und Gesinnungen, seinen Zielpunkten und seinen Hoffnungen nothwendig in seinem Schiller eher wiederfinden mußte, als in dem hoch herabblickenden Günstling der Musen und Fürsten.

Abfall vom Ideal in der Kunst.

Nun wir mit einiger Vollständigkeit das Gebiet der Künste durchblickt und ihr ideales Walten geschaut, wie es an die Idee des Ewigen und Göttlichen anknüpft und die ganze Gestaltenwelt des Endlichen umschließt, dieselbe im Sinn und Lichte des Ewigen erfassend, — nun erst läßt sich klar erkennen, wie der Abfall vom Ideal sich hier, auf dem Gebiete der Kunst, vollzieht. Es geschieht, indem der Gedanke des Ewigen entschwindet und damit die ewige Wahrheit, welche der Inhalt aller Kunst ist, sich verhüllt. Dann bleibt dem Künstler von allen Antrieben, die seine Brust anschwellten, nur der eine Drang, sich künstlerisch gleichsam zu bethätigen, der Gestaltungstrieb zurück. Dem Volke, das in dunkler Ahnung von den Lippen des Künstlers Worte des ewigen

Lebens erwartet, wird trügerisch das Endliche des Göttlichen, Leere dargereicht, der Beruf der Kunst: Lehrerin und Priesterin dem Volke zu sein, er verkehrt sich spottwürdig dahin, daß Vergnüglichkeit und Zeitvertreib Zweck wird und das Buhlen um die Geneigtheit des betrogenen Volks an seine Stelle tritt.

Hart klingt das Wort Abfall, und doch, wie gerecht trifft es oft; hat nicht auch unser herrlicher Schiller kraft seines strengen Berufs und Gewissens und mit dem würdevollen Ernst, der ihm vor allen deutschen Dichtern eigen war und ziemte, ausgesprochen, daß überall, wo die Kunst gesunken, es durch die Schuld der Künstler geschehen sei. Man kann dem strengen Worte beistimmen. Schuldige sind, wenn die Kunst verfällt, ihre Träger, die Künstler.

Aber sind sie die einzigen Schuldigen? — Was können sie anders sein, als der Mund des Volks, das sie geboren und mit seiner Kraft und seiner Schwäche, mit seinem ganzen Naturell von Geburt an ausgestattet und in die Mitte, in die Einflüsse und Mitwirkung all' der Verhältnisse gestellt hat, welche es selber, theils ererbt und überkommen, theils mit- und ausgestaltet hat? Der absoluteste Herrscher, der erste Napoleon, Friedrich der Große und sein Vater, sie waren nicht durchaus auf sich selbst gestellt, nicht die alleinigen Träger der Thaten und Geschicke, welche sie und ihre Völker getroffen. Sie waren, wie unbedingt ihr Walten erscheine, eng und unablöslich mit ihrem Volke verbunden; das Volk, des Volkes Art legt sein Gewicht in die

Wagschale der Entschließungen und Geschicke. Und der Künstler sollte entscheidungsmächtiger sein als der Herrscher? — Nein! wenn irgendwo und irgend einmal die Kunst durch die Künstler gesunken ist: so hat es nur geschehen können, indem die Künstler durch das Volk und mit dem Volke gesunken sind; den für sich allein sinkenden Künstler würde das feststehende Volk dahingeben.

Allein auch dem Volke, nämlich dem heute lebenden, kann, daß es gesunken, nicht unmittelbar als Schuld beigemessen werden. Das Volk ist ein langlebiges Wesen; wir Heutige sind Erben der Vorangegangenen, Erben ihres Guts, aber auch ihrer Schuld und Fehle. Noch langlebiger ist die Kunst; sie lebt von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Volk zu Volk fort. In dieser Weite des zwiefältigen Lebenslaufes verhallt das Wort Schuld, und was oben Abfall geheißen worden, was im Gegensatze dazu, Erhebung zu nennen wäre, beides verfließt zu milder Wellenlinie, die das Leben der Kunst und der Völker zeichnet. So hat die Vorsehung es geordnet, damit wir nicht erliegen unter der angeerbten Schuld und unserer Schwäche, und damit wir in den Momenten nachlassender Spannung Kraft sammeln zu neuer Erhebung. Nur dürfen wir nicht der Erschlaffung dahinsinken, nicht der neuen Erhebung vergessen.

Wie zeichnen sich nun in der Kunst die Momente des Sinkens? — Es tritt hier dieselbe Weise vor unser Auge, der wir auf politischem Gebiete gegenüber gestanden haben, und die sich dort als unvollständige Auffassung des Ideals zu erkennen gegeben.

Im Kunstgebiete geschieht die erste und leiseste Abwendung in der willkürlichen und unbewußten Hinwendung auf Künste, welche nicht unserer Zeit, sondern einer frühern, wesentlicher Ausdruck ihres Geistes sind. Kaum darf man gleichwohl wagen, diesen Moment als Abirrung zu bezeichnen. Wenn sich in unsern Tagen ein künstlerisch erwecktes Gemüth der Baukunst, der Bildkunst zuwendet, so fällt vor allem in das Auge, daß beide Künste nach ihrem jahrtausendalten Dasein noch fortbestehen im Leben und Bedürfniß der Menschen. So muß auch jenen Künstlern, wie jedem Menschen, das Recht der Selbstbestimmung gewährt bleiben; ja, mehr wie den meisten Menschen, weil sich einer Kunst widmen, nicht Sache der Willkür oder freien Wahl ist, sondern Folge eines mächtigen, oft unwiderstehlichen Berufs.

Dennoch wird nicht verborgen bleiben, daß diese Künste längst ihren Höhenpunkt, sagen wir lieber die Gipfel ihres Daseins überschritten haben.

Die Baukunst hat ihre höchste Aufgabe gefunden und vollführt in den Tempeln, — in denen südlicher Völker (Aegypter, Griechen) und nördlicher, in den deutschen Domen. Der Styl dazu hat sich aus der Natur der Völker, des Landes, des Baustoffs mit innerer Nothwendigkeit ergeben. Ein neuer würde nur in einer neuen Phase des Völkerlebens, die wir noch gar nicht vorauszusehen vermögen, oder in willkürlich schaffender Phantasie des Künstlers seinen Ursprung finden können; im letztern Falle gebräche ihm jene ursprüngliche Kraft, welche nur der vernunftnothwendigen

Schöpfung eigen ist. So kann denn der freie Wille sich auch in unsern Tagen der Baukunst widmen; das Bedürfniß des Lebens wird stets den Baukünstler willkommen heißen. Allein die höchste Aufgabe findet er in frühern Jahrhunderten gelöst — er kann nur wiederholen, was schon geschaffen ist, oder dem Bedürfniß des Lebens dienen.

Nicht viel anders verhält es sich mit der Bildkunst. Sie blühte, als die Götter Menschen waren, und die Menschen im Bilde der Götter sich selber schauten; sie blühte im warmen Hellas, wo man — nicht blos im Ringerspiel der Gymnasien — den Anblick der Nacktheit gewohnt war und sich seiner freute, in einem Volke, dem Leibesschönheit und dazu Aehnlichkeit, Verwandtschaft der Körper- und Gesichtsbildung bei weitem eigener war als uns. Götter und Menschen boten dem Künstler einen weiten Kreis von Aufgaben, seinem Auge den steten Anblick, dessen er zu seiner geistigen Nahrung bedurfte, weithin ausgebreitete Verständniß und Sympathie für seine Schöpfungen.

Was findet von dem allen der um zwei Jahrtausende zu spät geborene Künstler unserer Tage und unseres Volks? —

Wohl ist allgemein bekannt, was ein Thorwaldsen und seine Genossen Herrliches, Bewunderswürdiges geschaffen. Wer kennte nicht, wenigstens aus Abbildern, das Denkmal, das jener in einer Kirche zu München dem Vicekönig Eugen Beauharnais errichtet? Neben dem edlen Bilde des zu seiner Grabstätte Hinwallenden hat die Muse der Geschichte unter dem schweren Augenlide den Blick auf das Buch ge-

wandt, in dem sie seine Thaten verzeichnet. Der Bote des Todesschlafes, ebenfalls mit jener seltsamen Schwere der Augenlider, senkt die Fackel zum Erlöschen. —

Wie viel Herrliches wäre hier noch zu berichten! Dennoch, es sind Nachblüthen des hellenischen Frühlings, exotische Gewächse unter dem rauhen, nebelverschleierten Himmel der Nordlande. Jene Götter, die Erstgefeierten der Bildkunst, sind hinabgestiegen und haben die ihnen eigene Kunst mit sich hinabgeführt; nur einen bleichen Nachschimmer wirft sie zu uns Nachstaunenden hinüber. Wer den Abstand ermessen will, vergleiche die Marmor Michel Angelo's mit den alten, wie hartnäckig auch der gewaltige Neuere, dem die Oelmalerei nur für Weiberwerk galt, sich dagegen gesträubt.

Eine zweite und gewichtigere Abwendung schließt sich der ersten geistesverwandt an. Es ist das Zurückgreifen auf Ideen und Lebensphasen, welche einst ihr Recht hatten, der neuen Zeit aber nicht mehr angehören, in ihr kein wirkliches Leben führen, sondern sich als fremdartige Schemen in sie eindrängen möchten, ohne jemals wahre Sympathie erwecken zu können, die nur unter gleichartigen Wesen stattfindet. Ein merkwürdiges Beispiel schreibt sich aus jener Zeit tiefen Falles her, wo das getheilte und damit entkräftete, ja feindselig gegen sich selber kämpfende Deutschland, vor Napoleon erlegen, in der Gegenwart nirgends einen erhebenden Anblick fand, ein Bild, dessen Anschauen ihm Selbstbewußtsein und Kraft wiedergeben konnte. Da, wenige Jahre vor der ruhmreichen Erhebung des Volkes durch seine eigene

Kraft, irrte der Blick weit ab von der trostlosen Gegenwart in die fernste Vergangenheit, um das Volk in seiner Kraft und Herrlichkeit wiederzufinden. Das alte Nibelungenlied brachten emsige und treue Forscher wieder zu Tage. Alsbald entzündete sich eine ganz eigenthümliche Poesie an der lange verdeckt gewesenen Glut. L. M. Fouqué war es, der in zahlreichen Dichtungen die alten Recken in der gewaltigen Pracht ihrer Glieder, im Glanze der Gewaffen und der unausschöpflichen Kraft des Körpers und Heldenmuths wieder heraufführte an den Tag. Irrt man allzu sehr, wenn man Spuren dieser Reckenhaftigkeit in mancher Schöpfung des greisen Meisters Cornelius, dessen Jugend jener Zeit nahe war, wiederfindet? — Oder hat Giulio Romano (etwa mit dem Sturz der Giganten im Palazzo del Te zu Mantua) eingewirkt? Aber beugen wir uns in Ehrfurcht vor dem greisen Meister, der, wohl erkannt von König Ludwig von Baiern, für seine Kunst eine neue Epoche heraufgeführt und die alte Münchenstadt mit mächtigen Bildern zu bevölkern gewußt. —

Und damit die jüngste der Künste bei dem Reckenspiel nicht fehle, hat Richard Wagner jene altentlegene Zeit mit ihren Helden und Göttern und Zaubern zum Inhalt seiner von ihm selbst gedichteten Opern erkoren, in denen er „das Kunstwerk der Zukunft“ zu begründen vermeint.

Aber jene Recken, sind sie Menschen wie wir? Gleichen sie den Helden der hellenischen Dichtung, diesem Diomed, Ajas, dem herrlichsten des ganzen Heldenkreises: Achil-

leus, dem unseligsten schuldlos-schuldigen Oedip? Diese alle sind Menschen gleich uns, wenngleich hoch erhaben über unser und unserer Schicksale Maß. Mit ihnen allen können wir leben und fühlen; selbst mit Orest, wenngleich wir frei geworden sind von jenem hellenischen Ethos, das ihm nur zwischen einer und der andern Todesschuld die Wahl ließ. Jene Helden der Nibelungen sind nicht Menschen, nicht Wesen unserer Art; sie sind eherne Maschinen, von einem Zauberhauche beseelt, in einem unauslöschbaren Zornesfeuer auf einander einzudringen und einzuhämmern. Selbst die Frauen, sie kämpfen mit; ihr zarter Busen birgt jahrelang gesparte Rache. Geliebt sind sie den Helden, und hochverehrt gleich Göttinnen, — aber zugleich niedergebeugt zu unbedingter, willenloser Unterordnung, der auch das Wort nicht, die Frage nicht in dringender Herzensnoth erlaubt ist. Und diese Walkyren, diese nur nebelhaften, kaum erkennbaren Götter und Zauberwesen, Riesen und Drachen, Elementargeister und Zwerge, für die Wagner alle Künste der Scene, des Dekorateurs und Feuerwerkers aufbietet, jedes der Wesen im eigenthümlichen Lichte, in rother oder blauer oder grüner Anleuchtung erscheinen zu lassen, — wir kennen sie nicht, wir glauben sie nicht! Keine Weise findet unsere Tonkunst für sie, nur andeutende, räthselhaft allaugenblicklich abgerissene Anklänge. Wohl fühlte sich Wagner hingewiesen in jene Welt des Unbestimmten, des blos Anklingenden, da die Kraft musikalischen Gestaltens und die dazu erforderliche Kunstbildung geringer in ihm sich fand, als seine nach allen Seiten hin

regbare Phantasie und die allgemeine Bildung, welche er sich reicher, als die Mehrzahl der Musiker, angeeignet.

Gleichwohl hat er ein vollgemessen Recht an seine Zeit, der die Idealbilder, welche, kurz zuvor vorübergegangen, in den Nebelabgrund traumhaften Vergessens hinabzusinken begonnen.

Als schwere Verirrung hat Wagner's Weg gekennzeichnet werden müssen; er führte hinweg aus dem Kreise unsers Lebens zu Gebilden oder vielmehr Phantomen, die nicht unserer Art, nicht dem wirklichen Menschengeschlechte zugehörig, nicht geeignet waren, in der Menschenbrust Sympathie, nicht einmal in unserm Geiste lebenvolle Anschauung zu wecken. Dennoch gebührt diesem Manne eine Ehre, und wahrlich keine geringe. Wie er nun einmal seine Welt geschaut und geschaffen, so ist er diesem Schauen unverbrüchlich treu geblieben, so hat er gar nichts Anderes gewollt, als diese Gestalten, wie sie nun einmal in ihm sich aufgerichtet, dramatisch uns vorzuführen. Das Drama, dieses Spiegelbild der in ihm heraufbeschworenen Welt, es war und blieb einzig und ausschließlich ihm Zweck und Ziel. Nichts galten ihm daneben die Gelüste der Sängerinnen und Sänger, der Virtuosen im Orchester, all' der Herkömmlichkeiten, welche sich auf der Opernbühne eingenistet haben. Selbst die Musik sollte nichts sein, als das Idiom für seine Personen. In diesem Trachten wär' er der Nachfolger Gluck's geworden, hätte er sich nicht aus der Welt der Menschen und menschengestaltigen Götter hinwegverloren in das Schattenspiel jener Phantome, an deren Göttlichkeit wir nie geglaubt und glau-

den können, deren Wallen auf Erden wir uns in den alten Mähren erzählen lassen, die aber unserer Theilnahme, die jeder Theilhaftigkeit am Menschenleben verlustig werden, sobald man unternimmt, sie leibhaft als wirkliche Menschen, als Unsersgleichen vor uns zu bringen.

Man wende nicht ein, er habe nicht anders gekonnt, sein künstlerisches Vermögen habe ihn in diesen Kreis gebannt und unwiderruflich darin festgehalten. Das eben zeichnet ihn als einen Charakter, daß er gar nicht anders kann, als sich selber, der einmal eingeschlagenen Richtung treu und anhängig bleiben, daß Naturanlage und Bildung, seine äußern Schicksale wie seine Gesinnung ihm unabwendbar seinen Weg gewiesen, daß die Spuren dieser unabänderlichen Richtung sich sogar bis in die Einzelheiten seiner musikalischen Diktion verfolgen lassen. Für die Gewaltsamkeiten seiner Scene sind ihm gewaltige Schallmassen, ist ihm ein besonders an Blech-Instrumenten überreich ausgerüstetes Orchester Bedürfniß. Diesem gegenüber reicht die Schallkraft der Solosänger nicht zu; die Stimmen derselben müssen also, selbst in Momenten ruhigerer Rede, selbst im Munde untergeordneter Persönlichkeiten (Herolde rc.) in die höhern Lagen hinaufgewiesen werden, welche nur dem Ausdrucke der Leidenschaft zugehören. Von hier aus und unter dem fortwirkenden Einflusse jener willkürlichen Phantastik, welche nothwendig der Wahl des Stoffes entspringt, verliert die musikalische Rede jene Wahrhaftigkeit, welche ihr nur eigen sein kann, wenn sie sich dem Menschlichen und Naturwahren widmet, und welche sich in

allen Meistern (Händel, Gluck ꝛc.) übereinstimmend erkennen läßt. Noch weniger kann jenes Maßhalten auf solchem Wege gewonnen werden, dem alle wahren Künstler nachstreben, so lange nicht — in seltenen Momenten — die Aufgabe mit gebieterischer Nothwendigkeit zum Aeußersten drängt. Raphael hat auf seiner Transfiguration dem besessenen Knaben die Glieder verrenken müssen; aber er hat dies qualvolle Wesen mit überreicher Fülle gesunder und würdiger und schöner Gestalten sühnend umgeben. Die blutigen Marterbilder hat er den Niederländern überlassen.*)

Wie tief sich aber Wagner in seine Anschauung versenkt hat, wie ganz unbedingt und untrennbar sie ihn beherrscht, das zeigt sich, vielleicht greiflicher noch, als in seiner Komposition, in den Planen, die er schon früher und jetzt wieder in einem durch den Druck veröffentlichten Bericht dem jetzt regierenden König von Baiern vorgelegt hat.

Im Fortschreiten auf seiner Bahn ist er bekanntlich auf eine Trilogie geführt worden, die zu ihrer vollständigen und ungetrennten Darstellung (weit ausgedehnter als die Aeschyleïschen Trilogien) drei aufeinander folgender Abende bedürfen würde. Dies neben den überall bei uns eingeführten und nöthig gewordenen Theatereinrichtungen zu ermöglichen, ist ihm die Errichtung eines besondern Opernhauses nöthig erschienen.

*) Umständlicher, besonders in musikalischer Hinsicht, hat der Verf. in seiner „Musik des neunzehnten Jahrhunderts," S. 109 und 169—179, über Wagner gesprochen.

Treu sich selber, treu der einmal gesetzten Aufgabe hat Wagner sich erwiesen. Will man das Gegenbild erblicken, so schaue man zurück auf seinen nächsten Vorgänger, auf Meyerbeer, dessen nachgelassenes Werk, die Afrikanerin, soeben die Scene beschreitet.

Meyerbeer — welche Fülle von Geist und allgemeiner Bildung, welcher Reichthum musikalischer Begabung (allen Zeitgenossen weit überlegen), welche künstlerische Gewandtheit, welche Emsigkeit und Unermüdlichkeit haben sich in dem einen Manne zusammengefunden! Wahrlich, genug um ihn den größten Künstlern anzureihen!

Und er hat Verderber werden müssen all' der reichen Gaben, die in ihn gelegt worden waren, — Verderber! das harte Wort muß gesprochen sein, wenn man die Werke des reichbegabten Mannes vom Standpunkt idealer Kunst betrachtet.

„Denn bei all' seinen bewundernswürdigen Eigenschaften und Geschicklichkeiten hat ihm nur Eins gefehlt: Ehrlichkeit — Ehrlichkeit des Künstlers. Diese besteht darin, daß man irgend etwas außer sich selber ernstlich und treulich will, daß der schaffende Künstler seinen Gegenstand, wie er ihn schaut und fühlt, hinstellen will — oder vielmehr hinzustellen sich durch die Macht der schöpferischen Liebe gedrungen fühlt und dieser Macht sich ohne Vorbehalt und Rücksicht und Seitenblick hingiebt." Nirgend ist es ihm um seinen Gegenstand zu thun, liebt und bildet er ihn um seiner selbst willen; sondern er traut ihm nicht,

anvertraut sich ihm nicht in hingebender Treue, er umbollwerkt ihn mit allen ersinnlichen Außenwerken, braucht ihn und alles, was er bringt, nur zu seinem Profit, um Effekt zu machen. Dieses Machen in Effekten ist Charakterzug für den Künstler geworden, Niemand hat es so gründlich verstanden und mit so reichen Mitteln betrieben; es durchzieht und bedingt diese Werke von ihrem Ursprung bis zum letzten Zug ihrer Ausführung. Wie vielerlei hat in diesen Hugenotten, in diesem Propheten zusammengeschleppt werden müssen, drängt nacheinander her, drückt sich neben einander auf der überfüllten Bühne, was alles nicht zur Aufgabe, nicht zum eigentlichen Inhalt gehört, nicht die Handlung fördert, nicht die Charaktere zeigt und entwickelt! Was nur aus der ganzen Breite der Zeit, aus all' dem Trödelkram des Lebens, zu effektuiren schien, mußte herbei: Sonnenaufgang, Schlittschuhlaufen, Hirtenschalmei, Feuerpinken, Tänze, Hochamt, Explosionen, Zigeuner, Prozessionen, Studenten, Vesperläuten, Louvre-Erleuchtung, Umtritt der Königin — wer kann in der Kürze zählen, was in vier oder fünf langen Stunden ausgekramt wird. Was nur Musik vermag, — im ersten Momente vielleicht der treffendste Charakterzug alter, derber Zeit, im zweiten Lärm ohne Grund und Maß, im dritten ein Solfeggio auf dem großen und kleinen Nonenakkord auf und ab schwankend, das übernächtige Schmachten moderner Sentimentalität, dieser Sehnsucht nach Sehnsucht, im vierten Koloratur, im fünften irgend eine Mesalliance von Pikkol und Kontrabaß: kein Bandhändler kramt mehr Façons auf den

breiten Ladentisch aus, allen wird alles geboten. Schade daß Eins das Andere drückt und erstickt und alles das Eine, das Kunstwerk. Zerstreut und ermüdet schleicht man aus der kostbaren Trödelbude nach Hause.

Aber wie trefflich hat dieser Mann die Zeit studirt auf der Hochschule von Europa! Hat denn diese Zeit Charakterkraft und Thatendrang? Hat sie denn ein tief innerlich festes Wollen? Trägt denn diese „Gesellschaft", die Salon und Theater bezahlt und beherrscht, irgend eine Macht des Hasses oder der Liebe im Busen, kennt sie neben den rein persönlichen Interessen ein dringender und aufrichtiger Bedürfniß als Zerstreuung zwischen der ermüdenden Hatz materieller und ehrsüchtiger Bestrebsamkeiten? Meyerbeer wird künftigen Geschichtschreibern ein Charakterzug der Gegenwart sein; denn „wer seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten." Schade, daß so herrliche Begabung so verschleudert werden mußte."*)

Woher denn nun so betrübende Verirrung? Es ist schon ausgesprochen! — Die Zeit selber, die Gesunkenheit seiner und unserer Gegenwart, sie hat den Künstler mit sich hinabgezogen! Allerdings war wohl sein Naturell von Geburt an und aus der Umgebung seiner Knabenjahre der erste Anstoß für seine ganze Lebensrichtung; allerdings machte sich später Italien, die Sirenenstimme des damals alles verlockenden Rossini geltend, den Jüngling auf die Bahn hinüberzulocken, die dem Welschen so süße Lust und so schimmernden Ruhm

*) Aus: Die Musik des neunzehnten Jahrhunderts, vom Verf.

gewährt hatte; man nannte ihn damals den Nebenbuhler Rossini's, seinem Vorbild in der Harmonie überlegen. Endlich gelangte er gar nach Paris, in die Mitte dieser unmusikalischen, aber bühnengewandten Franzosen, zu diesem nüchternen und von Grund aus prosaischen, aber allerhöchst geriebenen und pfiffigen Scribe, der unerschöpflich war an Rathschlägen, wie man die längst übersättigten Pariser nochmals und abermals ködern und exaltiren könne. Aber all' diese Antriebe hätten nicht hingereicht, — wie sie gegen unsern Gluck, als er genau denselben Weg ging, — nichts vermocht hatten, — wäre nicht der vollkommenste Einklang dieser Persönlichkeit mit seiner und unserer Zeit entscheidend geworden. Lange genug hat er in seinem — unserm Vaterlande nicht Wurzel fassen können, bis zuletzt die immer mehr und mehr erschlaffende Gegenwart Deutschland hinüberzog auf die französische Bahn.

Denn das ist eben das schwere Verhängniß, daß, wo die Idealbilder entschwinden, nach allen Seiten hin zugleich, nicht blos nach dieser oder jener, die Künste sinken. Da zerren denn Künstler und Volk in geistloser Geschäftigkeit, was ihnen kurz zuvor anbetungswürdiges Ideal war, hinab in die Trivialität des gemeinen Alltags. Da drängt sich an die Stelle der Muse, welche uns zu heiligen berufen war, mit ihren lüsternen Schmiegungen und Tänzen die grell geschminkte Bajadere, allzeit fertig für den Zeitvertreib und die geheimen Lüste des im Schweiße des Alltags ermüdeten Haufens. Und die Künste, entfremdet ihrem wahren Berufe, spiegeln jede Flachheit, jede

Niedrigkeit, das ganze Demi-monde-Leben mit diesen zerrissenen und verhöhnten Ehen, mit diesem gedankenlosen Lächeln über dem ängstlich pochenden Herzen wieder, und tödten zuletzt noch die Scham, welche die Menge zurechtführen oder den Taumel wenigstens hemmen könnte.

Dieser Anblick, nicht zum ersten Mal enthüllt er sich unserm Auge. Ihn genauer zu betrachten, weisen wir als unziemend an dieser Stätte von uns. Doch mangelt es auch jetzt nicht an Zeugen des höhern Berufes, der an uns ergangen. Wenige Jahre nur sind es, daß Kaulbach, Cornelius' milderer, menschlicherer Nachfolger in jenem Nachtbild eine neue Idee hervorgerufen, wo die entseelten Schaaren der Hunnen und Römer aus bleiernem Todesschlafe die schweren, starrgewordenen Leiber aufrichten und auf dem Brodem ihres vergossenen Blutes emporschweben, die zweite Schlacht, die Geisterschacht zu schlagen. Manches andere ideale Kunstgebilde wäre noch zu nennen, wenn der Raum es gestattete.

Wohl hatte der Weise, der hohe Dichter Anlaß (S. 237), sein Volk zu schelten. Aber er forderte, er schalt, — wagen wir das Wort! denn Aufrichtigkeit und Wahrheit, sie gelten höher als jedes Namens Ansehen, — zu schnell, zu ungestüm. Dies deutsche Volk, das selbst in Tagen der Versunkenheit Blüthen aus seinem Geiste hervortreibt, es muß doch wohl Verständniß haben für das Hohe, da es die Kraft hat, es aus sich zu erzeugen! Nur das Selbstgefühl ist ihm zeitweis abhanden gekommen, das aus Selbständigkeit und Freiheit er-

wächst und ihr erster Schmuck und Lohn ist. Darum ist es allzeit bereit, vom Auslande, besonders von diesem Frankreich her alles Niedrigste an sich heranzuziehen; darum wagt es oft nicht, sich schnell und freudigen Muthes zu den Idealen zu bekennen, welche sich aus der eigenen Brust am freiesten und eigensten und kühnsten erhoben.

Schluss.

Eines, — wenn nicht alles Vorhergegangene Irrung war, — Eines haben wir erschaut und begriffen:

Die Zeiten rollen über dem Menschengeschlecht dahin, eine endlose Kette, deren Anfang und deren Ende für ewig dem Menschenauge verhüllt bleibt. Jedes Glied dieser Kette, dieser organisch und faßlich gewordenen Ewigkeit, bringt dem Menschengeschlecht einen Strahl des Ewigen; das sind die Ideale, in denen wir den Gedanken des Ewigen schauen, das Endliche im Licht des Ewigen entzückenvoll wiederfinden, Maß und Ziel für die Einrichtungen der Menschen im Verbande der Staaten.

Jeder dieser Strahlen geht von demselben Licht aus, jedes der Ideale trägt in seinem Innersten ewige Wahrheit und ewiges Leben. Das uralte Volk der Aegypter ist in seine Grabstätten gesunken; aber sein Gedanke, — wie er sich im Riesentempelbau noch bis heute erhalten und über die Völker ausgebreitet hat, er lebt fort.

Die Götter Griechenlands, sie sind von ihren Altären herabgestiegen; aber alle Herrlichkeit und Hoheit des Menschengeschlechts, die sich dort offenbaret, sie sind Wahrheit und dauern fort für alle Zeit.

Keiner der Künstler und Dichter, welche jemals von einem Strahl des Ewigen entzündet worden, kann verloren gehen. Sie sind in's Grab gesunken, aber ihre Werke leben fort; und sind die Werke selber in Staub zerfallen, so lebt ihre Idee fort im Geiste der Menschheit; denn nichts Ewiges kann untergehen.

Wohl aber können wir Menschen — Einzelne und ganze Völker — des Ewigen, das uns vergönnt war zu schauen, vergessen und verlustig werden.

Der Mensch, das Volk, das seinen Idealen abfällig wird, gleicht dem Leichnam. Die Seele ist entflohen, fremdes Gewürm und die naturläufige Verwesung, sie beginnen ihr Spiel; es ist auch ein Leben, oft scheinbar rühriger und vielgestaltiger als das entflohene eigene Leben.

Du, mein Volk! halte fest an den Idealen, die zahlreicher geschaart, reiner und höher keinem Volke gesandt worden! Halte fest an den hohen Gebilden, die, lichtdurchflossene Genien, deinen Pfad dir erleuchten und deine Ziele dir weisen!

Allein — was ist Ziel und Leuchte, wenn du nicht die Kraft findest, in diesem Lichte deinen Zielen nachzudringen.

Ahnest du nicht, kannst du je vergessen sein der Aufgabe, welche sichtlich gerade dir beschieden ist? — Einst

waren es die Hellenen, welche allen andern Völkern die Leuchte des Geistes und humaner Bildung vortrugen! Nicht, gleich den erzenen Römern, fanden sie ihren Beruf darin, die andern Völker zu beherrschen; ihren Geist und ihr Licht überallhin zu verbreiten, das war ihre Aufgabe, selbst in jener letzten Zeit, wo sie — den nachfolgenden Römern schon näher tretend, — ihre Waffen in das Morgenland trugen, um dem Geiste die Pforten zu öffnen.

Welchem der neuern Völker wäre es beschieden, vorzuleuchten auf der Bahn des Geistes und der Sitte, wenn nicht dir, dem idealsten von allen, dem demüthigen und aufrichtigen, dem stets bereiten, jedes andere Volk in seiner eigenthümlichen Natur zu erkennen und anzuerkennen, jedem gerecht und gewärtig und treu zu werden, gegen keines sich zu überheben?

Halte nur fest an deiner Sendung und glaube an sie! Die Macht des Geistes, der Glauben an die Offenbarung des Ewigen, die Segensgestalten, welche die wahre Sittlichkeit tragen, Gerechtigkeit und Bruderliebe für Alle: sie tragen in ihren Händen die Zukunft.

Was uns Menschen, was dir, deutsches Volk, jenem Segensboten entgegenzutragen obliegt, das ist unerschütterlicher Glauben an deine Ideale und den Beruf, der weltgeschichtlich dir geworden. Ohne Glauben vermögen wir nichts Hohes zu vollbringen oder zu erreichen, und ewig wahr bleibt auch jenes Wort: Hättet ihr Glauben eines Senfkornes groß, ihr würdet Berge versetzen können.

Und nichts darf gegen diesen Glauben der Anschein man-

gelnder Kraft, ja, die zeitweise Versunkenheit und Verderbniß, ja selbst der Anschein der Unmöglichkeit, der Unerreichbarkeit unserer Ziele gelten. Was ist Unmöglichkeit? Kennen wir die Grenzen des Möglichen, kennen wir nur die Grenzen unserer eigenen Kraft? Und wissen wir nicht, daß in allem, was geschieht, neben unserm Thun noch eine zweite, ganz andere Kraft mitwirkend in Bewegung ist? Ehrlos, — so sagten schon die Alten, — Verbrecher ist, der am Vaterlande verzweifelt.

Allein das Letzte darf dir nicht fehlen: Thatkraft und Muth, zu vollführen, was die idealen Gebilde als Aufgabe dir gezeigt. Denn die ideale Welt, sie ist nur die eine Hälfte des Daseins, nur dem einen Pol anhängig, der in das Nichts zerstiebt, wenn ihm nicht der andere Pol gegenüber wirkt, die Welt des Realen, die Verwirklichung der Ideale um sich versammelnd. Nur durch beide Pole legt sich die Axe des Lebens. Hell schauen und treu bewahren die Ideale, welche uns gesendet worden, das ist die eine Pflicht der Menschen. Unser Leben, unsere Thatkraft an ihre Verwirklichung setzen, das ist die andere. Auch dir stellt sich diese Pflicht ernst mahnend vor die Seele! Und da ist Niemand, Niemand von der Pflicht Aller entbunden, vom Herrscher bis zum Letzten im Volke. Niemand kann und darf, was ihm obliegt, — das heißt, was ihm zu thun möglich ist, auf den Andern wälzen wollen! daß nicht die Mahnworte des alten Kirchenliedes:

„Wie sie sich unter einander verklagen,
Und wiederum sich zu entschuldigen wagen."

mit der Geißel des Hohns die Säumigen treffe.

Bewähre, was du so oft bewährt: nach reifer Prüfung den Muth, der vor nichts zurückschreckt, der vollbringt, was erwogen und beschlossen! Zu hundert Malen, — gegen die unbesiegten Römer, — auf Luther's Wort, — wider den stärksten und verführerischsten aller Eroberer, — hast du dich bewährt! verliere nimmer die Stunde, welche zur That ruft. Reiche sind verloren worden und Völker untergegangen, wenn der verhängnißvolle Stundenschlag überhört worden. Denn der eherne Schritt der Weltgeschichte, er wartet nicht auf den Säumigen, er schreitet über ihn hinweg zum Gericht.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Namenregister.

Berichtigungen:

Seite 1 Zeile 9 von unten, das mit ß.
S. 95 „ 6 von oben, das Wort drei einmal zu viel.



